Tagebuch

aus

Languedoc und Provence

von

Moritz Hartmann.

Erſter Band.

Darmſtadt,

Druck und Verlag von Carl Wilhelm Leske.

1853.

Bayerische
Staats-Bibliothek
München

Inhalt.

Letztes Kapitel als erstes.

Ein Schloß am Meere — Languedocer Abende — Gäste — Antikes und chriſtliches Leben — Wein und Seidenwürmer — „So lebt nun deine Sappho" — der Aufruhr in den Sevennen — Orientirung — Seite 3—40

Zweites Kapitel.

Eine todte Stadt — Mährchen — Nimes bis Avignon — Maison-carrée und Arena — Griechen und Römer — Ein teſtes Gebäude — Chriſtenthum in Nimes . . . . . 43—68

Drittes Kapitel.

Avignon und der Palaſt der Päpſte — Ville-Neuvelez-Avignon — Eine ſchöne Nonne — Ruinen — Die weiße Schreckenszeit — Marſchall Brune . . . . . 71—97

Viertes Kapitel.

Vaucluſe — Petrarca — Ein Brief von Petrarca — Die berühmte Fontaine — Laura's Nicht-Grab — Fortuné Guiran — Parteien in Avignon — Thymian — Avignoner Romantik — Avignoner Sagen und Geſchichten . . . . . 101—115

Fünftes Kapitel.

Tarascon — Das Schloß des guten Königs René — Politiſche Gefangene — Die heilige Martha — Einige alte Maler — Die Tarasque — die Kettenbrücke — Beaucaire — Der Markt von Beaucaire — Ein heſſiſches Mädchen — Einſt und jetzt . . . . . 115—132

Seite

Vom Meere.

(I. Intermezzo.)

Widmung — Ankunft — Wunsch — Alter Brauch — Zuruf — Noch nicht — Zuletzt — Nebelmorgen — Erinnerung — Wiedersehen — Ein Wrack — Dünensand — Abendgang — Morgen am Strande — Nacht nach dem Sturme — Trost — In der Fischerhütte — Rhoda — An das Leben — Im Parke — Ein Tropfen des Meeres . . . . . 135—160

Sechstes Kapitel.

St. Remy — Antiquarische Betrachtungen — Gränzen des Griechenthums von Marseille — Römische Monumente — Mad. Lafarge — die Alpinen — Ein einsamer Schäfer — Die Monolythstadt — Die Herren von Baux — Geschichte der Waldenser in Frankreich 161—190

Siebentes Kapitel.

Arles — Geschichte der Stadt und der Heirath der schönen Ghyplis, auch Petta, auch Aristoxene genannt — Arelat — Die Arena und ihre verschiedenen Geschichtsphasen — Verwahrung gegen falsche Voraussetzungen — Gewissenhaftes Verdict über Glanz und Verfall der arlesischen Schönheit — Ein Opfer der Sitte — Mondscheinschwelgereien — der Klosterhof von St. Trophyme und die Elisecamps — das Museum — Ultramontanismus in Arles — Adolph Stahr's Idylle . . . . . 191—229

Achtes Kapitel.

Marseille — Griechenthum und Christenthum — Eine Hercules-Mythe — Der Etang de Berre — Reisegrundsätze — Der Hafen, der Handel, das Leben, die Kunst — Die Arbeiterinnen — Glasgow und Marseille — Die Wunder von Notre-Dame de la garde — Schöne Traum- und Rauchpunkte — Papety-Chateau d'If, Mirabeau und Monte-Christo — Wilde Jäger — Ricard — Ab nach Aix . . . . . 234—274

Letztes Kapitel als erstes.

Ein Schloss am Meere — Languedocer Abende — Gäste — Antikes und christliches Leben — Wein und Seidenwürmer. — „So lebt nun deine Sappha“ — der Aufruhr in den Cevennen. — Orientirung.

Bayerische Staatsbibliothek München

Letztes Kapitel als erstes.

Latour de Farges — so heißt ein altes Schloß, das sich auf einem der letzten südlichen Ausläufer der Cevennen bescheiden, doch romantisch schön erhebt. Wie ein Posten von der ungeheueren Festungsmauer des Cevennengebirges blickt es klug und muthig weit hinaus über die Ebene Niederlanguedoc's bis an's Meer. Hundert Schritte gegen Süden und man befindet sich an der Eisenbahn und in der Ebene. Einst war das Schloß, der Thurm der Seigneurs de Farges, von Ringmauern, Thürmen und Wallgräben umgeben; die Gräben sind heute gefüllt und von Vernis de Japon bepflanzt, die Wälle sind gänzlich gefallen oder haben sich zu friedlichen Gartenmauern erniedrigt und verdünnt. Nur ein kleines Stück ist in seiner ganzen Höhe mit der Gallerie und der hinaufführenden Treppe stehen geblieben. Die drei Thürme aber ragen in ganzer Größe empor und suchen

noch heute eine feudale Grimasse zu machen; der eine breit und schön überkuppelt, die andern von Zinnen und Zacken gekrönt. Aber trotz ihrer feudalen Maske haben auch sie sich friedlichem Geschäfte und friedlichen Einwohnern gewidmet. Der eine, ehemals ein Gefängniß oder eine Folterkammer, — denn die Herren de Farges hatten eigene Gerichtsbarkeit, — ist ein Taubenhaus geworden; in dem andern verleben Kaninchen ein sybaritisches Dasein; nur der dritte ist als Gefängniß eines Goldadlers aus den aufrührerischen Cevennenbergen seinem ursprünglichen Charakter treu geblieben. Anstatt des Wächters auf der Zinne sitzt ein stolzer Pfau auf der gewaltigen Akazie am Thorthurme und warnt seine junge Brut und die ganze Basse-cour mit trompetendem Rufe, wenn sich in den Lüften ein Geier der Berge wiegt, blickt aber ruhig herab, wenn der zahme Falke über seine Kinder hinfliegt.

Auf der von den Thürmen flankirten Terrasse wachsen junge Pinien und andere südliche Bäume auf; in den Winkeln hocken gewaltige Aloen. Ihre Blätter tragen zahllose Inschriften und sind ein Stammbuch des Schlosses geworden. Da ist mancher bekannte Name zu lesen. Den Taubenthurm umschlingt liebend ein Rosenbaum, der den berühmten, von Ludwig dem Frommen gepflanzten Hildesheimer an Größe und Blüthen weit übertrifft. Er bildet einen heiteren Kontrast gegen die Cypressen, die

auf ihn ihre melancholiſchen Schatten werfen. Aber was ſüdliche Vegetation vermöge, zeigt erſt die Anglaiſe, ein ſchattiger Garten, der ſich an die Terraſſe ſchließt und gegen Oſten auf Lunel Viel und die weingeſegneten Ebenen von Lunel blickt. Der Roſen- und der Dichterlorbeer, die purpurblühende Granate, die Cypreſſe und Pinie, die Stacheleiche, der rothe Judasbaum, der wuchernde Vernis de Japon ſtehen in dichten, engzuſammengedrängten Gruppen da und weben kühle Dämmerung für die Stunden der Sieſta. In ihren Zweigen ſingen hundert Nachtigallen Tag und Nacht. Sie haben Zuhörer genug; denn an der Gartenmauer wiegen unzählige, vielbeſungene provenzaliſche Roſen ihre goldenen, weißen, rothen, braunen Kronen. — In ſolcher Umgebung erhebt ſich das eigentliche Schloß: ein unregelmäßiges, altes Gebäude mit tiefen Fenſtern, dem das platte Dach wie ein alter zu weit gewordener Hut tief in die Stirne bis auf die Augen fällt. Es würde ein mürriſches Geſicht machen, wenn die heitere Sonne des Südens, die es vergoldet, das erlaubte; wenn der Geſang der Nachtigallen, die es umtönen, ſeine Düſterheit nicht in liebliche Melancholie verwandelten. Dann fühlt man ſich ſo wohnlich in ſeinen Kreuz- und Quergängen, in ſeinen breiten gewölbten Sälen, in ſeinen gepflaſterten kühlen Stuben, in deren Fenſter der Feigenbaum oder der Epheu wie zum

Gruße seine grüne Hand hereinstreckt. Als wollte die Natur das liebe Nest vor den Fröſten des Nordwindes ſchützen, zieht ſie von unten herauf einen aus Epheu und hundert andern Schlingpflanzen gewobenen Teppich über die Mauern bis auf das Dach. In wenigen Jahren wird das ganze alte Gemäuer einem grünen Nachtigallenneſte ähnlich ſein. Auf der einen Seite, dem Süd-Oſt zugewendet, wächſt ein kleines Thürmchen mit einem Balkon aus dem Gemäuer heraus. Dort ſteige man hinauf, um die ganze Herrlichkeit Niederlanguedoc's kennen zu lernen, jenes Landes, von dem es heißt:

„Du findeſt dort die Milde des Himmels, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Mannigfaltigkeit des Feldes, des Weingartens, der Wieſe; die Verſchiedenheit der Früchte, die Annehmlichkeiten des Hügels und der Ebene und eine außerordentliche Zahl von Flecken, Schlöſſern, Dörfern und Städten."

So beſchrieb Roland Laporte, der Weinbauer und große Kamiſardenprinz, das Land, als er ſeinen General, den Schäferknaben und Bäckergeſellen Jean Cavalier. mit dem Herzogstitel belehnte und ihm dazu Niederlanguedoc, „wo ſchon ſo viele Menſchen ſeinem Geſetze gehorchten", als kleine Gabe zu ſeiner Verlobung ſchenkte. So beſchrieb er es vor hundert und fünfzig Jahren, ſo iſt es noch heute. Des Abends erkennt man ſeine Gränze

am Pharus vom Grau, der ſein Licht, wie ein beweglicher, in's Meer geſunkener Stern herüberſendet.

Wie herrlich war dieſe Ebene zu ſehen, als am Johannisvorabend nach der Sitte des Landes „vor all' den Flecken, Schlöſſern, Dörfern und Städten", ja vor jeder einzelnen Meierei die gewaltigen, von Weinreben genährten Flammenſäulen aufſtiegen. In weiter Ferne erblickte man dunkle Geſtalten, wie Hexen, durch die feurige Lohe fliegen; das waren die Bauern und Bäuerinnen, welche glauben, daß ein ſolcher Sprung durch die heilige Johannesflamme ſie für das ganze Jahr vor dem in den Sümpfen lauernden Fieber ſchütze. Wie grauenvoll ſchön war ſie zu ſehen, als man in einer Herbſtnacht die Sümpfe bei Aigues-Mortes in Flammen ſteckte, um ſie mit der eigenen Aſche für das nächſte Jahr zu düngen. Als ob Ninive und Babel und Perſepolis, neben einander aufgeſtellt, von Einer ungeheuren Flamme verzehrt würden. Der Himmel brannte mit und die neunzehn gezackten Thürme von Aigues-Mortes ragten glühend in die Nacht empor, wie die letzten Reſte von Ninive, Babel und Perſepolis. Die Sterne erbleichten, die Vögel in den Neſtern erſchracken vor dieſer Morgenröthe, aber ruhig und ſtolz wiegten die Flammenſäulen einander ihre Häupter zu, wie ein feuriger Wald, deſſen Wipfel ein ſanfter Morgenwind bewegt.

Wie traurig aber war das Land, als an einem ſchönen Junimorgen plötzlich ein Heer von Nebeln aus dem Meere ſtieg, landete, ſich mit den Nebeln der Sümpfe vereinigte und einen traurigen, ſchaurigen Siegeszug über die Ebene hin begann. Sie ſchienen ſo langſam zu wandern und doch wie ſchnell verſchwanden Dörfer und Städte hinter ihnen, wie bald lag eine weiße Nacht, ein feuchtes Leichentuch ausgebreitet über das ganze Gefilde! Die Sonne erbleichte und verſchwand, die Lerchen ſanken erſchrocken und ſtumm in ihre Neſter, den Leithammel ergriff paniſcher Schrecken und mit tönender Glocke lief er dem Schäfer voraus, von den Garrigues fort nach Hauſe in den Stall, und ihm nach die ganze Heerde. Die Bauern ſagten: da drinn ſitzen die Fieber. Einzelne Tropfen, die zur Erde fielen, waren wie Thränen von Kindern, welche die Geiſter geraubt und hinter ihrem weißen Gewand verſteckt forttrugen in unbekannte Fernen. Wer kennt das ſchöne Volkslied der Griechen nicht, das von Charos ſingt, dem reitenden Tode, der auf Rücken, Hals und Croupe ſeines Pferdes Greiſe, Jünglinge, Weiber, und, ach, ſo viele Kindlein entführt. Er reitet immer fort und will ſich nicht aufhalten beim Brunnen; denn dort könnten die Geliebten ihre Jünglinge, die Gatten die Gattinnen, die Mütter ihre Kinder erkennen — „wer könnte dann ſie trennen“!

Aber herrlich, unbeſchreiblich ſchön iſt das Land jeglichen Abend, ſelbſt nach ſolchen Nebelmorgen. Wunderbar iſt die Mannigfaltigkeit, die Verſchiedenheit der Sonnenuntergänge. Jeden Tag ſchmückt ſich dieſe ewig junge Königin mit anderen Reizen und Juwelen, um jeden Tag mit anderer und neuer Schönheit in das Brautbett zu ſteigen. Bald iſt ſie in glühendes Gold, bald in ſanftblauen Sammt, bald in dunklen Purpur gekleidet. Die goldnen Wölklein, ihre Pagen, haben es von der Herrin gelernt und ſind wie ſie unerſchöpflich in Erfindung neuer Trachten. Silbern, golden und purpurn — manchmal auch in Trauer gehüllt, folgen ſie ihr nach, tragen ſie ihre Schleppen oder ſprengen auf feurigen Roſſen um ihren Siegeswagen. Launiſch wechſelt ſie ihr Kleid oft unzählige Male in der Minute, blickt ebenſo ihr Geſicht bald lächelnd, bald melancholiſch, und mit ihr ändert ſich ihr ganzes Hofgeſinde. Beherrſcht von ihren Launen, beginnt die ganze Natur ein magiſches Spiel. Die Cevennen erglühen; ihr König, der Pic St. Loup, erhitzt ſich und ſieht mit leuchtender Stirne der Sonne entgegen, die ſich gnädig lächelnd zu ihm niederbeugt; doch zieht ſie weiter und er verſinkt nach und nach in Trauer und mit ihm alle Vaſallen, die vom Urfeuer gehärteten Berge, alte Vulkane mit kahlen Schädeln. Mit Sonnenuntergang beginnen die hier ſo häufigen Lufttäuſchungen

und Phantasmagorien. Alle Dörfer, Städte und Flecken der südöstlichen Ebene fliegen mit einem Ruck in unsere nächste Nähe; wir sehen jedes Fenster, wir blicken in alle Gassen, wir sehen die Tamarisken der Sümpfe, die im Abendwinde zittern, wir erkennen die Laterne des uralten Thurms de Constance in Aigue-Mortes, ja wir hören die Glocken der fernsten Kirchthürme. Im Westen aber rückt Alles in träumerische Ferne, in blaue, duftige Nebel. Nur die Dörfer auf den Höhen erglühen in heiterem Lichte; auch St. Genies, obwohl der Stammort Guizot's, dessen Großvater schon ein Verräther seiner Glaubensbrüder gewesen, denn die Sonne leuchtet gleich gütig auf Gute und Böse. Das Schloß Castrie mit den hundert Bogen seiner Wasserleitung gleicht einer fata morgana, die vor jedem Augenzwinkern verschwinden kann — auch verschwindet es. Dunkler Abend ruht auf Thal und Ebene. Nur der Pinienhain vor uns leuchtet noch wie grüner Sammt aus dem Dunkel. Bald wird die Nacht kommen. Schon, mit einem Schlage ist sie da, die schöne, blaue, sternenbesäete, Nachtigall durchsungene provenzalische Nacht! Es ist geradezu lächerlich, das Alles beschreiben zu wollen!

Ich thue es nicht; ich steige vom Balkon herab in's Schloß zu meinen lieben Gastfreunden.

Durch die Bibliothek, wo französische, deutsche, eng-

liſche, ſpaniſche, griechiſche und lateiniſche Claſſiker über- und nebeneinander aufgeſtellt ſind, ja wo ſogar geheimnißvolle Sanskritzeichen, wie indiſche Schlingpflanzen den Studirtiſch bedecken, gelange ich hinab in den Saal des erſten Stockes. Er iſt in ein Atelier verwandelt. Der Schloßherr, der dort oben Sanskrit ſtudirt und ſich an Nahl und Damajanti entzückt, malt hier unten die Portraits ſeiner Freunde; neben ihm ſitzt ſeine ſiebenzehnjährige Tochter und ſtudirt anſpruchsloſe Schönheit an einem Bettelkinde, das, wenn ſein Portrait vollendet, in wenigen Tagen reich beſchenkt entlaſſen wird. An den Wänden hängen Zeichnungen und Cartons, Meiſterſtücke des frühverblichenen Papety. Unwillkürlich haftet das Auge am reſtaurirten Pantheon, dem Inbegriff aller Schönheit, das Papety mit Künſtlerliebe aus tauſend Bruchſtücken zuſammengetragen und wieder hergeſtellt hat. Indeſſen klingen aus dem Saale im Parterre Lieder von Gluck, Mozart, Beethoven oder irgend einem uralten Italiener herauf. Wenn ſie ſchweigen, erbrauſt der Erard in Beethoven'ſchen Sonaten, in Bachiſchen Fugen oder liſpelt graziöſe Melodien von Couprin. Denn Schloß und Umgegend gehören einem Künſtler, der, horribile dictu, ein Socialiſt und, admirabile dictu, dabei ein reicher Mann iſt, der es verſteht, ſich mit dem Schönen aller Zeiten und aller Völker zu umgeben. Seine Gattin iſt

eine weltberühmte deutſche Künſtlerin, die hier in Languedoc'ſcher Einſamkeit, auf Lorbeeren ruhend, ihr ſchönes Künſtlerleben weiter träumt. Sie iſt die Sängerin, welche ſang. Die Muſikerin aber, die Beethoven'ſche Sonaten zum Liſpeln der Cypreſſe ſpielt, iſt ihre Ziehtochter, eine verlaſſene junge Künſtlerſeele, deren ſie ſich gütig angenommen. So wandere ich herauf und herunter, von Poeſie zu Malerei, von Malerei zu Geſang, von Geſang zu Muſik. Ein ſchönes Leben, ſchön eingerahmt.

So, mein lieber Fritz, lebt nun deine Sappho! Es bleibt mir kein anderer Wunſch, als daß es allen Flüchtlingen ſo ergehe, daß alle ihr Vaterland in dem einen, großen und untheilbaren der Künſte und der Liebe wiederfinden und auf ihrer Flucht ſo hold ausruhen mögen, wie ich.

Mit ſolcher Einſamkeit kann man ſich ſchon zufrieden geben; doch werden wir oft auf angenehme oder abenteuerliche Weiſe geſtört. Von den Beſuchern der ſogenannten guten Geſellſchaft, die in aller Welt dieſelbe iſt, von den Freunden aus Montpellier oder den benachbarten Landhäuſern, will ich ſchweigen; die Bettler und Abenteurer, die manchmal vorſprechen, ſind, mit Reſpekt zu ſagen, viel intereſſanter. Da pochte vor einigen Tagen ein narbenbedeckter Veteran aus der republikaniſchen

und Kaiſerzeit an die Thüre, denn die Vaterlandsvertheidiger gehen in Frankreich wie in andern Ländern betteln, trotz aller Invalidenhäuſer. Er erzählte mit bekanntem Feuer von ſeinen Campagnen und vom Kaiſer. Auf die Republik war er ſchlecht zu ſprechen, denn ſie hatte ihn mittelſt der Aſſignaten um ſein Geld gebracht. Als Beweis zog er aus der Bruſt eine alte Aſſignate vom Jahre 93, die er, da er ſie doch nicht einwechſeln konnte, als Andenken an jene Zeit aufbewahrt hatte. Er ſchimpfte ganz gewaltig über dieſen unfruchtbaren Schatz. Aber der Schloßherr zog ein Fünffrankenſtück aus der Taſche, belehrte ihn über ſeinen unverzeihlichen Irrthum und erklärte ſich beauftragt, im Namen der alten Republik, die alte Aſſignate einzulöſen. Wie groß und freudig war das Erſtaunen des alten Soldaten; dankbar küßte er das Bildniß der neuen Republik auf dem Fünffrankenſtücke und ſchwur hoch und theuer, niemals mehr ein Wort gegen die alte, ihre Mutter, ſagen zu wollen. Er war ein Elſäſſer und ſprach nur deutſch. Wie ſonderbar, oder wie ich eigentlich ſagen ſollte, wie betrübend klangen ſeine Siegesberichte über die deutſchen Campagnen in dieſer Sprache. Er deklamirte von Jena und Wagram, als hätten ſeine Urahnen ſchon zu unſerem „Erbfeinde“ gehört. O Arndt, Jahn und Binzer! ich gab die letzte Hoffnung auf, das Elſaß je wieder zu erobern. Die

Verräther, die Elsässer, sie befinden sich leider wohl in französischer Gesellschaft!

Ein anderes Mal besuchte uns, ebenfalls als Bettler, der Sprößling eines bekannten, halbdeutschen adeligen Hauses, das Deutschland einen Dichter, der Schweiz und Frankreich verdienstvolle Krieger gegeben. Er sah aus wie ein Irländer, denn er trug einen schwarzen Filzhut auf dem Kopfe und die elendesten Lumpen auf dem Leibe. Nackt und bloß lugten die Zehen aus den vielfach durchlöcherten Stiefeln; ein zerfasertes Frauenbrusttuch schlang sich eng um den Hals und hielt nothdürftig das knopflose Hemd zusammen, dessen Kragen sich Mühe gab, steif, obwohl schwarz, den unrasirten Bart zu umhegen. Der Stempel alter Verkommenheit, vielleicht Verlumpung, lag auf dem ganzen Gesichte und ließ das eigentliche Alter schwer erkennen. Er bettelte mit Hülfe seines Adelsbriefes, den er mit sich trug. Als ich in die Küche trat, wo er ein Frühstück verzehrte, war er eben eifrigst bemüht, der Köchin, einem Bauernmädchen aus Lunel Viel, seine Genealogie auseinanderzusetzen, indem er eine Menge mit Wappen versehener Papiere auf dem Küchentisch ausbreitete, wo sie sich neben Würsten und abgestochenen Rebhühnern sonderbar genug ausnahmen. Er sprach nur schlecht französisch, doch wurde er beredt, da er auf seine Ahnen und die Bedeutung der einzelnen Wappenbilder

zu ſprechen kam. Er konnte nicht umhin, Marion höflichſt zu bitten, ſie möchte ja nicht ſein Haus mit dem anderer adeligen Familien gleichen Namens verwechſeln, welche viel jünger und bei weitem nicht von ſo gutem Adel ſeien, als die ſeinige. Die gutmüthige Marion meinte nur, er ſolle ja Acht haben auf all' die „Päſſe", da Papiere armen Leuten, die aus den Armenkaſſen ſchöpfen wollen, ſehr nothwendig wären, und entfernte die Würſte, um ſie mit den ſchmutzigen Documenten nicht in Berührung kommen zu laſſen. Als mich der arme Don Ranudo bemerkte, erröthete er ſanft über ſeine Converſation mit der Köchin und nahm den Franken, den ich ihm überbrachte, mit tiefen Bücklingen in Empfang.

Wie Dieſem ſeine Wappen, ſo dienten einem Andern zwei Wolfsköpfe ad captandam benevolentiam. An einem ſchönen Auguſtnachmittage erſchien die ſchaurige Geſtalt des Wolfsjägers plötzlich am Schloßthore und forderte den Lohn ſeines Geſittungswerkes als Verfolger und Ausrotter der wilden Beſtien. Freilich nannte er dieſen Lohn ſeiner herkuliſchen Beſtimmung ein Almoſen. Da nichts Sonderbares oder Eigenthümliches an einem Maleratelier vorübergehen darf, citirte man ihn herauf in den oberen Saal, als eben den Malenden das friedlichſte aller Gedichte, Herman und Dorothea, vorgeleſen wurde. Taumelnd, denn er war betrunken, trat der

Wolfsjäger herein und warf ſeinen Sack vom Rücken vor die Füße der Staffeleien. Zwei alte Wolfsköpfe mit grinſenden Zähnen rollten hervor. Mit ſtammelnder Zunge erzählte er im Patois, daß er die einſtigen Träger dieſer Köpfe in den Cevennen erſchlagen habe, und zwar mit dem Knittel, den er in der Hand trug. Das iſt glaublich, denn er ſah nicht aus wie Einer, dem es genehm wäre, die fünfundzwanzig Francs für den Jagdpaß zu bezahlen, den man haben muß, um mit dem Gewehr in Feld oder Gebirge zu gehen. Die Jacke hatte er ſchief über die Schulter geworfen; das Hemd ſtand vorn weit auf und zeigte eine dichtbehaarte Bärenbruſt; das dicke, thieriſche Geſicht glühte von Wein und die kleinen Augen waren verſchwollen. Kurz und ſtämmig zuſammengedrängt, breitſchulterig und verthiert wie er ausſah, glaubte man es, daß er ſich mit viehiſcher Kaltblütigkeit in ein Rudel Wölfe zu ſtürzen fähig ſei — aber auch, daß ihm Wolf- und Menſchenleben gleich viel Werth hatten. Sonderbar lächelnd ſah Shakeſpeare aus ſeinem Rahmen auf dieſen Caliban hernieder. Seine Nähe war unheimlich; man ließ ein Geldſtück in ſeine Mütze fallen, er warf ſeine Wolfsköpfe wieder in den Sack, den Sack auf die Schulter und taumelte aus der Thüre hinaus, verirrte ſich aber in den dunklen Gängen, wo er brummend noch lange umhertaumelte. Allein auch er thut

das Seine zur Geſittung. So ziehen phantaſtiſche Geſtalten durch unſern Sonnenſchein. Häufiger als dieſe aber ſind die charakteriſtiſchen, wenn ſie auch weniger romantiſch oder komiſch ſind. Die Curé's, die in ihrer ſchwarzen Tracht, mit den großbeſchnallten Schuhen und breitkrämpigen Hüten auf kleinen Zwergpferden oder Eſeln, von ihren Vicair's begleitet, manchmal heranſprengen, um vom koſtbaren Muskat-Lunel zu koſten, will ich gar nicht erwähnen. Intereſſanter ſcheint mir z. B. der brave Maurermeiſter und ehemalige napoleoniſche Soldat, der vor längerer Zeit wüthend in's Zimmer trat, nach der Sitte des Landes echt ſpaniſch den Hut auf dem Kopfe ſitzen ließ und ſich ſelbſt unmuthig in einen Fauteuil warf, um die Leidensgeſchichte ſeiner Familie zu erzählen. Der gute Mann hatte die größte Luſt, Großvater zu werden; aber diejenige, die ihm zuerſt zu dieſem Glücke verhelfen konnte, ſeine pausbackige, ſechszehnjährige Tochter, hatte ſich im Beichtſtuhl überreden laſſen, es ſei eine viel größere Wonne, die Braut des Himmels zu werden, als den alten Soldaten aus der Kaiſerzeit zum Großvater zu machen. Ueber dieſes Dogma war der arme Mann außer ſich gerathen. Mit den unehrerbietigſten Ausdrücken, die noch ein wenig imperialiſtiſches Lager rochen, ſprach er vom Curé und der ganzen Kleriſei und Kirchenwirthſchaft, obwohl er als Schweizer und Kantor

der Kirche ſeines Dorfes gewiſſermaßen ſelbſt zu letzterer gehörte. Er erzählte, wie er ſeinem devoten Töchterlein zu beweiſen ſuche, daß es viel ſchöner und gottgefälliger ſei, geſunde Buben zu erzeugen, als ein Faullenzerleben im Kloſter zu führen, wie aber dieſe Argumente über ihr verſtocktes Gemüth nichts vermögen, und wie er mit Prügeln an's Ziel zu gelangen hoffe. Bei dieſer Gelegenheit kramte er eine lange Reihe ähnlicher Geſchichten von Mädchenverführung durch die Curé's, wie er es nannte, aus, und ließ mich einen Blick thun in das Innere des Volkslebens, in das Treiben der Pfaffen, die hier faſt allmächtig ſind; aber auch in die geſunde Oppoſition, die ſich hier und da in geſunden Gemüthern vorbereitet. Einige Zeit darauf ſah ich die fragliche Braut Gottes bei der Weinleſe beſchäftigt; ſie führte die Rebenſichel ſo rüſtig wie Eine, und die Scherze der jungen Winzer, und die nichts weniger als nonnenhafte Miene, mit der ſie aufgenommen worden, ließen mich hoffen, daß die Prügel des Vaters überzeugende Kraft beſeſſen und die dicke Bäuerin der Welt und ihren Freuden wiedergegeben haben. Eine gleiche Metamorphoſe bemerkte ich an dem reizenden kleinen Nähmädchen, das auf dem Schloſſe arbeitet. Auch ſie kam mit Kloſtergedanken zu uns, aber ſchon nach wenigen Wochen ſprach ſie mit großer Salbung von der heiligen Beſtimmung

„der Mutter". Wer weiß, welcher Thirsis (ſo heißen die verliebten Schäfer in den hieſigen Volksliedern, wie in den deutſchen Zopfgedichten des vorigen Jahrhunderts) dieſe Bekehrung vollendet hat, die hoffentlich dauern wird trotz der zehn Gebetbücher und der Unzahl von Heiligenbildern, welche Auguſtine noch immer in ihrem Arbeitskorbe mit ſich herumträgt.

Wie eigenthümlich kontraſtirt dieſes katholiſche Weihwaſſer-, Beichtſtuhl- und Nonnenleben mit den altklaſſiſchen, griechiſchen und römiſchen Reſten, die einem hier zu Lande überall begegnen und auch auf unſerem Schloſſe nicht fehlen. Unmittelbar an den Kaninchenthurm ſchließt ſich die Ferme oder Meierei, welche mit der Wohnung des Schaffners, mit den Ställen der Maulthiere, Eſel, Arbeits- und Reitpferde, mit der Schäferei und dem Hauſe der Seidenzucht oder Magnanerie ein großes Viereck bildet, ſo groß, wie vielleicht nicht der Palaſt des Pyliſchen Königs geweſen. Die Wohnung des Schaffners oder Païre (ſprich Pà-ire [Patois] ſtatt père; wir nennen ihn den Männer beherrſchenden Paire) iſt eine weite, hochgebühnte Halle, die, wenn ſie auch nicht ganz an die Halle des edlen Laertiaden erinnert, doch gewiß die größte Aehnlichkeit mit jener ſeines göttlichen Schweinhirten hat. Ein heller Feuerſchein fällt aus dem gewaltigen Kamine, in welchem eine reſpektable Familie

wohnen könnte; an ſeiner rebengenährten Flamme ſitzt die uralte Patriarchin, die Maire (ſprich Ma-ire) oder Mutter, und dreht den klaſſiſchen Spieß oder beobachtet den Keſſel, der an eiſerner Kette aus der Eſſe herunterhängt, wenn ſie nicht Resinet oder Weinmuß bereitet, wie ihn Neſtor in ſeinem Zelte den Gäſten vorſetzte. Von der Decke herab ſchwebt die Ampel, dieſelbe an Form und Geſtalt, wie ſie alte Maler und Bildhauer der neugierigen Pſyche in die Hand geben. Eine andere erhebt ſich dort im Winkel auf erhabenem Dreifuße. Neben ihr, in die Wand gemauert, befindet ſich die granitene Handmühle, an welcher einſt Sclaven, und unter ihnen ein unſterblicher Dichter, geſeufzt. In der andern Ecke reihen ſich hohe, bauchige Thonkrüge mit engem Halſe und doppelten Henkeln; ſie bewahren rothglühenden Wein oder koſtbarere Waſſerfluth aus fernen, ach! hier zu Lande ſeltenen Quellen. Am dicken Eichentiſche ſitzen drei-, vier-, auch fünfmal des Tages, faſt ſo oft wie homeriſche Helden, der Männer beherrſchende Paire, der Großknecht, der Schäfer, die Ochſen- und Pferdeknechte, die Eſeltreiber und Feldarbeiter. Sie eſſen Weinmuß, kräftige Fleiſche und koſtbare Früchte des Südens: Pfirſiche, Feigen, Granatäpfel und Trauben; dazu trinken ſie des köſtlichen Weines aus einem hohen Kruge, der nach rechts im Kreiſe herumgeht. Der

Barbar des Nordens glaubt einem fabelhaften Mahle von Königen zuzusehen, und mit Wehmuth denkt er der Bauern seiner Heimat und ihrer Kartoffeln, und mit einem gewissen Unwillen sieht er, wie man dem Fohlen, das sich frei herumtreibt und während des Mahles hereinsprengt, rothen Wein aus antik geformter Schale zu trinken reicht. Indessen steht die uralte Maire und ihre Enkelin hinter den speisenden Männern, um sie zu bedienen. Nie würden sie es wagen, sich an den Tisch der Männer zu setzen; weder Mutter, noch Frau, noch Tochter hat dieses Recht. Sie dürfen nur dienen. Wenn sich die Männer erhoben haben, dann erst stellen sich die Weiber mit der Schale in der Hand an den Kamin oder in irgend einen stillen Winkel und verzehren die Reste des Mahles stehend. Auch dieses Land wird einst seinen Dorfgeschichtenschreiber finden; aber selbst das große Talent George Sand's wird bei diesen Dichtungen nicht ausreichen. Sie werden eines homerischen Hauches bedürfen, um wahr zu sein. Aber Abbé Fabre und seine in's Patois übersetzte, und auf diesen Boden übertragene Odyssée existiren ja schon seit fast hundert Jahren!

Nur die Weinlese hat mich in meinen antiken Illusionen gestört. Sie bietet Nichts, was an Dionysos und seinen mit Hülfe des Rausches welterobernden Zug erinnert. Die Winzerinnen, vielleicht, wie es ihre Augen

verrathen, geheime Mänaden, sind öffentlich gute christliche Arbeiterinnen, die unter den Knien die Röcke mit starkem Bande umwinden, um beim Bücken selbst nicht bis an die Knöchel griechisch zu erscheinen. Schweigend rückt die Schaar durch die Reben vorwärts und liest, freilich mit antiker Sichel, die gewaltigen Trauben ab, die von prosaischen Maulthieren sogleich nach der Kelter gebracht, um sofort zerstampft zu werden. In Strömen fällt die rothe Fluth von den Brettern in die weiten, gemauerten Behälter, stürzt sie schon vor ihrer Ankunft an der Kelter selbstkräftig aus der Wanne des Wagens. Morgen schon deckt rosiger Schaum die Wiege des jungen Gottes und steigt so betäubender Duft auf, daß die Tauben in der Nähe Eier und Nest verlassen. Der Mann, der dort oben auf den Kelterbrettern mit breiten Schuhen herumtanzt, und unter dessen Füßen Weinquellen entspringen, berauscht sich durch die Nase, und tanzt unwillkürlich, in sanfte Seligkeit gewiegt, immer weiter, ein travestirter Sylen. Auch wir können nicht widerstehen; Schuhe und Strümpfe werfen wir ab, schürzen die Beinbekleidung hinauf, und tanzen mit auf den rothgefärbten Brettern, als hätten wir die Zauberfiedel aus der Sage erklingen gehört. Die Winzerinnen lachten darüber, daß die „Moussiours“ keltern und so possierlich und unpraktisch auf den Trauben herumtanzen; und

lachend ſetzen ſie ſich unter den Oelbaum, um eine ihrer vielen Mahlzeiten zu halten, und ſchlingen, um ſich beſſer vor der Sonne zu ſchützen, Weinlaub um die Stirnen.

Wie anders ging es einige Monate früher in dem oberen Stockwerke, gerade über den Weinkeltern, her. Dort iſt die Magnanerie, die große Halle, in welcher der große Kunſtweber und Architekt aus China, der Magnan oder Seidenwurm, ſein Weſen treibt. Anfangs ſah er ſo klein und unbedeutend aus, daß ich ihm die Künſte gar nicht zugetraut hätte, die ich ſpäter als aufmerkſamer Beobachter an ihm bewundert habe. Ja, die ganze Seidenzucht machte einen komiſchen und kleinen Eindruck, als die Magnaniere oder, die Amme der Seidenwürmer mit ihren kleinen Beuteln ankam, in welchen ſich die ſiebenzehn Unzen infuſoriſch kleiner Seidenwürmer-Eier befanden. Der kleine und komiſche Eindruck dauerte noch fort, als die winzigen, ſchwarzen und ſchmutzigen Würmlein in Millionen in einem Siebe wimmelten und kaum die Handvoll Maulbeerblätter mit ihren kleinen Mäulern zu bewältigen vermochten. Aber wunderbar ſchnell wuchſen ſie heran, als ſie ſich auf den Binſenlagern, die in der Magnanerie neben- und übereinander aufgeſtellt ſind, ausdehnten und ihre Induſtrie in großartigem Maßſtabe begannen. Ein Wagen Maulbeerblätter nach dem andern fuhr in den Hof, einer nach dem andern verſchwand,

aufgezehrt von den gefräßigen Induſtriellen. *) Ganze Berge dieſer beliebten Koſt warf man über ſie, ſo daß ſie unter der Wucht verſchwanden. Aber das dauerte

---

*) Ganz andere und viel ehrenvollere Epitheta gibt den Seidenwürmern der alte italieniſche Dichter Francesco Toninelli, da Castel Franco in ſeinem großen Gedichte: I Bombici. Gleich in der erſten Stanze heißt es:

Di reptili et industri Cavalieri
L'opre cantar desio di pregio, e l'arte
Bachi d'Etruria e da Greci primieri
Bombici detti, in questa e in quella parte.

Im Verlaufe des Gedichtes, welches er unter die Protektion einer Cecilia Cornaro ſtellt, beehrt er die Seidenwürmer mit folgenden Titeln: Vermicelli santi, prole gentil di valorosi vermi, gentil vermi, nobil vermi, preciosi e cari animaletti, vaghi pargoletti, gentil grege, cortese grege etc. etc.

Den Theil des Gedichtes, welcher mit dem Leben der Seidenwürmer ſchließt, beendet er ſo:

Gite pur animosi Cavalieri
Fortunate e felici alme leggiadre
Delle fatiche vostre gite alteri
Nelle cieche prigioni oscure et adre,
Ch'a se vi chiamerà bianchi e leggeri
La celeste d'amor Ciprigna madre
Con novi corpi e con più bello mostro
Mossa a pietà alle miserie vostre.

Man kann doch nicht mehr thun, als ſeinen Helden das Himmelreich verſprechen? —

nur eine Minute. Schnell haben ſie ſich wieder empor-gearbeitet; jeder einzelne wählt ſich ſein Blatt, und beginnt es mit pedantiſcher Emſigkeit von links nach rechts zu benagen, und bewegt das Köpfchen ſo ſchnell dabei, als ob er die Secunde zu verlieren fürchtete. So genährt, wächſt er und verändert er ſich überaus ſchnell, und nach vierzehn Tagen iſt der kleine, ſchmutzig ſchwarze Wurm eine große, fingerlange, weiß- oder goldglänzende Raupe geworden, der man ſchon eine Beſtimmung in der Weltgeſchichte zutraut. Der Magnan erkauft dieſe Größe nicht um einen geringen Preis. Wie alle Individuen und Völker hat er ſeine Kinderkrankheiten durchzumachen, und ihre Zahl beläuft ſich bei ihm auf vier, im glücklichen Falle auf nur drei Kriſen. Sentimentale Seelen leiten dieſe Krankheiten vom Heimweh ab, das der arme Wurm nach ſeinem Stammlande, dem himmliſchen Mittelreiche China verſpürt, wo er in freier Luft, unter wärmerer Sonne ſein Leben auf dem geliebten Maulbeerbaume ſelbſt bis zur Verpuppung fortſpinnt, umklungen von Millionen chineſiſchen Glockenſpielen. Andere aber läugnen dieſe ſentimentale Dispoſition des Seidenwurms, behaupten, daß ihm ſüdfranzöſiſche Kirchenglocken eben ſo viel Werth haben, als chineſiſche Carillons, und daß er in ſeiner Heimath auch wenigſtens in zwei Krankheiten der Natur den Zoll für ein ſo bedeutungsvolles, Seelen-

unſterblichkeit beweiſendes, durch Kunſt verſchöntes Daſein entrichten müſſe. Es iſt aber ein harter Zoll.. Denn nach jeglicher Krankheit bleibt eine Unzahl von Magnans todt und zuſammengekauert da liegen, um ſich nie wieder zu erheben, trotz der duftigſten Maulbeerblätter, die man über ihre Naſen ſtreut. Ihre geneſenen Brüder ſteigen gemüthlos auf die Leichname, um ihr epikureiſches Leben weiter zu führen. Die Seidenzüchtler ſelbſt gehen während der Krankheitstage mit höchſt beſorgten Mienen herum, und wo zwei einander begegnen, kann man ſicher ſein, daß ſie ſich theilnehmend nach dem werthen Befinden der gegenſeitigen Magnans erkundigen. Aber mit den überſtandenen Krankheiten ſind noch nicht alle Gefahren überwunden. Wenn der Seidenwurm genug Stoff in ſich geſammelt, um nach dreiwöchentlichem Schwelgen an ſeine unſterbliche Seele denken, und ſich wie ein Marabut ſeinen eigenen Sarg bereiten zu können; wenn er ſchon an den aufgeſtellten Reiſern und Zweigen hinanzuklimmen beginnt, um ſich einen gehörigen Winkel zu ſuchen, wo er ſeinen Sarg aufhänge — in dieſem kritiſchen und entſcheidenden Augenblick kann ein einziges und leiſes Donnerwetter am Himmel die Verpuppung des Wurmes, und alle Hoffnungen des Seidenwurmzüchtlers zu Nichte machen. Beim Donner des Himmels erſchrickt der hinanklimmende Magnan, erinnert ſich, daß

er trotz China und Seide nur ein gemeiner Wurm, steigt oder fällt demüthig wieder auf den platten Boden herab, und um die Puppe, auf die Alles ankommt, und um das Symbol der Unsterblichkeit ist es gethan. Geht aber dieser kritische Augenblick ohne Gefahr und Donnerwetter vorüber, dann bietet die Magnanerie einen in der That herrlichen Anblick dar. Die trocknen Zweige und Reiser, die man zwischen den Binsenlagern so aufgestellt, daß sie mit dem Fuße im Rohre stecken, das obere Geäste aber, von der sie überdachenden Binsenlage gehindert, herunter- und aneinandergebogen wird, bilden unabsehbare Wölbungen, die dem Blicke, je länger man sie betrachtet, die Illusion unendlicher Waldgänge oder langer gothischer Hallen darbieten. Und in diesen Hallen war es andächtig stille. Der Lärm, den das ununterbrochene Nahrungsgeschäft verursacht hatte, und das dem Klopfen des Regens auf ein Schindeldach glich, hatte aufgehört, denn der Magnan aß nicht mehr. Bedächtig kroch er überall die Zweige und Aeste hinan, und suchte in den Wipfeln den für Anlage seines Cocons geeigneten Winkel. Da war es erstaunlich, mit welcher Umsicht, Klugheit und Ausdauer er suchte, prüfte, maß und wählte. Den unteren Theil um ein Aestlein gerollt, streckte er den vorderen weit aus und beschnüffelte mit den Fühlhörnern die ganze Umgebung. Wenn die Untersuchung kein günstiges

Resultat bot, ließ er es sich nicht verdrießen, von Zweig zu Zweig zu kriechen, oder sogar den ganzen Baum hinabzuklettern, und es mit einem andern zu versuchen, bis er den für seinen architektonischen Zweck geeigneten Platz herausfand. Rücksichtsvoll umging er den Zweig, an dem sich schon ein Bruder angesiedelt hatte, oder richtete sein eigenes Haus mit Kunst so ein, daß er wohl die Bäulichkeiten des Nachbars benutzte, aber niemals störte. Hatte er einmal seinen Platz gefunden, dann spannte er erst die Seile aus, die das Haus tragen sollten; dann kauerte und krümmte er sich zusammen, und machte sich an die Hauptarbeit. Ohne Unterbrechung ging nun das Köpfchen in der Runde herum und spann den unendlichen Faden, der sich bald zu einem durchsichtigen, schleierähnlichen Sarge geformt und zusammengeklebt hatte. Da drin sieht man ihn mit Emsigkeit so fortarbeiten. Die Nacht bricht herein, und da es wieder Tag wird, ist er schon hinter dichter Hülle verschwunden. Wenn man das Ohr nahe hinhält, hört man wohl, daß er drin nicht müßig sitzt, aber zu sehen ist von seinem Wirken und Treiben nichts mehr. Noch den dritten Tag hört man ein leises Knistern und Knuspern; dann aber wird es stille, und laut- und regungslos hängt der Cocon da. — Nicht alle kommen an ein so glückliches Ende. Eine Mücke, das geringste Geräusch, die leiseste Berührung

kann ſie geſtört haben, dann reißt der Faden und wird nie wieder aufgenommen. Der arme Werkmeiſter ſtirbt auf oder in ſeinem unvollendeten Werke. Noch unglücklicher ſind, die mit der Seidenlaſt im Leibe nicht den Baum hinaufzuklettern vermögen, und auf halbem Wege wieder herunterfallen. Sie verſuchen den Weg nicht zum zweitenmale und ſterben mit dem Bewußtſein eines verfehlten Lebens. — Wenige Tage, nachdem die Seidenwürmer in die Höhe zu ſteigen begonnen, hat der Wald ſein Ausſehen verändert und gleicht jetzt mehr einem Weingarten. An allen Zweigen hängen die gelben und weißen Cocons, dicht an einander gedrängt wie gewaltige Trauben. Dann kommen die Weiber und ſammeln ſie in große Körbe, dann verkauft man ſie nach Lyon, dann wirft man ſie in heißes Waſſer und tödtet die Puppe, die von einem beflügelten Schmetterlingsliebeleben träumt, in der Cryſalide. Dann wickelt man den mit Kunſt und Mühe geſponnenen Faden ab, der vielleicht ſchon in wenigen Wochen als Seidenkleid um die Lenden einer femme entretenue in der Rue Laffitte oder Chauſſée d'Antin rauſcht. Glücklich, die vom Schickſal oder der Magnaniere Auserwählten, die man aufbewahrt, um von ihnen Samen für das künftige Jahr zeugen zu laſſen; ſie erfüllen ihre ganze Entwicklung und ihr ganzes Schickſal. Nach wenigen Tagen kriecht der weiße, glänzend

beflügelte Schmetterling heraus. Der durchlöcherte Cocon taugt zwar nichts, da der Faden durch das Loch in viele einzelne Stücke zerriſſen iſt, der Schmetterling aber liebt und zeugt bis er liebeberauſcht, endlich nach langen Verwandlungen aus den Armen der Liebe in die Arme des Todes fällt. Friede ſeiner Aſche! Er hat ſchön gelebt und iſt ſchön geſtorben. Den Vorzug hat er vor anderen Sterblichen voraus, daß ſeine letzten Tage auch die ſchönſten waren und die liebereichſten.

Die Maulbeerbäume aber, die ihn für ſein Kunſt- und Liebesleben genährt, ſtehen indeſſen traurig da. Ein vorzeitiger, grauſamer, künſtlicher Herbſt hat ſie betroffen, und ſie ſtrecken nackte Arme zum Himmel empor, während ſie von vollem, reichem, treibendem Frühling umgeben ſind. Hier und da zeugt ein einſames, vergeſſenes Blatt von ihrer einſtigen Herrlichkeit. Aber die großmüthige Sonne des Südens kömmt ihnen zu Hülfe und bekleidet die Nackten. Sie gibt ihnen einen zweiten Frühling, und nach vierzehn Tagen ſind ſie ſo dicht bekleidet wie zuvor. Allerdings haben die Blätter die erſte, volle und ſaftige Friſche nicht mehr; ſie ſind nicht mehr ſo grün, ſondern gelber als die erſten waren und ſcheinen ältlich geboren. Es ſind eben nicht mehr die Kinder der erſten Jugend, nicht mehr die Kinder des erſten, treibenden Frühlings. Ein

ähnliches Phänomen will man an allen zweiten Dichterwerken bemerkt haben.

Siehst Du, mein Freund, so verfließt die Zeit im südlichen Frankreich mit Kunstgenüssen, Weinlesen, ökonomischen Studien und Naturbetrachtungen. —

Wäre ich erst Geologe, wie interessant könnte mich selbst der Boden dieses Landes beschäftigen, an dessen Gestaltung Neptunismus und Vulkanismus gleichen Antheil zu haben scheinen. (Denn ich Nicht-Geologe suche die beiden Systeme in einem dritten, einem Dilettanten-Systeme zu vereinigen). Vor Kurzem erst hat Francois Sabatier auf seinem Grund und Boden, ungefähr hundert Schritte vom Schlosse, jenseits des Parkes eine Grotte mit hübschen Stalactiten und alten Thierknochen entdeckt, und seit Jahren schon kennt man die drei tiefen Grotten, die aus dem Garten des Herrn Gauthier, eine Viertelstunde von uns, in's Eingeweide der Erde führen. Die ganze lange Kette der Cevennen, die uns und Niederlanguedoc im Norden und Westen umspannt, verräth ihren Feuerursprung auf den ersten Blick. Der Boden hier auf der Höhe bis gegen die Cevennen ist kalkig und verbrannt; ganze weite Strecken sind von aller Dammerde entblößt, aber feurig und nervös treibt er mitten aus Gestein den gluthenvollen, capiteusen Wein heraus, während die Rebe des muskulösen Niederlandes, des

theils vom Meere verlaſſenen, theils angeſchwemmten Bodens, wohl eine größere Menge Weines, aber phlegmatiſcheren und friedlicheren hervorbringt. — Wenn wir ſo auf unſeren Camarguerpferden durch die Felder dahinreiten, wiederhallt es oft plötzlich und dumpf unter dem Hufe, und wir ſagen: Hier iſt eine Grotte. Dann blicke ich zurück nach den durchhöhlten Bergen der Cevennen, die im Untergange glänzen, und ich ſegne ſie; denn in ihren Höhlen nahmen ſie gütig auf und ſchützten dort die liebſten Helden dieſes Landes, die begeiſterten Kamiſarden.

Meinem rückwärts gekehrten Blicke entrollt ſich ein herrliches Bild. Ich ſehe eine Nacht aus dem blutigen Jahre 1703. Aus allen Höhlen der Berge fallen lohende Lichter auf die kalkigen Abhänge. Die iſt in eine Waffenſchmiede umgewandelt, und ihre Wölbung wiederhallt vom Klange der hundert arbeitenden Hämmer; zu ihrem Takte erſchallen heilige Pſalmen oder Klagelieder (Complaintes), welche die Martyrien der Hirten der Wüſte feiern. Vor der anderen Höhle, die dem Mundvorrath beſtimmt, wimmelt es wie vor einem Ameiſenbau; die Getreuen aus den Thälern des Gard, Gardons, des Vidourle und Tarn tragen hier die letzten Reſte ihrer Habe zuſammen, um die Kämpfer für ihre heilige Sache mit Speiſe und Trank zu verſorgen. Die dritte Höhle iſt das Schmerzens-

lager der Verwundeten von Vergez, Vauvert, Nages, Aubais geworden; ſterbend ſingen ſie noch ihre Hymnen oder horchen auf die Worte ihrer Propheten. Auf einem Felſenplateau, beim Licht der Fackeln, ſitzen, auf ihre Waffen geſtützt, der unbärtige, aber heldenmüthige und kluge Jean Cavalier, der verwegene Catinat, der wilde Roſtelet, der glaubensſtarke Abraham, der lammfromme Elie Marion, die Führer der Kinder Gottes und ihre Propheten. An ihrer Spitze aber der große, herrliche, unbeugſame, unbeſtechliche Roland, ein Held wie aus bibliſchen Fabelzeiten. Er trägt prachtvolles Gewand wie ein Herzog; auch hält man ihn fälſchlich für einen Prinzen wie der Rohan war, der ein halbes Jahrhundert vorher die Gläubigen mit ſeinem tapferen Schwerte vertheidigte, und darum wurden an ihn von Fürſten und Königen Geſandtſchaften abgeordnet. Er empfängt ſie mit ſo ſtolzer und würdiger Majeſtät, daß ſie noch hartnäckiger als zuvor an eine geheimnißvolle Abſtammung aus königlichen Hüften glauben. Und doch bleibt er nur ein beſcheidener Weinbauer aus dem Gebirge. Er iſt der eigentliche Schöpfer und Geſtalter dieſes Krieges, der den Ruhm der ſtolzeſten Marſchälle Ludwigs des XIV. zu Schanden machte; er hat die Cevennen zur uneinnehmbaren Veſte gemacht, an der ſich die Marſchälle, die gewaltigen, ſieggewohnten Heere, die von Mönchen geführten

„jüngeren Söhne des Kreuzes“ und die sogenannten „weißen Kamisarden“ die Köpfe zerstoßen haben; er hat seinem Heimathsgebirge alle dunklen Geheimnisse abgelauscht, welche den Feind in Verwirrung bringen und machen, daß er auf seinen Verheerungszügen über Fallthüren, Netze und kochende Feuerschlünde schreitet. Roland Laporte ist der denkende, sinnende, feuersprühende Kopf des Aufruhrs in den Cevennen; Jean Cavalier ist nur sein bewaffneter, schlagfertiger Arm, den er weit ausstreckt über die wilden Fluthen des Gard und bis hinab, bis an die Sümpfe von Aigues-Mortes und die Ufer des mittelländischen Meeres. Dort soll ihm die Glaubensschwester Anna von England ihre mächtige Hand bieten; aber die Könige, trotz aller Glaubensbrüderschaft, sind treulos und wollen nichts von einem Bunde selbst mit dem heiligsten, gerechtesten Aufruhr wissen, und wenn Jean Cavalier am Ufer erscheint, verschwindet die englische Flotille auf der Höhe des Meeres. —

Roland Laporte und all' die genannten Propheten und noch viele andere werden eines ruhmvollen Märtyrertodes sterben. Roland wird aus den Armen der Liebe gerissen und von einem Verräther für Silberlinge verkauft werden, wie schon einer seiner Vorläufer, Vivers, von einem Verräther, Wilhelm Jordan, verkauft worden. Abraham wird im furchtbaren Thurme de constance zu

Aigues-Mortes ſchmachten [illegible] r ſich durch ein Wunder in die Gebirge rettet, u[illegible] die erloſchene Flamme auf's Neue anzufachen und endlich doch in die blutigen Hände Baville's, des Alba von Languedoc, und Berwick's, des Baſtards Carl's II., zu fallen. Nur der kluge Jean Cavalier, der zu Kluge, wird ſich retten, um mit weltlichen Ehren überhäuft ſeiner Heimath ferne zu ſterben, und der gute Elie Marion, um in London die Wahrhaftigkeit des Prophetenthums darzuthun.

Ringsum die Gruppe der Feldherrn, im Lichte, das aus den Grotten fällt, auf Plateau's und Abhängen lagern die Schaaren der Kinder Gottes. Die Einen ſchlafen, müde von den überſtandenen Kämpfen und den fliegenden Märſchen, das Haupt auf den Stein gelegt, den Leib von der dünnen Kamiſa bedeckt, die ihnen den Spitznamen verſchaffte, im Arme die Muskete, die ſie ſich auf dem Schlachtfelde holen mußten. Die Andern ſitzen auf den Steinen und horchen den Propheten und Prophetinnen, Männern, Weibern und Kindern. Wer ſoll den Kindern nicht glauben, da ſie die Bibel auswendig wiſſen, die ſie doch nie geleſen haben; da ſie fortfahren zu prophezeihen und zum Kampfe aufzumuntern, trotz Hunger, Gefängniß und blutiger Schläge, die ſie von ihren Vätern haben erleiden müſſen. Denn die Väter ſind vom Marſchall Montrevel mit dem Tode be-

droht, wenn ſich bei den Kindern „die Gabe“ („le don“) zeigt. Wer ſoll den Kindern nicht glauben, da ſie offenbar vom Geiſte erleuchtet ſind, da eine andere als die zarte Kinderſtimme aus ihrer Bruſt hervorkommt, da eine Stimme ſcharf als ein Schwert und gewaltig als der Donner aus ihrem Munde hervorgeht; da ſelbſt Säuglinge an der Bruſt der Mutter zu ſprechen und zu prophezeihen anfangen. Große Wunder geſchehen in einem Volke, auf welchem härtere Verfolgung laſtet als die der Pharaonen und des Herodes. Vielleicht iſt unter den Propheten, die in dieſer Nacht predigen, auch die ſchöne Iſabeau, welche bei Nages den Pſalm anſtimmte und die Kinder Gottes aus großer Fährlichkeit rettete; welche bei Aubais mit dem Schwerte in beiden Händen die gepanzerten Reiter Ludwig's in die Flucht ſchlug. Der kleine Pascalin, der ſchöne Junge aus Dauphiné, iſt längſt geſtorben; er war eines der erſten Opfer des wilden Henkers St. Ruth.

Während die Propheten predigen, bemerken es die Gläubigen nicht, daß aus den Thälern eine rothe Lohe wie der Höllenpfuhl aufſteige. Es ſind das ihre Meiereien und Dörfer und Hütten, die auf Befehl des Marſchalls Montrevel in Flammen aufgehen und zu Hunderten der Erde gleich gemacht werden. Denn ſo will es Ludwig, daß das Land der Ketzer in eine abſchreckende Wüſte

verwandelt, daß es den Wölfen und Füchſen allein zur Heimath werde, und daß die Ketzer in ihren Grotten an Hunger zu Grunde gehen, da er ihnen mit dem Schwerte nicht beikommen kann. So will es der alte, frommgewordene Ludwig im Namen Gottes, um ſeiner Sünden Fülle los zu werden, ſo will es ſein Beichtvater Père Lachaiſe im Namen des Papſtes, ſo will es der Apoſtel Boſſuet im Namen ſeiner Theſen und Bücher, ſo will es auch die gute Madame Maintenon, die ſo ſchöne Briefe ſchreibt, um Herrn Louvois, dem Père Lachaiſe und dem frommen Ludwig Beweiſe ihres Glaubenseifers zu geben, die bei einer Neubekehrten ſo nothwendig ſind, und wenn ſie Millionen Freiheit, Gut und Leben koſten ſollten — ſo will es der ganze Hof, der Alles will, was Père Lachaiſe, der Beichtvater, und Madame Maintenon, die Maitreſſe, wollen. Nur die Ruinen von Port Royal und die geheimen Janſeniſten ſchütteln ihre Häupter und bereuen die Verfolgungen, die auch ſie ſich in früherer Zeit gegen die Proteſtanten haben zu Schulden kommen laſſen; nur der milde Fenelon ſeufzt und ſchreibt lamentable, oft anzügliche, aber immer gut ſtyliſirte Briefe ſelbſt nach Rom; nur der weiſe Vauban wagt es, laut zu murren und von „retractation“, das iſt Zurücknahme der fanatiſchen Maßregeln, zu ſprechen, aber er muß ſich überzeugen, daß es nicht genug iſt, ſein Vaterland mit

einer undurchbrechbaren Kette von Festungen gegen äußere Feinde zu umgeben, daß sein Vaterland die gefährlichsten Feinde, die kein Vauban'sches System ferne zu halten vermag, im Innern nähre. In den sogenannten gebildeten Klassen erwacht eine Art schwacher öffentlicher Meinung, geweckt durch die Feuerbrände Pierre Bayle's, des Vaters Voltaire's, die von Holland aus bis nach Versailles fliegen, aber noch nicht zünden; erst im Ballspielsaale fühlt man auch ihre Wirkungen, da ein protestantischer Pastor, Rabaut-Saint-Etienne, zum Präsidenten der Constituante gewählt wird. — Racine grämt sich während des Cevennenkrieges im Stillen und schreibt sein Tendenzstück Esther, die Geschichte eines verfolgten Volkes, und ein anderes, „Athalie", in welchem er wenigstens den Thronerben über seine Pflichten zu belehren sucht, da er den alten Ludwig nicht mehr zu bekehren hoffen kann.

Wie weit abgekommen bin ich von meinem Thema. Der auf Grotten wiederhallende Hufschlag meines Pferdes führte mich anderthalb Jahrhunderte zurück in die Höhlen der Cevennen, aus den Cevennen in die Tragödien Racine's. Siehst du, mein Freund, das ist die Gesetz- und Schrankenlosigkeit, welche Julian Schmidt Romantik nennt und die er so sehr haßt. Darum nehme ich mich zusammen und kehre mit demselben verführerischen, in

Träume wiegenden Hufſchlag meines Chalif ſachte nach Latour de Farges zurück. Dieſes alte Schloß, ungefähr in der Mitte zwiſchen Montpellier und Nimes, zwiſchen den Cevennen und dem Meere, nahe von Lunel gelegen, ſei der Orientirungspunkt, wenn du mich auf meinen geordneten Reiſen gegen Oſten und Weſten und auf meinen regelloſen Ausflügen nach allen Richtungen der Windroſe, wie ich dir ſie in den folgenden Blättern erzähle, begleiten willſt. Wenn ich dich oft kreuz und quer in die verſchiedenſten Gegenden und Zeiten führe, ſo nimm mir das nicht übel auf. Jedes Land wird mir erſt dann lebendig, wenn ich es mir mit gewiſſen Helden ſeiner Geſchichte bevölkere, und ich bereiſe es, wie man einen Roman lieſt, immer in Begleitung des „leidenden" Helden, indem ich Alles oder das Meiſte, das ich ſehe und erlebe, auf ihn beziehe. Daß dieſe Helden meiner Reiſeromane oder Romanenreiſen meiſt die Unterdrückten des Landes ſind — das iſt ſo mein Geſchmack, meine Sympathie. In Irland war es Robert Emmet und die Katholiken, im ſüdlichen Frankreich ſind es Roland, Jean Cavalier und die Proteſtanten. Nächſten Frühling bereiſe ich wahrſcheinlich Corſica, und ſchon ahne ich, daß Pascal Paoli mein Auserwählter ſein wird; durchwandere ich aber die Pyrenäen, dann werde ich mich allem Anſcheine nach weniger um die idylliſch glückliche Republik

von Andora, als um die Cagots kümmern, welche, wie man ſagt, von den Zimmerleuten abſtammen, die das Kreuz Chriſti gezimmert, und darum in der Kirche noch abgeſonderte Stühle haben, und kaum vor einem halben Jahrhundert als Ausgeſtoßene ungeſtraft angeſpuckt werden durften. Es gibt Rationaliſten, welche behaupten, daß die Cagots nicht im geringſten Grade mit jenen Zimmerleuten verwandt, wohl aber unglückliche Ueberreſte der Albigenſer ſeien, und daß die Sage ſpäter erfunden worden. —

Latour de Farges, im October 1851.

Zweites Kapitel.

Eine todte Stadt — Märchen — Nimes bis Augustus — Maison-carrée und Arena — Griechen und Römer — ein tolles Gebäude — Christenthum in Nimes.

Den 26. Mai 1851.

Es ist ein wahres historisches Museum dieses südliche Frankreich. Gräbt man hier nach alten Rebenwurzeln, findet man Thränen- und Aschenkrüge, Münzen mit dem Bildnisse Nero's und des Antoninus Pius; sieht man irgendwo ein altes schwarz angerauchtes Gebäude, heißt es, das kommt von arabischem Feuer; fragt man nach dem Weg in's nächste Dorf, bekommt man eine Antwort zurück, aus der einem irgend ein alter, ruinenhafter Klang aus irgend einem Minstrel, Bernard von Ventadour, Fulco oder Marcabrun entgegentönt. Vor einigen Tagen fuhr ich in das wirkliche und wahrhaftige kreuzfahrende Mittelalter ein. Schon seit lange winkte mir die Tour de constance vom Rande des südöstlichen Horizontes, so sonderbar, so geheimnißvoll wie eine alte, illustrirte Chronik mit goldenen Spangen und rothglühenden Bil-

dern. Der alte Thurm blickt gerade in mein Fenster, und wenn die Phantasmagorie der hiesigen Lufttäuschungen beginnt, rückt er mir gerade auf den Leib, daß ich glaube, ihn mit Händen fassen, aus meinem Fenster auf seine Zinnen steigen zu können. Ueber seinen Rücken herüber lächelt dann das blaue Meer, wie das Auge eines Käthchens, das ihrem Ritter nachläuft.

So machte sich denn endlich die ganze Colonie von Latour de Farges an einem schönen Sonntagmorgen auf. Die Eisenbahn trug uns bis Lunel, von dort aus der Omnibus nach Masillarque, dem reizenden Dorfe, bedeckt von Ahornbäumen, gewaltigen Linden und überall wuchernden Feigenbäumen. Die Gärten lachen im Schmucke tausendfarbiger Blüthen, und dazwischen, in reich angelegten Spaziergängen, treiben sich die Bauernjungen und Mädchen umher, die heiterer und wohlhabender aussehen, als deutsche Reichsstadtbürger. — Aber bald hinter Masillarque beginnen die ungeheueren Sümpfe, die sich südlich bis an's mittelländische Meer, und längs der Küste gegen Osten hin über die rechte Rhonemündung, über das Rhonedelta selbst, die Camargue bis gegen Arles ausdehnen. Vor wenigen Jahrhunderten noch war dieses Land von den Wellen des Meeres bedeckt; sie traten zurück und ließen die Sümpfe stehen, welche heute die bösen Fieber ausathmen, und aus Aigues-Mortes, dem wir

zusteuerten, das machte, was es heute ist, eine todte Stadt. —

So weit das Auge blickt, eine unendliche Fläche. Ueberall wuchert das Schilfgras auf, und an seinen Rändern zittert die Tamariske mit ihren feinen Zweigen und Blättern im Hauche des Seewindes. — In der Camargue, dem Rhonedelta, wird das Land, wenn auch nicht gesünder, doch fruchtbarer. Es gibt Gras genug für die wilden Stiere, die sich dort herumtreiben, und die trefflichen Camarguerpferde, die hirtenlos einer wilden Freiheit genießen gleich den Mustang's in Texas, bis sie wie diese von kühnen Jägern, fast auf dieselbe Weise wie in den Prärien, eingefangen werden. — In neuerer Zeit versuchte man dort Reißpflanzungen anzulegen; der Versuch ist mißlungen, doch gibt man die Hoffnung nicht auf. — Aber auch in der Nähe von Aigues-Mortes (Aquae mortuae) ist das Land nicht eigentlich unfruchtbar, denn hier bedarf die Vegetation kaum des Bodens, die Sonne allein genügt ihr. Der Boden scheint nur da zu sein, um dem Pflanzer anzuzeigen, wo er die Früchte zu suchen hat von dem Samen, den er im Frühling ausgestreut. Denn da wo das Meer anstatt des Sumpfes Flugsand zurückgelassen hat, streut der Bauer doch sein Getraide aus und obwohl keine Spur von Dammerde zu finden, nach wenigen Wochen bringt ihm

das Sandfeld die reichſte Ernte. Die Sonne allein zieht ſie groß; die Erde hat dabei nichts zu thun. Nur einen Feind hat der Bauer zu fürchten, und das iſt der Wind, der ihm leicht Feld und Samen davontragen kann. Darum wenn er ſeinen Samen ausgeſtreut, bedeckt er ihn mit Stroh und dieſes mit Brettern, und läßt ſeine Saat ſo lange unter der ſchützenden Decke, bis ſie hinreichend Wurzel geſchlagen. Freilich gegen das Meer, das ſeine ziſchenden Wellen manchmal im Sturme auf ſein altes, verlaſſenes Gebiet wirft, kann er ſie nicht ſchützen.

Nach langer Fahrt durch hirnverbrennende Sonnenhitze und auf einer Straße, die zwiſchen den Sümpfen rechts und links wohl Mühe hat ihre Solidität zu bewahren, kamen wir durch den Thurm la Carbonnière, der ſich plötzlich in den Weg ſtellt, aber die Weiterfahrt durch eine hohe gothiſche Wölbung geſtattet. Er iſt hoch und breit und in allen ſeinen Dimenſionen gewaltig; nur der Reſt eines Vorwerkes, hat er doch das Anſehen eines Pallaſttrümmer's, wie er in allen ſeinen Theilen, Zacken und Parapeten und Wölbungen auf's Sorgfältigſte ausgearbeitet iſt. Man hat nicht lange Zeit, ihn zu bewundern, denn plötzlich biegt man um ein Gehölz, das ſich auf kleiner Höhe aus dem Sumpfe erhebt, und da liegt Aigues-Mortes, die fabelhafte, wunderbare, todte Stadt. — Ein ſtaunendes Ah! entfuhr jedem Munde! —

Da ſteht ſie mit ihren dunklen, ſonnenverbrannten Mauern, mit ihren Thürmen und Zinken und Zacken, die Stadt aus dem dreizehnten Jahrhunderte, ſo ganz, ſo wohl erhalten, ſo unberührt, als hätte die Zeit eine Glasglocke darüber geſtellt. Die Sümpfe ſind ein fürchterliches Vorwerk, und die Fieber, die auf ihren Thürmen und Zinnen ſitzen mit weithin treffendem Pfeile, eine furchtbare, unnahbare Beſatzung, der kein Feind zu nahen wagt.

Wir fuhren durch das doppelthürmige, hochgewölbte Thor ein. Auf einen Augenblick wird die mittelalterliche Illuſion von den modernen Häuſern verwiſcht. Aber ihre Anzahl iſt zu klein, ſie ſelbſt zu unbedeutend, als daß man lange an ſie denken könnte. Sie verſchwinden wieder und werden wie kleine Sandhügel zu Nichts vor den gewaltigen Mauern und Thürmen, die ſie überall überragen. Sie ſcheinen nur für einen Moment da zu ſein und werden wieder verſchwinden wie die wenigen ſchwächlichen Menſchen, die ebenfalls fremd und nicht hierher gehörig zwiſchen ihren Gaſſen umherſchleichen. Zeigen es doch die großen, grasbewachſenen Flächen in allen Ecken und Enden, daß ſie dieſe Stadt des eiſernen Zeitalters nicht auszufüllen vermögen. — Wir verließen dieſe hinſiechende, moderne Welt und vertieften uns in's Mittelalter. Durch eine kleine Pforte, über einen langen

ſteinernen Gang gelangten wir zur Tour de constance, einem maſſenhaften Thurme, der ſich, wie für die Ewigkeit gebaut, außerhalb der Ringmauern, wo ſie ein Halbrund bilden, wie eine rieſige Schildwache erhebt. Ein weiter, hoher, runder gothiſcher Saal nahm uns auf. Durch ſchmale, kaum eine Hand breite Ritze fiel durch die zehn Ellen dicken Mauern ein ſpärliches Licht, das wie Mondſchein auf Sümpfen, am Boden hinkroch. — Eine höchſt zierliche Wendeltreppe führt erſt auf die Galerie und dann in einen zweiten, oberen Saal desſelben Styles, von derſelben Größe, mit derſelben gewaltigen und eleganten Wölbung. Nur daß im oberen Saale die ſchöne gothiſche Galerie fehlt. Von da gelangten wir auf die Platform des Thurmes, von welchem ſich am weſtlichen Rande ein kleines Thürmchen erhebt, das mit ſeinen Eiſengittern einſt der Pharus des Hafens geweſen, als Aigues-Mortes noch nicht todtes Waſſer war und das Meer kriegerbeladene Schiffe aus und zu ſeinen Mauern trug. — Denn die Stadt iſt vom heiligen Ludwig nach dem Vorbild Damiette's gebaut und zum erſten Kriegshafen des ſüdlichen Frankreichs gemacht worden. Hier ſchiffte er ſich auch zu ſeinen beiden Kreuzzügen ein.

Wie weit fliegt das Auge von der Höhe dieſes Thurmes! Im Norden und Weſten wird es in weiter Ferne

von den blauen, mit roſenfarbenem Schleier überhangenen Bergen der Cevennen aufgehalten, aber gegen Süden und Oſten fliegt es in's Unbegränzte hinaus, über die Flächen der Camargue, entgegen dem Silberbande des großen Canals, der von St. Gill herabkommt, über die Sümpfe und Rhonemündungen, und endlich weit hinaus in's heilige Weltmeer, das mit ſeinen weißen Segeln wie mit wehenden Tüchern herüber grüßt und dazu mit blauem Auge lächelt und die todte Pracht zu unſeren Füßen vergeſſen macht. Aber immer wieder ſenkt ſich der Blick nach unten, nach dieſem Stück Mittelalter, das die eilende Zeit hier in der Einſamkeit auf ihrer Flucht vergeſſen hat. In einem länglichen Viereck, das nur auf der Weſtſeite kaum bemerkbar eine Biegung macht, dehnen ſich die alten Mauern mit ihren Gallerien, Zinken, Parapeten, Schießſcharten, Erkern, Treppen, Thoren und Thürmen. Von letzteren zählten wir neunzehn, die einzeln oder gepaart ſich in gleichen Entfernungen von einander erheben. Alle ſind ſie mit gleicher Sorgfalt ausgeführt, alle mit Roſetten, ſteinernen Pflanzen und Verſchlingungen, mit dem phantaſtiſchen Gethier und mit all' dem Schmucke der gothiſchen Kunſt geziert. Einen Theil des inneren Steingeländes am Walle ausgenommen, fehlt vom urſprünglichen Bau vielleicht kein Stein, vielleicht nicht zehn Zierrathen. Unbeweglich wie ſchon ſeit Jahrhunderten ſcheinen

die Quadern noch Jahrhunderte aufeinander liegen und zu einer felsigen Masse verwachsen zu wollen. Auf der Wanderung, die wir von der Tour de Constance aus auf den Gallerien der Mauern durch die Thürme rin um die Stadt antraten, schien es uns, als besichtigten wir einen Bau, dessen großer Werkmeister erst gestern Zirkel, Blei- und Winkelwage aus der Hand gelegt. Nur die Eidexlein, die im Sonnenbrande sich wärmten und uns über den Weg huschten, und die Feigenbäume, die groß und stattlich wild aus den Mauern heraus wachsen, ohne einen Stein zu verrücken, zeigten uns, daß wir über einen längst verlassenen und menschenvergessenen Bau dahinschritten. — In einem der Thürme, der wie alle andern mit einem prächtigen Saal mit Kamin, heimlichen Fensternischen und Bänken versehen, und so wohnlich anzuschauen war, als hätte noch gestern im Kamin die trauliche Flamme geprasselt, machten wir nach mehr als halbstündiger Wanderung Halt, um unser Frühstück einzunehmen. — Der französische Dichter, der mit uns war, nachdem er sich mit einem Glase Lunel gestärkt, setzte sich auf eine der Bänke und begann mit einem Male folgende Geschichte von Aigues-Mortes zu erzählen:

Der Tod, wie Sie wissen, gehört ganz eigentlich unserer Erde an; er ist durch und durch irdisch; der Tod lebt und liebt und zeugt wie unsereins. — Er hat Weib

und Geliebte wie unſereins. Eine ſeiner liebſten Geliebten iſt die Peſt; ſie wohnt im gelobten Lande, in einer Höhle am Rande des todten Meeres, wo er ſie ganz behaglich eingerichtet hat. Die Zeit der Kreuzzüge war für die Peſt eine gute Zeit; liefen ihr doch von allen Enden der Welt die Opfer in den Rachen, und wie bleich und mager ſie geweſen, ſie wurde plötzlich ſtark und dick, und gebar ihrem Gatten, dem Tod, alljährlich ein Junges. Die Kinder der Peſt aber ſind die Fieber: das intermittirende Fieber, das gelbe Fieber, das Nervenfieber ꝛc. Da ihre Familie ſo heranwuchs, wußte ſie nicht mehr, was mit ihnen zu thun, wie ſie zu beſchäftigen, und vor Allem, wie ſie zu nähren. Beſonders machte ihr ihr Jüngſtes, ein kleiner, ſchwächlicher, blaſſer Junge mit hohlen Wangen und ſchwarzen Haaren, viele Sorge; er hatte einen großen Thatendurſt, und doch blieb ihm im Morgenlande, wo ſeine Brüder angeſtellt waren, nichts zu thun übrig. — Denn der Vater Tod, der ſo ſchrecklich viel zu thun hat, pflegte die Kleinen zu beſchäftigen und ſich von ihnen hilfreich an die Hand gehen zu laſſen. Eines Tages, da er wieder ſeine Geliebte, die Peſt beſuchte, klagte ſie ihm die Noth, die ſie mit dem Jungen hatte, und fragte den Vater, ob er nicht abhelfen könnte. Der Tod dachte nach. Da er aber von ſeinen beſtändigen Wanderzügen um die Welt

alle Verhältniſſe genau kennt, beſonders aber alle Plätze, die vakant und zu vergeben ſind, ſo war er auch nicht lange in Verlegenheit. Er nahm den kleinen Jungen auf den Schoos, ſtreichelte ihm die gelben Wängelein und ſprach: Mein Herzensjunge! Nächſte Woche lichtet der heilige Ludwig zu Damiette die Anker, um ſich mit ſeinen Kreuzfahrern wieder in ſein ſchönes Frankreich zurückzubegeben. Es iſt wirklich ein ſchönes Land, dieſes ſchöne Frankreich; beſonders ſchön ſind ſeine ſüdlichen Küſten und auf dieſen Küſten die ſchönſte Stadt iſt, die, in deren Hafen der heilige Ludwig landen wird. Ich ſchenke dir dieſe Stadt ſammt Umgegend. Sie hat die größte Aehnlichkeit mit Damiette und wird dich immer an dein Vaterland erinnern. Du wirſt dich unſichtbar auf die Flotte begeben und mit dem Könige in jener Stadt landen und dort dein Weſen treiben, wie es dir beliebt. — Du kannſt dich auch ſchon auf dem Wege ein wenig üben. — Wie der gute, beſorgte Vater ſo ſprach, ſtand er auf und füllte einen Schlauch mit Waſſer aus dem todten Meere und hing ihn dem Söhnlein um. Dieſes nimmſt du mit! — ſprach er weiter — du wirſt den Inhalt dieſes Schlauches rings um die Stadt ausgießen, es werden ſchöne Sümpfe entſtehen und mit ihnen Dünſte und Giftblumen, und ich gebe dir mein Wort darauf, daß dir in Kurzem die Herrſchaft über Stadt und Um-

gegend unbeſtritten bleiben wird. — Wie der Vater geſagt, ſo hat der Sohn gethan, und Stadt und Umgegend gehören ihm unbeſtritten. — Die Waſſer, die ſich hier ringsum ausdehnen, ſind Waſſer aus dem todten Meere — daher der Name Aigues-Mortes oder todte Waſſer. — Und daher werden wir das Fieber erwiſchen, wenn wir uns nicht bald aufmachen, fügte unſere vorſorgliche Wirthin hinzu, und Alles ſprang auf und eilte in die Stadt hinab. — Schnell wurde noch die Statue des heiligen Ludwig, ein ſchönes Werk Pradier's, charakteriſtiſch und harmonirend mit der Umgebung, beſehen, dann die Bemerkung gemacht, daß das Haus der armen Frères Ignorantins, das ſchönſte im Orte, dann noch die Apotheke beſichtigt, ein Haus im reinſten Renaiſſanceſtyle, das einzige würdige neben dieſen alten Mauern, dann warfen wir uns in den Wagen und eilten davon. — Die hohen Thürme, die breiten Zinnen warfen uns weitgeſtreckte Schatten nach, als ſollten wir uns noch lange nicht dieſem ſteingewordenen mittelalterlichen Traume entwinden. Aber ein Sonntagsvergnügling weckte uns ganz modern, indem er uns ein Vive Ledru! in den Wagen hineinrief. Und ſo trennten wir uns von dieſer Stadt, der armen Todten, die nicht verweſen kann, die da liegt, wie eine gebannte Leiche, der Niemand die Augen zudrücken und ein ruhebringendes Begräbniß ſchaffen will;

von dem Leuchtthurme, auf dem ſeit Jahrhunderten kein Licht gebrannt, von dem Hafen, in deſſen Schooße anſtatt gewaltiger Maſten ſchwächliche Schilfe ihre Häupter neigen, von den Prachtſälen ohne Gäſte, von den Wällen ohne Krieger.

Den 27, Mai 1851.

Von Lunel trug mich der Dampfzug nach Nimes, wo ich ſpät Abends ankam. — Es iſt dieß mein dritter Beſuch in dieſer Stadt und gewiß noch nicht der letzte; denn ich richte meine Ausflüge ſo ein, daß ſie mich meiſt über Nimes führen. Dieſe Stadt Frankreich's beſitzt ein Kleinod, das mich mit unwiderſtehlicher Kraft, mit der Anmuth einer Geliebten, immer neu anzieht und feſſelt, ſo daß ich mich nach ſtundenlanger Anſchauung nur mit Mühe, ja mit einem gewiſſen Schmerze von ihm trenne, mit dem Bewußtſein, daß mir nur ſelten ſo Schönes, ſo Großes, ſo Beruhigendes auf meinen Wegen begegnen könne. — Dieſes Kleinod iſt die ſogenannte maison carrée, der alte Römertempel, der viel zu wenig bekannt, viel zu kalt gerühmt worden iſt. Dieſer Tempel iſt gewiß eines der herrlichſten von allen Bauwerken, die uns die Alten gelaſſen, um die Welt zu jahrtauſend langer Bewunderung zu zwingen. Das vollendete Ebenmaß, das Leben in jedem Theilchen, die Kleinheit der Mittel, um großen Eindruck hervorzubringen, die Unſichtbarkeit jeder

verſtimmenden Abſicht, und endlich die heitere Ruhe, ich möchte ſagen, das Lächeln, das über das Ganze ausgegoſſen, machen dieſes kleine Gebäude, das an Maſſe leicht von einem gewöhnlichen Bürgerhauſe übertroffen wird, zu einem vollendeten, abgeſchloſſenen Werke des Genies. — Bei ſeiner Betrachtung ſenkt ſich in das Gemüth ſo tiefe Ruhe, wie ſie der Grieche empfunden haben mag, wenn er geopfert und, des gewonnenen Schutzes eines mächtigen Gottes gewiß, ſich zum Mahle ſetzte und den Miſchkrug im Kreiſe gehen ließ. — Es lebt und regt ſich Alles an dieſem herrlichen Baue. Nicht todt und ſteinern ſtehen die Säulen da; mit ihren Cannellirungen ſcheinen ſie nach Jahrtauſenden noch zu wachſen und ſich zu bewegen, wie die heitere Sonne des Südens auf ihnen ſpielt, und zum Beſchauer die melodiſche Sprache zu ſprechen, ſowie die Götter, welche griechiſche Tempel bewohnten, menſchlich und melodiſch ſprachen. Man nennt den Tempel römiſch; aber ich ſchwöre es, es war ein griechiſcher Meiſter, der ihn erdacht und ausgeführt. O, das konnten die Römer nicht; ſo was mußten ihre herrlichen Unterjochten für ſie ſchaffen, ſowie ſie ihnen die Götterbilder, die Philoſophie, die Poeſie borgen mußten, um die Blößen der eingebildeten, gebildeten Barbaren zu decken, um den armen Reichthum zu vergolden.

Der kurze Weg über die Boulevards von der maison carrée nach der Arena iſt der Weg von Griechenland nach Rom. — Da ſtehſt du vor dem Coloſſe, vor dem Rieſen, der dir mit donnernder Stimme entgegenruft: Bewundere mich! Der blaue Himmel Griechenland's, die göttliche Ruhe verſchwindet und Wolken umziehen dein Gemüth. Nicht mehr Pindariſche Jubeloden hörſt du, oder des Demodokos herzerfreuenden Geſang, dein Herz, wie der Miſchkrug des Griechen „herrliche Arbeit", gibt nichts mehr von ſeinem überſtrömenden Inhalte, um den heitern Göttern zu ſprengen. Es zieht ſich furchtſam zuſammen vor dem Winſeln der Opfer, das dir durch zwei Jahrtauſende herübertönt, und du freuſt dich, wenn auch menſchlich, doch ſchadenfroh, daß der blaſſe, goldlockige Nazarener dieſem blutgenährten Ungeheuer, das man Rom nannte, mit ſeinem ſanft ſchreitenden Fuße den Kopf zertreten. Freudig rufſt du aus: Das hat der Proletarier unter den Proletariern, das hat der Verachtete, der Jude gethan, und mußte er ſelbſt darüber zu Grunde gehen. Ich weiß nicht, war es dieſer Contraſt zwiſchen Hellas und Rom, war es der Umſtand, daß ich in Italien ſchon größere Werke dieſer Art geſehen — das Amphitheater machte mir nur den Eindruck des Gewaltigen, des Ungeheuren, Maſſenhaften, das äußerlich zwingt, das der hiſtoriſchen Erinnerungen bedarf, um das Gemüth zu

bewegen. Dieſe hiſtoriſchen Erinnerungen abgerechnet, ging ich kalt — ruhig durch die Gänge und Wölbungen, kroch ich auf den zerbrochenen Sitzreihen hinauf und hinunter, und wurde nicht einmal durch die Engländer geſtört, die auf dem oberſten Rande ſaßen und geiſtlos auf die grasbewachſene Fläche in der Tiefe, hinabſtarrten. Wie hätten ſie mich vor der maison carrée beleidigt! Die Arena von Nimes iſt eine der beſterhaltenen, und man kann hier beſſer als in Verona und Arles die Einrichtung dieſer Theater ſtudiren; man kann ſogar erkennen, auf welche Weiſe ſie durch hydrauliſche Werke zu Naumachien verwendet wurde. — Die Behälter für die wilden Thiere, wie für die Sklaven ſind vollkommen erhalten, ebenſo die unendlichen Gänge und die Thore, von denen man eines als das Thor des Proconſuls, das andere als das Thor der Veſtalinnen bezeichnet. Ja, in den Sitzreihen, obwohl großen Theils zerſtört, bemerkt man noch die verſchiedenen Abtheilungen, wie ſie für die verſchiedenen Bürgerklaſſen beſtimmt waren. Die Sklaven ſaßen, wie unſere Proletarier, auf der höchſten Höhe, im Paradieſe. Dort oben befinden ſich noch die durchlöcherten Steine für die Stangen, welche das Leinwandzelt trugen, um die Zuſchauer vor der Sonnenhitze zu ſchützen. Es bedurfte gewiß einer ſehr kunſtvollen Vorrichtung, um das Theater, welches 30,000 Zuſchauer faßte, mit einer Lein-

wanddecke zu überziehen. — In den Gängen sieht man noch die gewissen Institute, die zu den kleinen und niedrigen Bequemlichkeiten des Lebens nothwendig sind. Bedenkt man, daß sich dieser ungeheure Bau so conservirt hat, obwohl, wie bei allen großen römischen Werken, jedes Cement fehlt, und die Steine sich nur durch ihre eigene Schwere aufeinander erhalten; — bedenkt man ferner, welcher Hebel und Maschinen es zu einem solchen Baue bedurfte, und sieht man, wie zweckmäßig und ineinandergreifend bei dem großen Cirund jeder Stein behauen, Nische, Gänge und Windungen sich zu einem Ganzen, nach einem Mittelpunkte strebend, zusammenfügen; muß man die Römer als große Mathematiker und als die energischsten Baumeister der Welt bewundern, wenn man sich auch eine Viertelstunde vorher überzeugt hat, daß es geschmackvollere erhabenere gegeben.

Die anderen römischen Denkmäler, die Bäder der Diana, an der wasserreichen Fontaine de Nimes, die sogleich an ihrem Ursprunge einen förmlichen Fluß bildet, und die Porta Augusti haben eigentlich nur noch antiquarischen Werth. — Es sind zu Ende gehende Ruinen, die nur noch in einzelnen Theilen, in Wölbungen, Mosaiken und kleinen Verzierungen mancherlei Belehrung bieten. Die Municipalität der Stadt und mit ihr der Architekt des Departements, Herr Feucher, ein Freund

unſeres Semper, den er als Decorationsmaler bei'm Dresdener Theaterbaue unterſtützte, thun heutzutage alles Mögliche für Erhaltung der antiken Monumente. Vor einem halben Jahrhunderte war es anders; da wollte der Gemeinderath in einer kleinen Geldklemme das Material der Arena an den Meiſtbietenden verkaufen, und vor ungefähr ſiebenzig Jahren wußte Nimes ſelbſt nicht, welch' ein Denkmal römiſcher Gewalt es in ſeinen Mauern beſitze. Die Arena war nicht nur ringsherum von den ſchlechteſten Gebäuden umſtellt und verſteckt, auch im Innern hat eine Bevölkerung von beinahe fünftauſend Einwohnern überallhin in Logen und Löwenzwinger und Gänge und Schauplatz ihre Neſter geklebt, ſo daß vom eigentlichen Baue beinahe kein Stein zu ſehen und er ſelbſt ganz und gar vergeſſen war. Heutzutage geht nun wieder die Manie für die Antike in's Lächerliche. Die guten Bürger von Nimes wollen Alles antik haben; ſo haben ſie ſich auch, und zwar in nächſter Nähe der maison carrée ein antikes Stadttheater gebaut, das ſich neben dem griechiſchen Tempel wie eine Ode vom Leipziger Magiſter Minkwitz neben einer Pindariſchen ausnimmt.

Eines der ſonderbarſten Gebäude, das man nur ſehen kann, iſt die Tour-Magne (turris magna), die ſich auf einem Bergrücken, nördlich von Nimes hoch in die Luft

erhebt und Stadt und Umgegend beherrſcht. Seit Jahren und Jahren krabeln die Antiquare an dem Steinhaufen herum, und es geht ihnen, wie bei den Pyramiden; ſie wiſſen nicht, was daraus zu machen. Was ſollte die Tour Magne nicht ſchon Alles geweſen ſein: eine Warte, ein Fort, ein Grabdenkmal, ein Getraidemagazin, ein Waſſerthurm, ja ſogar ein Pharus in Mitte des Landes! — Nicht ein Steinchen will das Geheimniß dieſes merkwürdigen, bizarren Baues verrathen; da ſteht er ſtumm und dumm und macht eine verzerrte, höchſt unregelmäßige Grimaſſe auf ſeine Unterſucher. Nicht einmal, ob's ein Römer- oder Celten- oder mittelalterlicher Feudalbau ſei, iſt herauszubringen. — Auf den erſten Blick, beſonders wenn man in's Innere tritt, möchte man glauben, es habe ihn irgend ein wildes Volk in ſeinen erſten Anfängen, ohne Begriff von Zirkel und Linie roh und planlos als einen Berg aufgehäuft und dann in dieſen Berg eine ungeheure Höhle gegraben. In der That iſt es Einem, als ſtände man in einer der Grotten, wie man ſie im Languedoc ſo häufig findet, und unwillkürlich ſieht man ſich nach Stalaktiten um. Da iſt von einem Ebenmaße nicht die Spur. Bald rund, bald eckig, bald in breiten Winkeln, bald ſchmal und finſter ſpringen die Mauern toll und verwirrend vor und zurück. — Nirgends ein Ruhepunkt, nirgends ein Anfang oder ein Ende. Es

iſt wie der Traum eines wahnſinnigen Baumeiſters, in deſſen Kopfe ſich alle Style und Formen wild und dunkel durcheinandertreiben. Aber ſteigt man die moderne Treppe hinauf und hinaus an eine Art von Baluſtrade, ſo ſieht man wieder zierliche Pforten, regelmäßige Winkel, ſchöne Verzierungen, kunſtvoll behauene Steine, die alle von mehr, als bloß ahnungsvollen Anfängen zeugen, und es ſcheint, als hätte ein Barbar den Bau begonnen und ein Meiſter ihn vollendet. — Auf dieſer Baluſtrade vergißt man leicht, auf welch' wahnſinnigen Geſtellen man ſich befindet. — Zu Füßen liegt das ſchöne Nimes, von dem man durch ein junges Pinienwäldchen getrennt iſt; links und uns im Rücken die Cevennen, hinter denen eben die Sonne ſchlafen geht und die kahlen Berge in violette Schleier hüllt — rechts die weite Ebene und der Rhone, dem das grüne Waſſer der Fontaine de Nimes langſamen Schrittes entgegenwandelt, wie eine römiſche Dame der Verfallzeit dem ſiegreichen Barbaren des Nordens, und uns gegenüber ſchon in abendliches Grau verſunken, die Alpen der ſchönen Provence und die Kalkberge, hinter denen Avignon von alter Herrlichkeit und alten Gräueln träumt.

Von der Tour-Magne ſtieg ich durch das Pinienwäldchen hinab auf den öffentlichen Spaziergang, der ſich breit und grün von den Bädern der Diana längs der

Fontaine der Stadt entgegendehnt. Es war Sonntag. Unter den ungeheuren Kaſtanienbäumen, wie ſie nur die ſüdliche Sonne am Ufer eines Fluſſes großziehen kann, ſpielte die Militärmuſik Lanner'ſche Walzer, ſpazierten die Bewohner von Nimes oder ſaßen mit ihren Mädchen und Frauen an den Tiſchen und tranken den ſüßen Wein des Südens. Auf den Waſſern tummelten ſich leichte Kähne und klangen Lieder in der ſüßen provencaliſchen Mundart. — Die Mädchen waren alle nach der Sitte des Landes in einfaches Schwarz gekleidet; das philiſtröſe Häubchen und das Spitzentuch am Halſe waren das einzige Helle an ihrem ganzen Anzuge. Um den Hals trugen ſie, wie es hier Mode, eine, zwei bis drei goldene Ketten. Eine ſolche, oder auch eine ſilberne fiel vom Gürtel herab und trug eine Scheere, einen Schlüſſel, lange Nadeln u. dgl. meiſt von Silber, oft ſogar vergoldet. — Man hält hier und im Lande viel auf dieſen Schmuck, und glücklicherweiſe iſt nur ſelten ein Mädchen ſo arm, daß es ſich ihn verſagen müßte. Alles Volk ſah wohlhabend und heiter aus; beſonders die drallen, vollen Mädchengeſtalten mit roſigen Wangen auf braunem Hintergrunde und dunkelglühenden Augen. Doch iſt es noch nicht der vollendet ſchöne Typus, den ich ſpäter in Arles kennen lernen ſollte, und in Baucaire und Tarasbec, die wahrſcheinlich von Arles aus veredelt worden ſind.

An demſelben Tage hatte ich noch die neuerbaute große Kirche beſucht. Es ſcheint den Nimeſern mit dem byzantiniſchen Style beſſer zu gelingen, als mit dem antiken. Wenigſtens zähle ich dieſe Kirche, wenn ich den Münſter von Bonn und St. Guilhem du deſert ausnehme, zum Schönſten, was ich in dieſem Style geſehen. Es iſt hier Alles ſo rein, ſo ganz im Geiſte dieſer Form, als wäre dieſe Kirche gleichzeitig mit jenen Monumenten erbaut worden. Harmoniſch mit dem Baue ſtimmen die enkauſtiſchen Malereien Flandrin's, des beſten Heiligenmalers Frankreich's, wie man ſich in Paris in den Kirchen St. Mery und St. Germain de Prés und St. Vincent de Paul überzeugen kann. Schade, daß die Mittel der Stadt nicht ausreichen, die ganze Kirche von dieſem Meiſter ausſchmücken zu laſſen. Schade, daß er anſtatt des koſtſpieligen Goldgrundes blauen anbringen mußte, und dreimal Schade, daß ſich auch hier das Unzulängliche und Unzuverläſſige der Enkauſtik bewährt; denn überall dringen ſchon die weißen Flecken durch den blauen Grund. Ich hebe vorzüglich das Hauptbild über dem Hochaltar, „Chriſtus zu Throne, vor ihm ein König und ein Sklave knieend" als Compoſition und die Himmelfahrt Pauli als Compoſition und Malerei hervor. — Leider reicht die Figur Chriſti nicht hin, den ganzen Raum der Wölbung auszufüllen; aber der Maler hatte

ſie für den goldenen Grund und nicht für den blauen berechnet, was eine weſentliche Veränderung in der Wirkung hervorbringt. — Auch ſehen die beiden Apoſtel rechts und links, obwohl rieſig, neben der Hauptfigur, winzig aus. Von den Palm tragenden Proceſſionen rechts und links gefällt mir die der Weiber links beſſer als die der Männer. Aber der Maler hatte es auch leicht; er nahm die Modelle aus den ſchönſten Frauen des Landes von Tarascon und Arles. Kein Meiſter braucht ſich ſchönere zu wünſchen. Eine berühmte Schönheit, jetzt in Montpellier verheirathet, erkannte ich auf den erſten Blick, und jeder muß ſie erkennen, der ſie nur einmal geſehen. — Mit den Männern ging es dem Maler ſchlechter. Da es ihm mit den Frauen geglückt, glaubte er's wahrſcheinlich bei den Männern wiederholen zu müſſen; aber die Männer dieſes Landes haben nicht das Privilegium ihrer Frauen, die griechiſche Schönheit durch Jahrtauſende unverfälſcht den kommenden Geſchlechtern zur Bewunderung und Anbetung entgegenzutragen. Wie ſehr ſich Flandrin Mühe gab, ſeine Männer zu idealiſiren, es ſind platte, moderne Herrnköpfe mit ſehr ſchönen Bärten geblieben. Ich fand einige gute Bekannte aus Paris darunter, und meine Andacht war hin.

Ein anderes modernes Kunſtwerk, das nächſtens mit großem Pomp und allerlei Feier-Spielen in der Arena

eingeweiht werden ſoll, hat mir weniger gefallen. Ich meine die Fontaine von Pradier. Die Stadt Nimes in römiſchen Gewanden mit einer Mauerkrone, ſteht auf hohem Poſtamente, das ſich aus dem Baſſin erhebt; ihr zu Füßen ſitzen die vier Waſſergottheiten des Departements du Gard, als männliche und weibliche Geſtalten perſonificirt: Der Rhone, der Gardon, der Gard und die große Fontaine de Nimes, von der ich oben geſprochen. Alles coloſſal in reinem Marmor ausgeführt. Von den Flußgottheiten kann ich nur eine loben, den würdigen Alten, den graziös und majeſtätiſch daſitzenden Rhone. Die andern ſind plump und unbeholfen. Die Hauptfigur ſteht ſteif da, und ihrer Gewandung ſieht man es an, daß ſie von Stein iſt; ihr Geſicht, wie ſehr es ſich Mühe gibt, ernſt und würdig zu ſchauen, iſt ein Griſettengeſicht in vergrößertem Maßſtabe. Où le dos change de nom hat ſich der Bildhauer eine Faltenlicenz erlaubt, die eine gewiſſe partie honteuse unäſthetiſch und unnatürlich zugleich hervortreten läßt. Dagegen hätten ſich die Predigten der ehrwürdigen Väter richten ſollen und nicht gegen die decenten nackten Geſtalten, wie es ſeit Wochen wirklich geſchieht. Alle Kanzeln widerhallen jeden Sonntag von Anathemen gegen die Nackten der heidniſchen Fontaine. Das iſt charakteriſtiſch für die frommen Väter; gegen das Häßliche, In-

decente, wenn es nur leiſe verhüllt iſt, haben ſie nichts — aber gegen das Nackte, und ſei es noch ſo ſchön, ereifern ſie ſich gewaltig. Es ſoll uns nicht wundern, wenn die Fontaine in einer Nacht zur Ehre Gottes in die Luft geſprengt wird. Denn wie lange iſt's her, daß die gute Stadt Nimes zur Ehre Gottes Hunderte von Proteſtanten geſchlachtet; warum nicht eine heidniſche Fontaine zerſtören? Freilich iſt Heidenthum hier nicht ſo verabſcheut wie Proteſtantismus.

Den 28. Mai 1851.

Der Weg von Nimes bis Avignon iſt ſehr angenehm. Die Eiſenbahncompagnie hatte die gute Idee, die Eiſenbahn rechts und links mit prächtigen Pinien, und zwiſchen den Pinien mit Günſterſträuchen zu bepflanzen, die hier eine bedeutende Höhe erreichen und deren zahlloſe goldene Blüthen einen ſüßen Duft verbreiten. So verliert der Weg das Sterile, das ſonſt allen Schienenwegen eigen iſt. Eine halbe Stunde hinter Nimes fährt man durch einen langen Tunnel. An's Tageslicht gelangt, dehnt ſich gegen Süden eine prächtige Ebene, die nur von unbedeutenden, mit Städten und Flecken gekrönten Hügeln unterbrochen, während gegen Norden die Ausſicht durch eine ſanfte Hügelkette abgeſperrt iſt, die bis nach Vaucaire an das Rhoneufer hinläuft, wo, wie ein Schloß an der

Kette, die Burg der ehemaligen Grafen v. Vaucaire liegt. Ihr gegenüber, in Tarascon, am linken Ufer, ſpiegeln ſich die gewaltigen Schloßzinnen des guten Königs René in den raſch und wild vorbeieilenden Fluthen. Von Süden herüber grüßen die Thürme von Bellegarde, ja ein gutes Auge kann ſogar die von Arles erſpähen. Auf dem Wege von Tarascon nach Avignon iſt die Ausſicht gegen den Rhone zu ebenfalls abgeſperrt durch eine kahle, ſandige Hügelreihe — von ihr aus dehnt ſich die vielbeſungene Ebene der Provence, die gegen Oſten von den ſonderbar geformten Alpen begränzt wird. Die hinterſten hohen Berge laufen in breiten, geſtreckten Wellenlinien hin, aber die kleinern im Vordergrunde, mit ihren vielfach gezackten Gipfeln, ſind wie die Wellen eines vom Vorboten des Sturmes aufgeregten See's zu ſchauen. Sie kochen und ſchäumen — keine große Welle rollt — aber hunderte von kleinen Spitzen, durch kleine runde Thäler getrennt, ſpringen, ſpritzen nebeneinander auf. — In der Ebene überall blühende Gärten — ſchon ſenkt ſich die Rebe und verhüllt den nackten Boden, daß er bald einer friedlichen Wieſe und nicht einer gluthenvollen Weinpflanzung ähnlich wird. — Die Einförmigkeit der Oelbäume wird durch die Cipreſſe aufgehoben, welche ernſt und dunkel, einzeln oder in ganzen Hainen aus der grauen Umgebung aufſteigt. Wie ſonderbar muthet es

unſer einen an, ein einfaches Bauernhaus von mächtigen Cipreſſen, von breitwehenden Feigen- und blüthenlächelnden Mandelbäumen umgeben zu ſehen. — Es iſt doch Alles anders, als jenſeits der Berge, und ich glaube dem Satze, den neulich ein berühmter Naturforſcher zu mir ausgeſprochen: Der Menſch iſt von der Natur nicht gemacht, um im Norden zu wohnen. Heidelberg und der Rhein und Thüringen ſind die Gränzen — daß in Preußen auch noch Menſchen wohnen — das hat die Nothwendigkeit oder die Reflexion, nicht die Natur gethan oder gewollt.

Drittes Kapitel.

Avignon und der Palast der Päpste — Ville-Neuve-lez-Avignon — Eine schöne Nonne — Reisen — Die weisse Schreckenszeit — Marschall Brune.

Vom Süden aus gewährt Avignon einen ſchönen, aber nicht außergewöhnlichen Anblick. Von dieſer Seite geſehen, können ſich das goldene Mainz, das fromme Coblenz, die heilige Colonia mit Avignon meſſen, aber nie vergeſſe ich den Eindruck, den dieſe Stadt auf mich gemacht, als ich ſie, auf dem Dampfſchiffe von Norden kommend, zum erſtenmale erblickte. — Es war mir, wie damals, als ich bei Sonnenuntergang, von der Höhe von Obtſchina das Meer zum erſtenmale von Angeſicht zu Angeſicht geſehen. Mährchenhaft! — rein mährchenhaft! — Ich wüßte keinen andern Ausdruck, um den Anblick zu bezeichnen, wenn ſich das Dampfſchiff aus den Rhoneinſeln bei Roquemaure herauswindet, und plötzlich der Papſtpalaſt mit ſeinen Thürmen auf der einen Seite in die Höhe ragt, während auf dem andern Ufer das Fort St. André und die alte Veſte von Ville-Neuve-lez-Avignon

ſich am abendrothen Himmel abzeichnen — zwiſchen beiden die uralte Brücke Pont St. Eſprit, die mit ihrer Kapelle mitten im Strome abbricht, als wäre es zu viel, wenn dieſe beiden Herrlichkeiten mit einander verbunden würden. — Nur wenn man die älteſten, ſpaniſchen Romanzen lieſt, wo aus den dunkelglühenden, melodiſchen Verſen manchmal Namen wie Segovia, Burgos, Stadt der Löwen, Alhambra, Santa-Fé auftauchen — daß man ihre Zinnen und moſigen Mauern vom Sonnenbrand beſchoſſen zu ſehen glaubt — nur da wird einem manchmal ſo zu Muthe, wie bei dem erſten Anblicke von Avignon. Aber kaum am Quai angelangt, muß man ſich ſehr zuſammennehmen, um nicht ganz in Träumerei zu verſinken und durch ſie Gepäck und Zeit und Geld zu verlieren. Das Volk von Avignon iſt im ganzen Süden als wahres Räubergeſindel verrufen; man ſpricht nur mit Abſcheu oder Spott von den Bewohnern der heiligen Stadt, und wenn ich ſo die Geſtalten betrachtete, die in Maſſe den ganzen Quai beſetzt hielten und, wie Raubvögel die Beute, das ankommende Dampfſchiff erwarteten — las ich auf dieſen Geſichtern, daß der Ruf Recht habe. Wilde, trotzige, ich möchte ſagen, blutdürſtige Köpfe, die mit ihrem braungrauen Teint und dunklen Augen ſich auf ſchmächtigen, doch knochigen und nervöſen Körpern ſchnell hin und her bewegen. Ich erkannte die

Gefährten Jourdan's, die königlichen Freiwilligen, die Verdets, die Werkzeuge der Congregation und der Comité's von 1815 — ich erkannte genau die Mörder des Marschall Brune, die Kinder fünfhundertjähriger Kirchenherrschaft. Das Schiff hatte noch nicht angelegt und war von den Portefaix schon im Sturme genommen. Wie wilde Katzen sprangen sie vom Quai über das Gelände auf das Gepäcke los — jeder bemächtigte sich eines, zweier, dreier Stücke und gab es nicht mehr frei; der Eigenthümer mußte es von ihm in die Stadt tragen lassen und mußte ihm bezahlen, was er verlangte. Denn die Portefaix bilden eine geschlossene Bande und einer schadet dem andern nicht. Wenn man sich selbst das Gepäcke tragen wollte, sie erlauben es nimmermehr. — Der Capitän, der an den andern Landungsplätzen so musterhafte Ordnung gehalten, hier stand er ruhig auf seiner Gallerie, denn er weiß es aus alter Erfahrung, daß diesem Unwesen nicht zu steuern. — Wir übergaben unser Gepäck einem solchen Banditengesichte und fuhren im Wagen durch die Porte d'Ouste nach dem durch den Mord des Marschall Brune historisch gewordenen Hotel de la Poste, das später Hotel du Palais Royal, jetzt Palais National heißt.

Bald nach unserer Ankunft fuhren wir durch die Stadt dem Papstpalaste zu, den wir alle in der Nähe zu sehen

zitterten, nachdem er uns schon von Ferne so schreckenerregend entgegengetreten war. Die Gassen von Avignon, wie aller südlichen Städte, sind schmal und dunkel, aber die Häuser, auch die kleinsten, haben in Folge ihrer Structur aus Quadern ein gewisses palastähnliches Ansehen; viele sind in der That auch auf den Trümmern der alten Prälatenpaläste und Klöster entstanden. Oft ist man überrascht, hinter einer unscheinbaren Hausthüre einen weiten, bald gothischen, bald italienischen, säulenumgebenen Klosterhof zu überblicken. — Man schaut im Vorbeigehen in ein Eisen- oder ein anderes Waarenlager, und der Blick bleibt an einer prächtigen Spitzbogenwölbung, an einem ehemaligen Hochaltar, an einer architektonisch reichgeschmückten Kanzel hängen. Zwischen Eisenstangen oder Wollenballen blickt eine wohlerhaltene Madonna im blauen Gewande, mit dem Dolch im Herzen, hervor. — Die Place de la Comödie ist der einzige große Platz der Stadt — er ist von hübschen Privatgebäuden, von Kaffeehäusern, vom Hotel de Ville mit seinen hundert Säulen und seinem gothischen Thurme aus dem vierzehnten Jahrhunderte, und vom neuerbauten Theater, das dem Architekten Feucher Ehre macht, schön und malerisch umgeben. Des Abends treibt sich dort die Bevölkerung aller Classen umher. Von hier nur noch eine kurze Strecke, und wir standen vor dem Palaste der Päpste. —

Es iſt ein babyloniſcher Bau! — Groß, ungeheuer, ſchreckenerregend. — Vielleicht vor keinem andern Gebäude Europa's empfindet man dieſen Schauer. Hoch aufſtrebend von der höchſten Höhe des Kalkberges, an dem Avignon liegt — breit und verſchloſſen, mit wenigen und ſchmalen Spitzbogenfenſtern, mit einem Thore, das trotz ſeiner Höhe klein erſcheint im Verhältniß zum Ganzen — drückt ein geheimnißvolles Schweigen auf dieſe Mauern und umgibt ſie mitten im hellen Sonnenlichte des Südens eine Art von unbegreiflicher Nacht. Man ſieht es ihnen an: durch ihre Dicke drang der Nothruf der verſchmachtenden Völker nicht hinein, drangen die Schreie prieſterlicher Orgien, ob ſie nun in Bachanalen oder im Foltern der Glaubensopfer beſtanden, nicht heraus. Dieſe Mauern ſind des Grundes würdig, auf dem ſie ruhen. Johanna von Neapel erkaufte mit Avignon die Abſolution der Sünde des Gattenmordes. — Tritt man in den ungeheuren Hof, in die gothiſchen Säle, die ſich einer über dem andern hoch emporwölben, auf die breiten Treppen, erkennt man, wie die Bewohner dieſes Palaſtes von ihrer Rieſenhaftigkeit überzeugt waren. Die Dicke der Mauern würde jedem Bombenſturme widerſtehen, ſowie ſie bis jetzt der Zeit widerſtanden haben. Das ganze ungeheure Gebäude ohne Symmetrie und äußerlich erkennbaren Plan, ohne Sonnenblick, ohne einen einzigen freundlich ſchauen-

den Winkel, mit ſeinen eckigen Thürmen, Zinnen und Schießſcharten und Schwibbögen, ſteht da, als wäre es von Cikopen aus einem einzigen Felsſtücke, aus einem Gebirge gehauen worden. — Doch iſt es nicht auf einmal entſtanden; ein Menſchenalter, der Wille eines Menſchen reicht nicht hin, ein ſolches Werk aufzuführen. Jeder der hier reſidirenden Päpſte hat etwas zur Erweiterung des im 14. Jahrhundert angelegten Baues gethan: Clemens V., Johann XXII., Benedict XII., Clemens VI., Innocens VI., Urban V., Gregor XI.

Den Thurm Trouillas oder die Glacière bekamen wir nur von Außen zu ſehen; man ſagt dem Fremden, die Glacière beſtehe nicht mehr, viele Einheimiſche aber behaupten, man wolle ſie nur nicht zeigen. Es wäre intereſſant, zu wiſſen, was man eigentlich verbergen will, ob den Schauplatz der Inquiſitionsfolter, den Ofen, wo die Zange glühend gemacht, die Roſte, auf denen die Ketzer gebraten wurden; oder den Schauplatz, wo der Knabe Duprat, der feurige Mainville, der Apollo Rovère, der ſentimentale Schurke, ehemalige Maulthiertreiber, ſpäter Krapphändler Mathieu Jouve, auch Jourdan, auch Coupetête genannt, — die einen ihrem Gotte, die andern ihren Götzen in der Nacht vom 16. — 17. October 1791 Opfer ſchlachteten. — Dieſer coniſche Thurm hat nur eine Oeffnung — dem Himmel entgegen. Man ſollte

das Geſchrei der Geſchlachteten oder Gefolterten nicht in der Stadt und nicht nebenan in den Gemächern der Cardinäle, Legaten und ihrer Courtiſane hören; es mußte ſich an der Wölbung brechen und ſchwach über dem Palaſte als ein Seufzer verhauchen, den der Schritt der Wache auf der Zinne übertönt. — In dieſem Thurme verſeufzte auch der arme Volkstribun Rienzi ſein Leben und büßte, wie Huß, ſein Vertrauen in ein Papſtwort. — Gerne ſchlich ich mich an dieſem Thurme vorbei und war froh, daß uns nicht das alte Geſpenſt von einem Weibe, das ich im Hofe umherſchleichen geſehen, begleitete. Die Alte hat die Schrecken jener Nacht von 91 miterlebt und erzählt ſie gerne. Wozu die Erzählung? — Man kann es ſich denken, was ein wüthendes Volk vermag, das vier Jahrhunderte hindurch einen Thurm wie die Trouillas betrachtete, am andern Ufer ſeines Fluſſes ein freies Volk ſieht und an ſeinen Mauern einen Anſchlag, in welchem der Papſt die Wiederherſtellung der Inquiſition gebietet. — Auf ſolchem Boden müſſen ſolche Thaten wachſen. — Jourdan coupe-tête war vielleicht um kein rothes Haar ſchlechter, als irgend einer der Cardinäle, die dieſe ville carillonnante, wie ſie Rabelais nennt, bewohnten.

Einen Moment Ruhe von den Schrecken gewährt ein hohes Thurmgemach, in welchem ſich noch Reſte alter Fresken befinden; ſchöne Bilder voll Naivität, wie ſie

den groſſen Befreiungs- und Vollendungsperioden Maſaccio's und Raphael's vorhergehen. Man gibt ſie für Giotto's Arbeit aus; ich halte ſie für Werke ſeiner Schüler, die auf dem Wege der Befreiung ſchon fortgeſchritten waren. Die Figuren, obwohl ebenſo naiv wie die Giotto's, ſind doch ſchon weniger gebunden, die Geſichter haben ein weicheres Oval. Es ſind vollendet ſchöne darunter. Viele Figuren ſtehen ohne Köpfe da, und dieſe ſollen juſt die ſchönſten geweſen und von kunſtſinnigen Offizieren gerettet worden ſein, als die franzöſiſche Regierung anfing, dieſe herrlichen Denkmäler dem Verfalle preis zu geben. Man zeigte uns noch mehre Gemächer, die ebenſo ausgeſchmückt geweſen ſein ſollen, die aber bereits von Kalk überdeckt ſind. Das Schloß iſt jetzt eine Caſerne, und in den Sälen lagern die Soldaten zu Hunderten. Die Säle ſind zwar der Länge wie der Höhe nach durch eingeflickte Mauern und Fußböden zweifach und dreifach getheilt; doch reicht ein Viertheil des Raumes, den man auf einmal überſehen kann und in dem vielleicht eine ganze Compagnie Platz findet, hin, von der ungeheuren Ausdehnung und Höhe dieſer gothiſchen Wölbungen einen Begriff zu geben.

An den Papſtpalaſt lehnt ſich die Kirche Notre-Dame des Dons, welche die Grabmäler zweier Päpſte enthält. Intereſſant an ihr iſt beſonders der Eingang mit ſeinen

ächt römiſchen Säulen, Ueberreſten eines römiſchen Tempels, auf deſſen Grunde die Kirche aufgeführt ſein ſoll. An die Kirche ſchließt ſich der ſchöne Spaziergang mit ſeinen prächtigen Bäumen, mit ſeiner Teraſſe und der Statue des Mannes, der den Krapp in's Land brachte, deſſen Cultur jetzt ſo viele Einwohner des Landes ernährt und den Soldaten ihre Hoſen färbt. Ich habe den Namen dieſes großen Mannes vergeſſen. — Die Ausſicht geht von hier dem Rhone entgegen, faſt bis nach Orange, dem Stammſitze der Oranien, hinüber nach Ville-Neuve-lez-Avignon und rückwärts über das herrliche Land der Provence, bis an die Seealpen und den Mont Ventou, der ſeinen gewaltigen Leib in violette Gewande hüllt, gleich einem Cardinale. — Dorthin gegen Nordweſten liegt Vaucluſe, das wir ſehen müſſen.

Vom Schloſſe aus fuhren wir um die Stadt. Die Feſtungsmauern, ringsherum mit dem ſchönen Kranze der Machicouli, wie wir ſie an den Befeſtigungswerken des 14. und 15. Jahrhunderts kennen, bekränzt, iſt vollkommen erhalten und faſt ganz ſichtbar; nur hie und da wächſt aus der Mauer, wie aus der alten Zeit die neue, ein modernes Häuschen heraus, und an dieſem hinan weißblühende Mandel- und roſige Pfirſichbäume. Dieſe Wohnungen ſehen ſo lieblich idylliſch aus, daß man das Haus des Papſtes vergißt, und das thut Noth, wenn

man ſich mit den Herrlichkeiten Avignon's ſo freuen ſoll, wie ſie es verdienen.

An einem ſchönen Maiabende, während meines zweiten Beſuches, führten mich meine Wanderungen über die Kettenbrücke und die Inſel, auf's jenſeitige Ufer, vorbei am Fuße des ruinenhaften Schloſſes, nach Ville-Neuve-lez-Avignon. Mein guter Stern hatte mich hierher und auf die Höhe des Fort St. André gebracht — denn von dieſem Standpunkte aus ſieht man Avignon erſt recht in ſeiner ganzen Schönheit: Den Rhone als Vordergrund, den Palaſt größer und dräuender, als wenn man ſich in ſeiner Nähe befindet, und doch die harten Züge durch die Ferne und das ſanfte Abendlicht gemildert; im Hintergrunde die Wellenlinien der Provencer Berge mit ihrem Senior, dem Ventoux in der Mitte. Ich dachte an Victor Hugo's tiefſinnigen Satz: Es iſt doch beſſer, in Deutz zu ſein und Köln zu ſehen, als in Köln zu ſein und Deutz zu ſehen. Ich rathe Jedem, der Avignon beſucht, ſich ſogleich nach ſeiner Ankunft aufzumachen und dieſen Punkt aufzuſuchen; dann erſt wird er wiſſen, in welcher Welt er ſich befindet. Sie iſt in der That über alle Beſchreibung ſchön! Ich konnte mich nicht ſatt ſehen. Erſt ſpät raffte ich mich auf, um als voyageur consciencieux noch die Merkwürdigkeiten der hinter mir liegenden Ville-neuve zu betrachten.

zuerſt ein altes Karthäuſerkloſter. Sein Dach iſt ſo mit Gras und Moos bewachſen, daß man es von der Höhe des Berges aus für ein brach liegendes Feld halten kann. In ſeinem Innern kleben, wie Schwalbenneſter, viele kleine Wohnungen, wahrſcheinlich aus dem Schutte des alten Kloſters zuſammengeklebt. Die ehemals prächtige gothiſche Kirche iſt in eine Art von Hof verwandelt und von Wagen, Karren und Ackergeräthſchaften angefüllt. Rührend nimmt ſich unter dieſem Geräthe ein einzeln ſtehender Spitzbogen reinſten Styles aus, und eine mehr als lebensgroße Madonna, die mit milden ſchönen Zügen und gefaltenen Händen, wunderbar erhalten, auf das Gerümpel herabſieht. Von Außen ſind die Reſte dieſes einſt gewiß prächtigen Baues theilweiſe von ungeheuren Weinreben bedeckt. Dieſe edle Pflanze gedeiht hier ganz beſonders gut. Ich ſah einen Weinſtock, der allein mit ſeinen Reben alle Fenſter dreier dreiſtöckiger Häuſer umrankte. — Im Hotel de Ville fand ich eine Bibliothek, auf die ich mir erlaube, die Geſchichtsſchreiber der Provence aufmerkſam zu machen. Sie iſt das Geſchenk eines vor einem halben Jahrhundert verſtorbenen, reichen Gelehrten und enthält intereſſante Chroniken, Manuſcripte und dicke Bücher alter Kirchenmuſik, von denen manche mit den farbenreichſten, friſchglühendſten Illuſtrationen verſehen ſind. Auch das Kloſter und Hoſpital der barmherzigen

Schwestern besuchte ich, um das aus dem Karthäuserkloster hierher übertragene Mausoleum Innocens VI. zu sehen. Man bildet sich hier gerne ein, das gothische Grabmal sei von hohem Alter, doch erkennt man es auf den ersten Blick als bloße Copie, die nicht über zweihundert Jahre alt sein kann. Im Klosterhofe saßen einige Schwestern mit weiblichen Arbeiten beschäftigt und genossen der sanften Abendkühle. Bei meinem Herannahen senkten sie züchtig die Köpfe, doch vermochte ich bei ihrer Erwiederung meines Grußes die hohe und zarte Schönheit der Einen zu erkennen. Ich bedauerte den Verlust nicht, den die Welt durch ihre Frömmigkeit erleidet, denn ein heiliger Friede lag über sie ausgegossen; ihre Wangen waren hold geröthet, und sie schien zufrieden und voll innern Glückes. Zerstreut betrachtete ich noch mehre alte Gebäude, an denen dieser Flecken so reich ist, und voll Einsamkeitsgedanken wanderte ich längs des Rhoneufers, durch Duft und Nachtigallenlieder nach Avignon zurück. — Der Rhone rauschte melodisch, die Platanen der Insel bewegten sich leise im säuselnden Abendwinde, und zwischen den schwarzen Thürmen der Pontifexe stand still und friedlich der bleiche Geselle. — O schöner Süden! Die Natur hat ihre Phantasie erschöpft, um dich mit allen ihren Reizen zu schmücken, und der Mensch gab dir die traurige Geschichte, um deiner Schönheit noch den Reiz der Weh-

muth zuzugesellen. Ja, diesem Lande sieht man es an, daß es, wie der Alte zu sagen pflegt, eine Geschichte habe. — Aber jede Geschichte ist traurig. Die goldene Zeit hatte keine Geschichte.

Den 29. Mai 1851.

Bei meiner Rückkunft in's Palais National-Hotel führte uns die Wirthin in das unglückselige Zimmer, in welchem 1815 die Unthat an Marschall Brune begangen worden. Es ist ein weites, schönes, mit dunklen Tapeten ausgeschlagenes Gemach, das in Nichts von seiner schauervollen Geschichte die Spuren trägt. Die Begebenheit, sowie überhaupt die Geschichte des weißen Terrorismus, ist in Deutschland noch zu wenig bekannt; ich will sie hier kurz und bündig in Erinnerung bringen, wie ich sie aus Büchern, Acten und an Ort und Stelle gemachten Erkundigungen kennen gelernt. Die Erinnerung an die Art und Weise, wie gewisse Mächte immer und überall ihre besiegten Feinde behandelt, kann zu keiner Zeit schaden.

Marschall Brune war auch unter dem Empire Republikaner geblieben. Er machte Napoleon nicht den Hof und wurde von diesem und den Hofleuten zurückgesetzt. So kommt es, daß sein Name, trotz seines Charakters, seiner Siege, seiner Fähigkeiten, nicht mit dem Ruhmesglanze umgeben ist, der manche mittelmäßige Schauspieler der kaiserlichen Tuilerien schmückt. Brune lächelte und

tröſtete ſich in ſeiner Einſamkeit mit den ſchönen Wiſſenſchaften; er überſetzte Horaz und verzierte ſein Buch der Reiſen mit Verſen. Als Napoleon von Elba zurückkam und einen energiſchen Mann brauchte, um den durch Royaliſten und Pfaffen aufgewühlten Süden im Zaume zu halten, erinnerte er ſich des zurückgeſetzten Marſchalls. Nur mit Widerwillen verließ Brune ſeine Einſamkeit, aber die Rückſicht, daß ſein Vaterland, beſonders im Süden, vom engliſchen Erbfeinde bedroht war, beſtimmte ihn, den ihm angebotenen Poſten anzunehmen. Nicht ohne traurige Ahnungen. Denn als er die Annahme unterzeichnete, ſagte er zu den Umſtehenden: Mir iſt es, als hätt' ich mein Todesurtheil unterſchrieben, und als er bei der Abreiſe auf der Treppe ſeiner Wohnung ſtolperte, rief er lächelnd, doch traurig: Ein Römer kehrte um.

Was er während der hundert Tage in Toulon zur Vertheidigung des Hafens und der franzöſiſchen Flotte gegen die Engländer und die mit ihnen verſchwornen royaliſtiſchen Einwohner, was er zur Erhaltung der Ruhe im ganzen Süden mit einer nur kleinen Garniſon gegen die immer mächtiger anwachſenden „königlichen Freiwilligen", gegen die „Verdets" und die Agenten der Congregationen gethan — es gränzt an's Unglaubliche, und man lernt es erſt ſchätzen, wenn man die Blutſtröme ſieht, die gleich nach ſeiner Abſetzung im ganzen

Süden zu fließen begonnen, um jede Spur von Republikanismus, Bonopartismus und Proteſtantismus vom königlichen Boden Frankreich's fortzuſchwemmen. — Aber für dieſe Anſtrengungen wurde auch keiner der Napoleoniſchen Angeſtellten während der hundert Tage von den königlich und klerikal Geſinnten ſo bitter, ſo fanatiſch gehaßt, wie Brune. Man that alles Mögliche, um die Bevölkerung im Beichtſtuhl, wie auf der Straße gegen ihn aufzuhetzen. Lügen auf Lügen, mündliche wie gedruckte wurden über ihn verbreitet; nicht nur fromme Prieſter und königliche Freiwillige, ſondern auch hohe Damen reiſten von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, um die in London gedruckten Lügen unter das Volk auszutheilen. Die beliebteſte unter dieſen war, daß kein anderer, als Marſchall Brune die Prinzeſſin Lamballe ermordet, daß er es geweſen, der ihren ſchönen Kopf auf der Pike durch die Stadt getragen. Daß Brune in den Septembertagen gar nicht in Paris geweſen — was liegt daran?

Nach der Schlacht bei Waterloo wuchs die Kühnheit der weißen Partei, und trotz der ungeheuren Anſtrengungen mußte Brune gewiſſermaßen unter ſeinen Augen die Maſſacres von Marſeille auftauchen ſehen, den Anfang jener Kette von Gräuelthaten, die ſich ſogleich nach ſeinem Rücktritt über Avignon, Nimes, Uzes und die proteſtantiſchen Thäler der Cevennen ausdehnte. — Brune ſah ſeine Macht

ſchwinden und erwartete mit Ungeduld den Commiſſär Ludwig's XVIII., der ihn ablöſen ſollte, und von dem er hoffte, daß es ihm beſſer gelingen werde, ſeine eigene Partei nieder- und vom Morden abzuhalten. Man wußte damals noch nicht, daß die in die Provinzen geſandten Commandanten und Präfecten eben ſo viele Agenten waren, welche den Mord der Bonapartiſten, Republikaner und Proteſtanten ſyſtematiſch leiten ſollten.

Marquis de Riviere kam endlich in Toulon an. Brune legte die Gewalt in ſeine Hände nieder, nahm Abſchied von ſeinen Soldaten, die er herzlich und eindringlich ermahnte, ſich in das Unvermeidliche zu fügen, und nicht durch erfolgloſen Widerſtand das Unglück Frankreich's zu vermehren, und erſuchte den Marquis um Päſſe für ſich und ſeinen Adjutanten. Dieſe wurden ihm in aller Form ausgeſtellt, und der Marſchall, begleitet von zwei Adjutanten verließ Toulon in der Nacht vom 31. Juli auf den 1. Auguſt, um ſich nach Paris zu begeben, wohin er von der neuen Regierung citirt worden war. Noch vor ſeiner Abreiſe wurde er mehrmals gewarnt, ja nicht über Avignon zu gehen, da ein Complott gegen ſein Leben beſtehe, das in dieſer Stadt zum Ausbruche kommen ſolle. Man wollte vorſichtig ſein, man wollte Maßregeln ergreifen, aber der Marquis de Riviere lächelte und machte Vorſicht und Maßregeln zu Nichte, indem er verſicherte, er ſelbſt habe ſchon den ganzen Weg

entlang das Mögliche gethan. — Aber ſchon in Aix wurde Brune von einer Bande königlicher Freiwilliger angehalten. Sie wollten ihn nicht weiter ziehen laſſen, trotz Paß und Gegenreden; glücklicherweiſe erhob der Pöbel, der ſich indeſſen ſammelte, ein ſolches Geſchrei von Fluchen und Schimpfen, und warf ſo viele Steine gegen den Wagen, daß die Pferde, ſcheu gemacht, plötzlich ausgriffen, durch die Volksmenge brachen und den Marſchall in wenigen Minuten aus der Stadt und dem Angeſichte ſeiner Verfolger brachte. — Ein Adjutant beſchwor ihn, nun die Route über Avignon zu verlaſſen und die viel ſicherere über Grenoble einzuſchlagen, ſich ſelbſt den Schimpf und dem Lande vielleicht ein Verbrechen zu erſparen. Aber der Marſchall antwortete kurz mit der Frage: Sollen wir Furcht zeigen? und ſetzte den Weg auf der Straße nach Avignon fort, wo er am 2. Auguſt Vormittags zwiſchen 9 und 10 Uhr ankam und im Hotel de Poſte, oder Hotel Palais Royal abſtieg, um die Pferde zu wechſeln und ein Frühſtück einzunehmen.

Eine neugierige Menge ſammelt ſich um den Reiſewagen und prüft und betrachtet ihn harmlos. Dieſe Menge wird durch die vielen Beſucher vermehrt, welche in das Hotel ſtrömen, um bei dem zufällig ebenfalls anweſenden neuen Präfecten vom Departement Vaucluſe, Herrn v. St. Chamans, Geſchäfte abzumachen oder ihre

Complimente anzubringen. — In den Winkeln des Platzes ſchleichen einzelne Männer umher, die ſich abſichtlich fern zu halten ſcheinen. Sie ſchweigen und beobachten das Hotel, den Wagen, die daran beſchäftigten Diener und die immer anwachſende Menge. — Plötzlich tritt einer dieſer Männer hervor und wirft den Namen Brune hin, begleitet von einigen Verwünſchungen, und verſchwindet wieder. Mit ihm verſchwinden ſeine Geſellen; eine plötzliche, unwillkürlich Aufregung verdrängt die Harmloſigkeit der Neugierigen. Schon ſtrömen neue Schaaren aus allen Gaſſen herbei — unter ihnen viele königliche Freiwillige. Die ſchreien: Tod dem Mörder! Nieder mit dem Republikaner! Ein junger Mann ſpringt hervor und überzeugt die Menge in einer ausführlichen Rede, daß der Mörder der Lamballe ſich auf dem Wege zur Loire-Armee befinde, und beabſichtige, dieſe nach der Provence zu führen, um ſie auf's Neue für den Uſurpator zu erobern und den katholiſchen Glauben und die Lilie auszurotten. — Die Menge antwortete mit dem Rufe: Nieder mit dem Mörder! In den Rhone mit ihm!

Indeſſen haben die Kutſcher die Pferde angeſpannt. Das Volk ſtürzt ſich auf ſie, ſpannt die Pferde aus und jagt ſie in den Hof zurück. — Herr v. St. Chamans ſteigt auf den Platz herab und ſucht das Volk zu beruhigen, nachdem er den Marſchall beſchworen, ſich zu

beeilen und abzureiſen. Das Volk horcht auf die Stimme dieſes Ehrenmannes, der ſeine Autorität geltend macht. Die Pferde werden wieder angeſpannt, der Marſchall und die Adjutanten ſteigen ein, und nach wenigen Momenten brauſt der Wagen durch das nahe liegende Thor de l'Oule, am Rhonequai dahin. Der Präfect tritt in's Hotel zurück. Da erwacht die Wuth der Freiwilligen auf's Neue. Ihm nach! — riefen die Einen — Durch das Thor von Paris! — die Andern. Und die Erſten, blind vor Wuth, ſtürzen dem Wagen auf dem Quai du Rhone nach und verfolgen ihn mit Steinwürfen; die Andern, liſtiger, ſuchen ihm durch die Porte de Paris, an welcher der Wagen vorbeikommen muß, den Vorſprung abzugewinnen. Der Kutſcher des Marſchalls ahnt ſo was; er peitſcht die Roſſe ſo mächtig er kann, ſie bäumen ſich, dann aber greifen ſie aus und immer gegeißelt fliegen ſie ſchäumend, wüthend dahin. Er wird die Porte de Paris vor den Freiwilligen vom Platze de l'Oule erreichen. Schon iſt er nahe. Aber noch bevor der Wagen das Thor erreicht, ſtürzen ſich ihm auf dem Weg poſtirte Freiwillige entgegen. Die wüthenden Thiere achten ihrer nicht und ſtürzen mitten durch; die Freiwilligen ſtieben auseinder. Noch einmal iſt der Marſchall gerettet.

Aber als ſie an das Thor von Paris kommen, ſpringt eine Schaar von Nationalgarden hervor. Die Einen

kreuzen die Gewehre und verſtellen den Weg, die Andern ſtoßen mit ihren Bajonetten gegen die Bruſt der Pferde. Dieſe prallen blutend zurück und geben dem Wagen eine quere Stellung auf der Straße. Die Bemühungen des Kutſchers ſind nun umſonſt, beſonders, da ſich Nationalgarden der Zäume bemächtigt haben und da der wachthabende Offizier mit dem Degen in der Hand hervortritt und officiell den Paß verlangt. — Man übergibt ihn ihm. Er prüft lange und lange, obwohl Alles in Ordnung, obwohl der Paß ein ſolcher, daß keinem Poſten das Recht zuſteht, ihn abzuverlangen, oder wenigſtens die Pflicht hat, ihn ſogleich zurückzugeben; es iſt der Paß eines Marſchalls von Frankreich. Trotzdem prüft ihn der Offizier, Herr Berger, noch immer und macht Umſtände, und ſpricht von Rückkehr in die Stadt und prüft ihn noch immer, als ſchon das Geheul der herbeieilenden Freiwilligen von der Place de l'Oule ganz in der Nähe zu hören. Endlich ſind ſie da; auch die Verfolger vom Rhonequai kommen an, die dort aufgeſtellten Freiwilligen ſind längſt da. Mit ihnen zugleich kommt. Böſes ahnend, der brave Präfect herbeigeeilt, und unglücklicherweiſe der ſehr ehrenwerthe Maire der Stadt, Herr Puy. Herr Puy war Maire aus den hundert Tagen. Was der Präfect als Bourboniſt hätte gut machen können, verdarb der verhaßte, wohlmeinende Maire. Die Freiwilligen,

das Volk, von der Verfolgung noch mehr aufgeregt, hören nicht mehr auf die Stimme des Ersteren, besonders da er dasselbe will mit Herrn Puy. Schon ist der Wagen gewendet. Die Wüthenden rufen: In den Rhone mit dem Mörder der Lamballe, dem Führer der Loire-Armee! Herr v. Chamans und Herr Puy bringen es endlich wenigstens dahin, daß man den Wagen zur Stadt zurückkehren läßt, und sie gehen zu beiden Seiten und machen unendliche Anstrengungen, um die Mörder abzuhalten, die jeden Augenblick den Marschall herausreißen wollen, und erleiden mit heldenmüthiger Geduld die Steinwürfe, die von allen Seiten niederregnen. Herr v. Chamans blutet und ist einer Ohnmacht nahe, aber er hält sich am Wagen und läßt nicht ab in seinen Bemühungen. So geht der Zug langsam den langen Rhonequai dahin. Der Marschall sitzt ruhig im Wagen und verzieht keine Miene. Auf die Vorwürfe des Adjutanten, daß er sich solcher Gefahr ausgesetzt und Frankreich nicht diese Schmach erspart habe, antwortete er nur: Sie haben Recht! — das sind Mörder.

So fährt der Wagen wieder durch die Porte de l'Oule, so kömmt er wieder auf dem Platze an. Der kluge Postillon, der die Zügel keinen Augenblick losgelassen, läßt die Freiwilligen in dem Wahne, daß sie allein die Pferde am Zaume führen, aber vor dem Hotel angelangt,

zieht er plötzlich wieder die Zügel an, gibt einen gewaltigen Geißelschlag und mit einem Sprunge sind die Pferde von ihren Führern befreit und der Wagen im Hofe des Hotels verschwunden. Hinter ihm fallen die Flügel des Thores zu und werden sogleich verbarrikadirt. Umsonst werfen sich ihm Wüthende entgegen, auf die Gefahr hin, zermalmt zu werden; das Thor schließt und weicht allen Stößen und Hieben nicht. Der Generalmarsch wird geschlagen, welcher die Nationalgarde zusammenrufen soll, daß sie das Leben des Marschalls und die Stadt vor einem Verbrechen bewahre. Erst spät kommen, Alles in Allem, ungefähr 100 Nationalgardisten zusammen, die sich vor dem Thore des Hotels aufstellen. Zu ihnen gesellen sich der brave Präfect, Herr Puy und ein Herr Balzac. Wahrlich eine kleine Schaar gegenüber der ungeheuren Menge, die immer mehr anwächst und den Platz und die benachbarten Gassen und die Fenster und Dächer der Häuser besetzt. — Da den Wüthenden ihr Opfer für einen Augenblick entwischt, werfen sie sich auf Herrn Hughes, zeitweiligen Commandanten der Nationalgarde, und wollen ihn mit Fußtritten tödten. Dem Maire, dem Präfecten und einem Major Lambot gelingt es, ihn zu retten. Aber da kehrt sich die Wuth gegen den Maire. Nieder mit dem Maire der hundert Tage! schreit es, Nieder mit ihm! Und auf die Bitte des Präfecten entfernt sich Herr Puy.

Indeſſen ſitzt der Marſchall in ſeinem Zimmer Nr. 3. — Es iſt dunkel; die Vorhänge ſind vor die Fenſter gezogen und er darf ſich ihnen nicht nahen, denn aus den Fenſtern der gegenüberſtehenden Häuſer und aus den Zweigen der gewältigen Bäume vor dem Hauſe zielen hunderte von Feuerröhren nach allen Fenſtern des Hotels, um den Marſchall niederzuſtrecken, wenn er ſich ſehen laſſe. Dennoch ſchiebt er von Zeit zu Zeit den Vorhang ein wenig zurück und muſtert tiefſinnig die Menge, die ſeinen Tod will. Dann kehrt er wieder zum Tiſche zurück und lieſt in den Papieren, die neben einer Brieftaſche darauf zerſtreut liegen. Es ſind die letzten Briefe ſeiner Frau und er nimmt Abſchied von den geliebten Schriftzügen.

Durch die Entfernung Puy's, die ihnen ein Erfolg ſchien, ermuntert, ſtürzten ſich die Mörder, die ſich indeſſen mit Hacken und Beilen bewaffnet, auf's Neue gegen das Thor des Hotels. Aber das Thor weicht nicht; es iſt gut, leider zu gut verbarrikadirt. Major Lambot, der ſich indeſſen zu den Vertheidigern geſellt und das Commando übernommen hatte, wird mit dem rieſigen Laſtträger Guindon handgemein, aber von dieſem zu Boden geworfen; der Präfect eilt herbei, um dem Major beizuſtehen, und wird bei dieſer Gelegenheit auf's Neue verwundet und muß ſich blutend und todmüde zurück-

ziehen. — Die Stürmenden fahren in ihrem Angriff auf das Thor fort; die kleine Schaar der Nationalgarde ladet und treibt ſie dann mit Bajonetten zurück. Die Mörder heulen und fliehen. Es iſt ungefähr zwei Uhr, und da die Menge vor den Bajonetten zurückwich, iſt Hoffnung da, den Marſchall zu retten. Der Auflauf hat ſich zum Theil zerſtreut; ein großer Theil iſt plötzlich verſchwunden, unheimlich ſchnell. Die wackern Vertheidiger überreden ſich, daß die Menge, ihrer vergeblichen Angriffe müde, ſie endlich ganz aufgegeben, und ſie denken daran, den Wagen des Marſchalls wieder anſpannen zu laſſen.

Da plötzlich erſchallt teufliſches Jubelgeſchrei aus der Maſſe des Volkes, die ſich noch auf dem Platze befindet. Lambot blickt erſchrocken auf: die Mörder ſind von rückwärts auf das Dach des Hotels geſtiegen und dringen durch die Dachlücken und Fenſter in's Innere. Lambot ſchlägt in Todesangſt an das Thor — aber es iſt verbarrikadirt. Das dauert eine Ewigkeit, bis man es öffnet und bis der brave Lambot wird hineindringen können, um den Marſchall zu beſchützen. Vielleicht kommt er doch noch zur rechten Zeit, denn an der Thüre des Marſchalls ſtehen vier Mann Chaſſeurs d'Angoulême unter dem Befehle des Lieutenants J. B. Didier. Der kann die Mörder ſchon eine geraume Weile aufhalten. Schon tobt

es die Treppen herab im Innern des Hotels und eilt es lärmend, ſchreiend, wuthſchnaubend durch die langen Corridore. Die Mörder kommen an der Thüre des Marſchalls an; Herr Didier macht keine Miene ſie zu vertheidigen, nur eine Minute lang noch, bis unten am Thore die Balken weggeräumt ſind. Herr Didier läßt die Mörder paſſiren. Die erſten, die hineinſtürzen, ſind der Arbeiter Fargés und der rieſige Laſtträger Guindon.

Der Marſchall ſaß am Tiſche und las in den Briefen ſeiner Frau; wie er den herannahenden Bären hörte, zerpflückte er die geliebten Andenken, dann ging er ruhig, ohne Miene zu verändern, gelaſſen den Mördern entgegen. Was wollt ihr? fragte er ſtolz und kalt. Fargés antwortete ihm mit einem Piſtolenſchuß; er fehlt aber, da der Marſchall ſeinen Arm ergreift, und die Kugel fliegt an ihm vorbei, zerreißt die Tapete und bleibt in der Mauer ſtecken. Guindon ſtößt ſeinen Mordgeſellen zur Seite, indem er lachend ruft: Ich will dir zeigen, wie man es machen muß. — Er tritt einige Schritte zurück, legt ſeinen Carabiner an und mit zerſchmettertem Haupte liegt der Marſchall auf dem Boden. Er zuckte nicht mehr — ſein Geſicht blieb unverändert. Die Mörder riſſen die Fenſter auf und verkündeten dem Volke den Tod des Marſchalls; ein heulender, thieriſcher Jubel

empfing dieſe Nachricht. — Die Menge ſtürzte nun gleichzeitig mit Lambot durch das endlich, aber zu ſpät geöffnete Thor und durchtobte das Hotel und plünderte es vom Keller bis unter's Dach. Hierauf kamen die Autoritäten und der Procureur, um den Thatbeſtand aufzunehmen. Das Protokoll, vom Unterſuchungsrichter Berger, dem Vater des Lieutenants vom Pariſer Thore verfaßt, lautete ſo: „Daß die Volksaufregung, welche durch ungefähr vier Stunden theils in, theils außer dem Hotel ſtattgefunden, den Marſchall mehremal dahin gebracht, daß er ſich ſelbſt, bald mittelſt einer Feuerwaffe, bald mittelſt eines Meſſers das Leben zu nehmen verſucht habe, daß er ſich dann gegen halb drei Uhr ſich der Piſtole eines Chaſſeurs d'Angoulême bemächtigt und ſich den Tod gegeben habe, indem er ſich unter dem Halſe auf der rechten Seite einen Piſtolenſchuß beigebracht."

Man legte die Leiche des Marſchalls in einen groben Sarg und einige wackere Männer erboten ſich, ſie in eine der Caſernencapellen zu übertragen. Kaum aber trafen ſie mit ihrer Laſt auf den öffentlichen Platz, als ſchon die königlichen Freiwilligen über ſie herfielen, den Sarg erbrechen, die Leiche herausreißen, ſie des Leichentuches entkleiden, zerhacken, verſtümmeln und über das Pflaſter hinaus auf die Brücke ſchleifen, von welcher aus ſie ſie dann unter Hohngelächter und Schimpf in den Rhone

werfen. Einige Schüsse werden ihr dann als Ehrensalve höhnend nachgeschickt.

Das ist die Geschichte von der Ermordung des wackern, edelmüthigen, hochgebildeten Brune — eine Geschichte, die in der Restaurationszeit viele ihres Gleichen findet.

Bayerische Staatsbibliothek München

Viertes Kapitel.

Vaucluse — Petrarca — ein Brief von Petrarca — die berühmte Fontaine — Laura's Nicht-Grab — Fortuné Guiran — Parteien in Avignon — Chymien — Avignoner Romantik — Avignoner Sagen und Geſchichten.

Den 1. Juni 1851.

Avignon beſucht und nicht Vaucluſe geſehen zu haben, das wäre gewiß ein Verbrechen, mit dem beladen man ſich nie und nimmer vor ſeinen Freunden dürfte ſehen laſſen — das hieße ja ein empfindungsloſes, für alle Poeſie unzugängliches Herz zeigen, das nicht würdig wäre, ſich je an einem Sonett ergötzt zu haben. — Ich ſchreibe dieß lachend in mein Tagebuch, mehr als zur Hälfte aber iſt es mein tiefſter Ernſt. Es iſt ſo Mode geworden, über Petrarca und ſeine tauſend Sonette und Canzonen zu lächeln, ohne daß die lächelnden Leute eigentlich wiſſen, warum ſie lächeln — ohne daß ſie bedenken, welche nationale Bedeutung dieſe liebevollen Sonette an Laura für das Volk des Dichters haben. Dante hat ſein Volk die Sprache des Himmels und der Hölle gelehrt — Petrarca gab ihm die holde Sprache der Erde. Der aber war

immer groß, der einem Volke eine Sprache gegeben. Nicht viel Größeres thaten Luther und Leſſing, die Zungenlöſer. Und ſelbſt, wenn Petrarca das nicht gethan hätte, eine treue Liebe, die das Herz eines in ſeiner Epoche hochbedeutenden Menſchen, durch ſo lange Zeit mitten in den Kämpfen und mannichfachſten Beſchäftigungen eines vielbewegten Lebens ſo ganz und gar auszufüllen, und das von Diplomatie und Gelehrſamkeit nicht ausgedorrt zu werden vermochte, bleibt immer und unter allen Umſtänden rührend und achtungswerth. Daß die Liebe Petrarca's eine ſolche geweſen, möge denen, welche nicht an Verſe glauben, ein Privatbrief beweiſen, den er an einen Freund über ſeinen Aufenthalt in Vaucluſe geſchrieben. Er lautet:

„Illic (in Clausa-Valle) juvenilem aestum, qui me multos annos torruit (ut nosti) sperans illis umbraculis lenire, eo jam inde ab adolescentia saepe confugere velut in arcem munitissimam solebam. Sed heu mihi incauto! ipsa nempe remedia in exitium. Nam et his quas mecum adduxeram curis incumbentibus et in tanta solitudine nulla prorsus ad incendium accurrente, desperatius urebar. Itaque per os meum flamma cordis erumpens, miserabili (sed ut quidam dixerunt) dulci murmure, valles coelumque complebat. Hinc illa vulgaria juvenilium laborum meorum cantica, quorum

hodie pudet ac poenitet, sed eodem morbo affectis, ut videmus, acceptissima.“

Der arme Mann! — er ſchämt ſich ſeiner Liebeslieder, aber nicht ſeiner Liebe.

Mit früheſtem Morgen fuhren wir aus der Stadt der Päpſte ab; unſer Weg führte drei Stunden lang durch das beſtangebaute Land, durch Fruchtfelder und die ſchönſten Platanenalleen. Das ſaftige Dunkelgrün der ganzen Vegetation zeugt von der ſegenbringenden Nähe der Sorgue, deren Quelle die berühmte Fontaine de Vaucluſe iſt und die grün und freundlich allüberall zwiſchen Geſträuch und Gehäge dem Wanderer entgegenmurmelt, zahlloſe Mühlen und Fabriken treibt, und durch hundert kleine Kanäle ihren Segen verbreitet, ehe ſie ſich, die jugendliche, von Liebesliedern großgeſäugte Nymphe, in die wilde Umarmung des Rhodanus wirft. Sie könnte vorher noch Manches erzählen, die junge Nymphe, Uralles und Trauriges, vom Zuge des einäugigen Karthagers, deſſen Elephanten aus ihren Fluthen getrunken, und vom furchtbaren Saint-Ruth, der vor anderthalb Jahrhunderten im Namen ſeines Gottes und ſeines Königs ihr Gewand mit proteſtantiſchem Blute färbte. Aber bei ihrem ſüßen Rauſchen denkt man nur an die Sonette Petrarca's. Bei l'Isle, der kleinen aber ſchön gelegenen Stadt, bogen wir von der Hauptſtraße ab, und nach einer

halben Stunde empfing uns das vielgefeierte Thal. Es öffnet ſich freundlich aber klein und unſcheinbar, ſo daß es an Großartigkeit vielleicht von jedem Thale der böhmiſchen Gebirge, z. B. vom Petſchauer Thale, übertroffen wird. Nichts verräth das Gewaltige der Felſenmaſſe im Hintergrunde, die ſich plötzlich vorſchiebt und dem Thale den Namen des „geſchloſſenen“ gibt. Sie iſt durch kleine Hügel verdeckt; das Waſſer im Thalgrunde eilt klar und ruhig dahin — eine hübſche, im Lande ſehr gewöhnliche Vegetation — einzelne Bauernhäuſer von Maulbeerbäumen verdeckt — Alles eine alltägliche, provencaliſche Idylle. Man kömmt an einem hübſchen Waſſerfall vorbei, der den Erwartungen des Vaucluſer Pilgers nicht entſpricht, und man fragt enttäuſcht: Iſt das die berühmte Fontaine?! Iſt das Vaucluſe? — Aber der Kutſcher lächelt und ſchweigt und gibt dem Pferde lächelnd einen Peitſchenhieb und fährt weiter. Mit einemmale ſtreckt ein ungeheurer Rieſe ſein Haupt über die Hügel herüber und breitet ſein Gewand und ſeine gewaltigen Arme aus nach allen Seiten — es iſt der Fels von Vaucluſe — ihm zu Füßen zuſammengekauert liegt das Dorf, „wie die Sklavin zu des Herrn Füßen“, aber keck hinauf zu ihm blicken die Schloßtrümmer, die ſich über dem Dorfe von einer einſam ſtehenden Spitze erheben. Das iſt Vaucluſe! — man erkennt es an ſeiner Herrlichkeit, am rauſchenden Bach,

der plötzlich wilder geworden, ſchnell und ſchäumend aus der Schlucht hervorkommt, und an den kleinen Häuſern, die ſich mit dem Namen Laura und Petrarca ſchmücken. Vor einem Gaſthaus dieſes Schildes ſtiegen wir ab. Die erſte Erfahrung, die wir da machten, war, daß die Krebſe und Forellen der Sorque vortrefflich ſchmeckten, und der proteſtantiſche Paſtor in unſerer Geſellſchaft bemerkte, der Fluß hätte ſchon dieſer ſeiner Kinder wegen verdient, von zwei ſo großen Dichtern, wie Petrarca und Dante (Paradiſo 8. 59) beſungen zu werden. Auch verſicherte man uns, viele Reiſende machten nur dieſes und nicht des poetiſchen Genuſſes wegen den Abſtecher von Avignon hierher.

Nach eingenommenem Mahle traten wir unſere Wanderung zur heiligen Quelle an. Die ungeheure Felswand, die gegen das Dorf ihre weiten Arme ausſtreckt, gewährt in der That einen imponirenden Anblick. Die Illuſion eines Theaters wird noch dadurch erhöht, daß faſt die ganze Ausdehnung der Wand entlang Einſchnitte, regelmäßig geformte und gewölbte Höhlen (lithotomi cavi), in mehren Reihen über einander, gleich wie Logen hinlaufen. An der Pyramide, dem Monumente des Dichters vorbei, gelangten wir bald zu gewaltigeren, die ſich dicht am Pfade, wie unabhängig vom Reſt des Gebirges aus dem Boden erheben und die kleineren Verzierungen

des ganzen ungeheuren Gebäudes ausmachen und mit den Schloßruinen auf der entgegengesetzten Felsspitze harmonisch zusammenpassen. Der Pfad, welcher an der Sorque der Quelle entgegenführt, ist ein künstlich angelegter; unter seinem Gestein rieseln hundert kleinere Quellen hervor, deren Klingen und Murmeln mit dem gewaltigen Rauschen des Flusses, in den sie stürzen, einen schönen Chor bilden. Das Wasser der Fontaine, die um Vieles höher liegt als das Dorf, kommt dem Wanderer, von Absatz zu Absatz springend, mit gewaltigem Brausen entgegen. Bald ist das ganze geschlossene Thal davon erfüllt, und je höher man steigt, und je gewaltiger die Felsblöcke werden, die den Fluthen den Weg verrammeln, desto stärker wird das Rauschen, desto prächtiger werden die Wasserfälle, die unzählig über und neben einander bald als silberne Bogen sich wölben, bald wie ein Wildbach sich in die Tiefe stürzen, bald, in Millionen Perlen zerstäubt, in leere Luft sich auflösen. Endlich ist die ganze Fluth der Sorque, die wir so hell und grün und friedlich unten im Thale gekannt haben, in einen einzigen kochenden, weißen Gischt verwandelt.

Aber das ist nur Kindergeschrei, Kinderkrankheit, Keuchhusten — oder, wenn man will, Leidenschaft und Zerrissenheit der Jugend, vielleicht etwas Affektirtheit und Draperie dabei, Drang in die Welt, erste Liebe — der

eigentliche Charakter dieſes poetiſchen Fluſſes iſt doch ſo, wie wir ihn unten im Thale kennen gelernt, wo er ſtill und gemeſſen, in ruhigen Rhythmen wandelnd, Nutzen bringend, auf klarem Spiegel Himmel und Erde mit Sternen und Blumen zeigt. Er hat's nicht geſtohlen; er hat's von der Mutter, die wir kennen lernen, wenn wir des Pfades Ende erreicht haben.

Eben ſo grün, und ruhiger, als die Wellen der Sorque unten im Provencer Thale liegt die Quelle von Vaucluſe in ihrem tiefen Bette, in ſchöner Einſamkeit und holder Beſchränkung da. Sie bildet einen kleinen See, der aber nur halb zu ſehen iſt; die andere Hälfte ruht in der Grotte, tief im Felſen, aus dem ſie hervorkommt. Es iſt, als wäre die Mutter aus der ſtillen Stube herausgetreten, um ihrem Wildfange auf ſeinen erſten Ausflügen liebend nachzuſehen. Ach könnte ſie ihn unten im Thale, zwiſchen Wieſen unter Platanen und Olivenbäumen ſehen, ſie hätte ihre Freude an ihm.

Das Waſſer der Quelle iſt noch dunkler, als das der Sorque. Denn der Fels beugt ſich mit ſeinem Oberleibe weit über ſie und hüllt ſie in ſeine ernſten Schatten. Er kann ſich deutlich in ihr wiedererkennen, denn ſie iſt ſo klar, ſo ruhig, daß man es kaum begreift, wie ſie von dem Sprudeln und Wirbeln in ihrer nächſten Nähe nicht ergriffen wird. Kein Windhauch kräuſelt ſie, denn die

Felſen ringsum haben ſie zu ſorgſam eingehegt. Kaum merklich bewegen ſich die Waſſerlilien, die in ihr ſchwimmen. Eben ſo ſtill ſtehen die Cypreſſen am jenſeitigen Ufer, wo ſie ſich auf der ſchmalen Terraſſe zwiſchen Fluß und Fels beſcheiden hingeſtellt haben. Sie ſind heller als gewöhnlich die Cypreſſen und klein; einer unſerer Begleiter meinte, ſie ſähen wie grün verſchleierte Engländerinnen aus, die da ſitzen und die berühmte Fontaine de Vaucluſe in ihr Album zeichnen, ein anderer aber behauptete, es ſeien beabſichtigte Traueroden, aus denen hier unwillkürlich kleine, zugeſpitzte Sonette geworden.

Dieſe Cypreſſen, die Waſſerlilien in der Fontaine, einige wilde Blumen am Rande, und hie und da an den Stein geklammerte Feigenbäume ausgenommen, gibt es im nächſten Umkreiſe faſt gar keine Vegetation. Natürlich, die ganze Umgebung beſteht aus kahlem, überhängendem Kalkfelſen, an dem ſich unmöglich Dammerde feſtſetzen kann. Nur von der höchſten Höhe herab, wie Friedensfahnen von einem Walle, wehten weißblühende Mandelbäume. Wenn ſie ein Wind bewegte, der unten im Grunde Alles ruhig ließ, bebten einige fallende Blüthen langſam in die Fontaine oder auf die Häupter der Cypreſſen nieder. Aber Nachtigallen gab es auch hier, denn wo fehlen in der Provence die Nachtigallen? — Sie ſaßen in den Cypreſſen und ſangen.

Wir hatten einen glücklichen Tag, denn der Himmel war umwölkt. Eine ſolche Felsgegend von heißer, ſüdlicher Sonne beleuchtet, macht immer den Eindruck troſtloſer Wüſte — aber umwölkt, leicht beſchattet, mit gemilderter Farbe der gelben Felſen haucht ſie das Gefühl ſüßer, melancholiſcher Einſamkeit.

Den 4. Juni 1851.

Nach Avignon zurückgekehrt, habe ich das Grab der ſchönen Laura, die trotz ihrer „Sternenaugen", wie mir ſcheint, eine gewaltige Philiſterin geweſen — nicht beſucht. Einen ſolchen Vorrath an Gefühl habe ich auf meine Reiſen nicht mitgenommen, um mich am Grabe einer fünfhundertjährigen Schönen zu begeiſtern oder zu rühren, an einem Grabe, das nicht mehr beſteht, das die Revolution zerſtört hat, und an deſſen Stelle ein ſentimentaler Engländer ein abgeſchmacktes Monument geſetzt hat. Das Leben hat mir immer mehr gegolten, als der ſchönſt beſungene Tod, und ſo ſuchte ich es auch hier lieber auf als das Nichtgrab der ſchönen Laura. Ich hatte einen guten Cicerone an meinem alten Freunde Fortuné Guiran, dem jetzigen Redacteur des Democrat de Vaucluſe, den ich zufälliger Weiſe nach langen Jahren hier wieder ſah. Es iſt das derſelbe Fortuné Guiran, der im Jahre 46 die vortrefflichen Briefe an Herrn v. Remuſat „über die Hegel'ſche Philoſophie" in der

Revue Nouvelle veröffentlicht, und in denen er ſich als ausgezeichneten Styliſten und Kenner der deutſchen Philoſophie bewährt hat. Fortuné Guiran hat lange in Deutſchland, beſonders in Berlin gelebt, und ſich mit unſerer Sprache und Literatur, vorzugsweiſe der philoſophiſchen, ſo gründlich vertraut gemacht, wie wenige Franzoſen. Er ſcheint für unſere Philoſophie von Jugend auf be- und geſtimmt geweſen zu ſein, da er ſchon im Collegium zu Aix, ſeiner Heimath, als, was man in Frankreich nennt, ein Atheiſt zu Gefängniß verurtheilt worden war. Es iſt natürlich, daß im frommen Süden ſolche Früchte reifen. Später, beſonders unter dem Miniſterium Guizot, hätte er eine glänzende Carriere machen können, wenn er nur ein Mann der kleinſten Conceſſionen geweſen wäre. So aber lebte er in ſtiller Zurückgezogenheit, allein mit ſeiner deutſchen Bildung, ohne Protection, die in Frankreich Alles iſt, bis zur Februarrevolution. Nach Ausbruch derſelben begriff er ſchnell ihre Unfruchtbarkeit, wenn ſie nicht von den Provinzen unterſtützt würde. Er eilte in den ihm beſonders bekannten Süden und übernahm, mit Selbſtverläugnung, die Redaction eines kleinen, demokratiſchen Localblattes zu Avignon und begnügte ſich mit der ſchweren Aufgabe, die ſo ſehr zurückgebliebene, verpfaffte Bevölkerung über ihre Intereſſen aufzuklären. Seine Bemühungen haben Früchte

getragen. Das ehemals durch und durch legitimiſtiſche Avignon iſt heute wenigſtens zu einem Drittheil zum demokratiſchen Principe bekehrt; die neuen Demokraten ſuchen ihre blutige, fanatiſche Vergangenheit aus der Zeit des Legitimismus vergeſſen zu machen, halten in ihrer Minderheit brüderlich zuſammen und geben der Gegenpartei ein imponirendes Beiſpiel. Sie werden darin von einem großen Theile der Landbevölkerung des Departements de Vaucluſe gewiſſenhaft unterſtützt. Das Wirken Guiran's widerhallte bald in der Pariſer Journaliſtik, welche die der Provinz ſonſt ſo unklug verachtet, und er iſt heute der Mann, den die demokratiſche Partei auf ihre Wahlliſte ſtellen wird, wenn Louis Napoleon nicht allen demokratiſchen Wahlliſten ein Ende macht.

Wenn ich an ſeiner Seite die Stadt durchwanderte, war es mir leicht, die Parteileidenſchaften und die Parteien ſelbſt genau kennen und unterſcheiden zu lernen. Die einen grüßten mit freundlichem Lächeln, während uns die andern Blicke tiefen Haſſes zuwarfen. Als ich mit ihm in den demokratiſchen Cercle trat, wurde er mit Freudenzurufen empfangen, und ich ſelbſt, da er mich als Flüchtling und Robert Blum's Reiſegefährten nach' Wien vorſtellte, mit großer Verehrung behandelt. Es iſt unglaublich, wie populär der Name Blum's überall in Frankreich iſt, vielleicht ſo populär, wie noch nie der

Name eines fremden Freiheitsmenschen gewesen, Franklin etwa ausgenommen. Ein alter, langbärtiger Demagog vom Lande bot mir als Bundeszeichen seinen Thymian an, den er im Knopfloche trug. Der Thymian, hier eine Bergpflanze, ist ein Symbol der Freiheit, das Erkennungszeichen der Montagnards. Auf einem Sonntagsspaziergange bemerkte ich noch viele Männer und Weiber, die Thymiansträußchen auf der Brust oder im Munde trugen. Die Legitimisten hingegen hatten weiße Halstücher oder trugen an Kleidern und Hüten die grüne Farbe als Erinnerung an die Verdets, die Anhänger des Grafen von Artois, spätern Carls X. Sie waren überall in der Mehrheit, und an Herausforderungen oder kleinen Verhöhnungen fehlte es hie und da auch nicht. Wenn es einst zu einer Entscheidung kommt, wird Avignon seinen alten Ruf der Wildheit und Grausamkeit schwerlich Lügen strafen. Das Herz blutet Einem in Vorahnungen, wenn man diese leidenschaftlichen, unversöhnlichen Gesichtszüge, diesen herausfordernden Gang, diese rache- und kampfsüchtigen Augen betrachtet. Keine Stadt des Südens trägt den Charakter unüberlegter, blinder Leidenschaftlichkeit so ausgeprägt auf ihrem Gesichte, wie Avignon. Ohne eine Waffe zu sehen, glaubt man an heimliche Dolche, und wähnt man in einer italienischen, von Parteien zerrissenen Stadt des Mittelalters zu sein. Als

wir über die belebte Place de la Comödie wanderten, fragte mich Fortuné Guiran, warum ich den Vers citire:

Der Tag wird heiß — die Capulets ſind draußen?

Ich hatte ihn unwillkürlich ausgeſprochen.

Mein Begleiter zeigte mir unter andern und mit Lächeln das vergitterte Fenſter einer Zelle im Papſtpalaſte, in welcher er ſchon mehremal wegen Preßvergehen gebrummt hatte. Der Papſtpalaſt ſetzt alſo noch heute ſeine Beſtimmung fort. Es gibt Gebäude, an denen ein ewiger Fluch zu hängen ſcheint; doch möchte ich ſie nicht vernichtet ſehen. Manches dieſer Häuſer ſpricht lauter und beſſer als hundert Bücher. So ein Papſtpalaſt von Avignon z. B. widerlegt alle Boſſuets und de Maiſtres der Welt — trotz ihrer Beredſamkeit, trotz ihrer liberalen Heuchelei.

Im innerſten Innern ſoll Avignon die romantiſcheſte, Victor Hugo'ſcheſte Stadt der Welt ſein. Nirgends ſoll es ſo viele geheime Thüren, Fallthüren, verborgene Gänge, Gemächer ꝛc. geben, wie hier. Das rührt, wie man mir ſagt, daher, daß die meiſten jetzigen Privathäuſer ehemalige Klöſter oder Prälatenpaläſte geweſen, die unter einander zuſammenhingen und dergleichen Künſte nöthig hatten. In einem Keller befindet ſich ein eingemauerter Stein mit der Inſchrift: Weh' dem, der mich hebt! — Hinter dieſem Stein will man ein ſonderbares Rauſchen

vernehmen, und die Leute ſagen, es fließe ein unterirdiſcher Rhonearm an ihm vorbei, der ſich hervorſtürzen und Avignon in ſeinen Fluthen begraben würde, wenn man den Stein aufhübe. Alii alia. — Vor vielen Jahren ſoll ein zum Tode verurtheilter Verbrecher auf unbegreifliche Weiſe aus ſeinem Gefängniſſe im päpſtlichen Palaſte entflohen ſein. Nach einiger Zeit wieder eingebracht, verſprach er die Stadt mit einem höchſt wichtigen Geheimniſſe, das er entdeckt, bekannt zu machen, wenn man ihm dafür das Leben ſchenke. Man begnadigte ihn zu lebenslänglicher Haft, und er erzählte von einem geheimen Gange, der ihn aus dem Palaſte unterhalb des Rhone hinüber in die Nähe von Fort St. André geführt habe. Dieſe Geſchichte erinnert an eine andere, die ſich an ein Crucifix, jetzt im Beſitze der Stadt, knüpft. Dieſes höchſt koſtbare Kunſtwerk aus Elfenbein wurde von einem Avignoner Künſtler gefertigt und der Kirche als Löſegeld für das Leben ſeines Bruders angeboten, der ebenfalls zum Tode verurtheilt worden war. Aber der Bruder des Künſtlers war nicht wie jener andere ein gemeiner Verbrecher geweſen, ſondern ein politiſcher, der ſich in eine Verſchwörung gegen das Mönchsregiment eingelaſſen hatte. Und ſo wurde er nicht begnadigt, ſondern hingerichtet, trotzdem daß brüderliche Liebe, herrliche Kunſt und der Salvator mundi ſelbſt für ihn eingetreten waren.

Das ſind ſo Avignoner Geſchichten, die, wie Alles in Avignon, mehr oder minder nach Mittelalter riechen. Die franzöſiſchen Romantiker, die ſo ſehr nach dem Schauerlichen und Abſonderlichen ſuchen, kennen die Geſchichte ihres eignen Landes nicht, ſonſt würden ſie dieſe Stadt als unerſchöpfliche Fundgrube ausbeuten.

Trotz der ſchauerlichen Vergangenheit und der trüben Zukunft, deren Ahnung einem hier mit trauriger Gewißheit auf dem Herzen laſtet, verläßt man Avignon doch nur ungerne. Der Reiſende freut ſich wo er Fremdartiges findet, und vom Schauerlichen trennt ſich jeder mit einem gewiſſen, geheimnißvollen Bedauern. Ich gehe in das heitere Tarascon; auf dem Wege werde ich die Durance begrüßen, einen meiner lieben, poetiſchen Flüſſe, ſeit ich ſeinen Namen, zum erſtenmale, in Lenau's Clara Hebert kennen gelernt.

Fünftes Kapitel.

Carascon — das Schloss des guten Königs René — politische Gefangene — die heilige Martha — einige alte Maler — die Carasque — die Kettenbrücke — Vaucaire — der Markt von Vaucaire — ein hessisches Mädchen — Einst und jetzt.

Den 6. Juni 1851.

Wer hat nicht die Erfahrung gemacht? Man kommt zum erstenmal im Leben in eine der abenteuerlichsten, phantastischesten Gegenden, wie sie sich selten oder nie wiederholt, und doch scheint einem Alles so bekannt, als hätte man sie wenigstens im Mondscheine, mit der Eilpost vorüberfahrend, schon ein-, zwei-, dreimal gesehen. Aber das Phantastische ist uns eben vertrauter, als das Gewöhnliche; an diesem gehen wir unbewegt vorbei und kein Schatten der Erinnerung bleibt zurück; an jenem bauen wir emsig in unseren schönsten ungestörtesten Stunden; wir spinnen uns ein darin, wir machen es zu unserer Residenz; was Wunder, daß, wenn es uns dann im Leben begegnet, wir es wie unsere liebe Heimath, sogar ohne Extase, nur mit freundschaftlichem Zuwinken begrüßen? — So war es mir in Tarascon auf der Rhonebrücke. Wer

weiß, vielleicht habe ich dieſe ſchöne Welt geträumt, als ich, vor einem Claude Lorain ſtehend, ein großer Maler zu ſein wünſchte.

Es iſt ein bezaubernder Punkt. Die beiden Schlöſſer von Tarascon und Baucaire liegen, vom Rhone getrennt, einander gegenüber wie eine Löwe und ein Leopard, die ſich mit den Augen meſſen, bevor ſie zum Kampfe anſpringen — oder, um mit Byron zu ſagen, „wenn Euch dieſes Bild nicht gefällt, da habt ihr ein anderes“: Das Schloß von Tarascon ſteht da am Rande des Waſſerſpiegels, wie ein melancholiſcher König von Thule, der ſeinen Becher ſinken ſieht; er hat zu dieſer traurigen Scene ſeinen weiken Talar mit goldenen Sternen umgethan und die alte zackige Krone aufgeſetzt — ſo ſteht er da, ſich im Waſſer beſpiegelnd, bevor ihm die Augen ſinken. Gegenüber aber, der Thurm von Baucaire gleicht einem Edelknecht, der eben das Gebirge jagend durchlaufen und ſo, mit der Lanze in der Hand, das Hüfthorn an der Seite, auf der letzten Spitze der Berge Halt macht; er ſtaunt über den großen, herrlichen Fluß, über das Königsſchloß am andern Ufer, und er ſchwingt jauchzend das Barett. Um aber aus den Gleichniſſen herauszukommen: Tarascon iſt ein hübſches Städtchen, das aber durch ſein Schloß, durch den breiten und ſtürmenden Rhonefluß, durch die kühne Kettenbrücke, durch den neuen,

wahrhaft römiſchen Viaduct der Eiſenbahn, durch die Nachbarſchaft von Baucaire und durch die ſchönen Mädchen, die Schweſtern der Arleſiſchen Griechinnen, zu einem der herrlichſten Flecken des Südens wird. Zuerſt beſucht man jenes Schloß, die ehemalige Reſidenz des guten Königs René, des Dichters und Malers. Man ſtaunt, warum ſelbſt ein ſo „guter König", wie Renatus, es nothwendig befunden, ſich ſo gewaltig zu befeſtigen und ſich hinter ſo dicken Feſtungsmauern zu verkriechen. Das Schloß ſteht unmittelbar am Rhone, auf einem Felſen, an deſſen Fuße die Wogen branden; auf den andern Seiten iſt es von einem nunmehr trockenen Graben umgeben, über den eine Brücke zu dem Rieſenthore führt. So hat es eine gewiſſe Aehnlichkeit mit Chillon, obwohl der Styl ein ganz verſchiedener iſt. Man könnte ihn mit einiger Licenz florentiniſch nennen. Die ungeheuer hohen Mauern würden kahl ausſehen und todt, wenn nicht die ſchönen Krümmungen der Thürme, und der Goldglanz, der auf den Steinen liegt, ſie belebten. Bei Sonnenuntergang ſieht die Veſte wie ein goldener Palaſt aus. Das ganz platte Dach iſt von einer Balluſtrade bekränzt, die von ſehr zierlichen Machiculis getragen wird und das Bild einer großen, mit vieler Kunſt gearbeiteten Goldkrone darbietet.

Mit dem erſten Schritt in das Innere verändert ſich das Bild plötzlich. An die Stelle der Einfachheit tritt

die reichſte und geſchmackvollſte Gothik. Portale, Thürme, Niſchen, Fenſter und Frieſe — Alles mit einer Sorgfalt gearbeitet, als wäre es von einem Goldſchmiede ciſelirt, und um die Illuſion zu erhöhen, iſt auch hier das Material, wie außen, von einem getränkten Goldglanze bedeckt, als wäre die Sonne des Südens daran hängen geblieben. Und mit einer Verſchwendung ſind die Zierrathen angebracht, als handelte es ſich nicht um ein gewaltiges Schloß, ſondern um einen Juwelenkaſten, um einen Kronenſchrein oder ein Tabernakel.

So wohl ließ es ſich der gute König Renatus im Innern werden, während er nach Außen das ernſte Geſicht eines geharniſchten Ritters zeigte. Den ſchönſten Theil des Schloſſes bildet der zweite Hof, an deſſen einer Seite eine kühle ſchattige Halle hinläuft, und in deſſen Winkel Treppenthürmchen, ſchlank wie Tannenſchafte, die ganze Höhe des Baues hinan wachſen. Durch eines derſelben ſtiegen wir in die Höhe. Weite prachtvolle Säle, die durch Gänge und Gallerien und Seitentreppen mit einander verbunden ſind, thaten ſich überall auf. — Die Bänke in den tiefen Niſchen, die ſchönen Kamine zeigten von ihrer Wohnlichkeit; die noch hie und da vergoldeten Decken, welche in Holz geſchnitzte, in tiefen viereckigen Feldern farbenglühende Wappen und Bilder tragen, von der Pracht dieſer königlichen Säle. Das Licht, das nur ſpärlich

durch die ſchmalen Fenſter oder vielmehr Ritzen einfällt, gewährt eine romantiſche Dämmerung, die dem träumeriſchen König behagt haben mag. Auf dem platten Dache konnten wohl Hunderte von Edelfräulein und Herren in provenzaliſchen Nächten herumſpazieren und ſich von Rene's Minnehof unterhalten.

Dießmal trafen wir nur zwei arme Mädchen, die hier gefangen gehalten werden, denn des guten Königs Schloß iſt jetzt ein Gefängniß. Die Mädchen waren zu ſechswöchentlicher Haft verurtheilt, weil ſie gegen ein altes Klatſchweib ihre Ehre thätlich vertheidigt hatten. Als wir auf die Terraſſe traten, verſteckten die armen Dinger ihre Geſichter. Auch in dem ſchönen Hofe mit der Halle trafen wir ungefähr zwölf bis fünfzehn Gefangene, dieſe männlichen Geſchlechtes; politiſche und gemeine Verbrecher bunt unter einander. Doch konnte man ſie leicht von einander unterſcheiden. Die Einen mit der platten Stirne ſahen dumm darein und verthiert, oder auch frech; Andere, der Schande noch ungewohnt, verſteckten ſich bei unſerem Herannahen hinter den Pfeilern. Das waren die Diebe; daß wir uns nicht täuſchten, beſtätigte uns der Gefängnißwärter von der Höhe eines Thurmes aus, wo wir ſie ungeſehen beobachten konnten. Die politiſchen Verbrecher, meiſt ſehr anſtändig gekleidete, junge Leute, ſahen uns mit freiem, offenem Blicke an und erwiederten den Gruß

mit Freundlichkeit. Das Schickſal der meiſten von dieſen konnte man aus verſchiedenen Inſchriften an den Mauern erſehen. Da ſtand einmal: Condamné à six mois de prison pour avoir crié: Vive Henri V. — auf einer andern Mauer: à quatre mois, pour le cri séditieux: Vive la République — dans l'an III. de la République — in einem Winkel: dix huit mois de prison pour avoir sauvé la ville natale d'une émeute sanglante. Bei allen dieſen Inſchriften waren die Namen beigegeben und der Gefängnißwärter beſtätigte brummend und mit Widerwillen ihre Wahrhaftigkeit. — Erzählen dieſe drei Inſchriften nicht die ganze Geſchichte, ſchildern ſie nicht ausführlich die ganze Lage des heutigen Frankreich's? — Man darf nicht Heinrich V. leben laſſen, aber der Ruf: es lebe die Republik! wird ebenfalls als Aufruhrſchrei verurtheilt, während ein dritter im Gefängniß ſitzt, weil er einen vielleicht den Regierungsmännern ſehr willkommenen Aufruhr verhindert.

Wir durften die Gefangenen nicht anreden, aber der Gefangenwärter konnte uns nicht hindern, einigen von ihnen die Hand zu reichen. Ob es Legitimiſten oder Republikaner waren, wiſſen wir nicht.

Ganz nahe am Schloſſe des Königs Renatus liegt die Kirche, die in mehr als einer Beziehung bemerkenswerth iſt. Sie iſt der heiligen Martha geweiht und ent-

hält das Grab dieſer Heiligen, welche, wie die Legende erzählt, auf einem kleinen Kahne ohne Steuer, Ruder und Segel, allein von einem heiligen Winde getrieben, aus dem gelobten Lande in dieſes fromme gekommen iſt, um die Heiden zu bekehren, was ihr auch glücklich gelungen iſt. Aehnliches erzählt die Legende von den beiden Marien, von Lazarus und anderen Heiligen, die dem Heilande beſonders nahe ſtanden. Die heilige Martha hat außer der Bekehrung noch eine Heldenthat vollbracht, indem ſie die Tarasque, die das Land verheerte, erlegt hat. Das Bildniß dieſes ſcheußlichen Drachen, aus Holz gebaut, wird den neugierigen Reiſenden für zwei Sous noch heute gezeigt. Es ſoll ſehr getroffen ſein. Wer aber ſo glücklich iſt, am Tage der heiligen Martha in Tarascon zu ſein, ſieht es, wie es von einer großen Proceſſion durch die Gaſſen gezerrt wird. Eine Jungfrau, aber eine reine, führt es am blauen Bande. Die aufgeklärten Einwohner von Tarascon aber verſichern den Fremden, ſie glaubten nicht an die Tarasque, ſondern ſie ſähen bloß ein Sinnbild des Heidenthums darin, welches die heilige Martha bezwungen hat.

Das Schiff der Kirche iſt förmlich bedeckt von Bildern, welche den Lebenslauf und den Tod dieſer Heiligen zum Gegenſtand haben. Sie ſtammen von dem Meiſter Vien, einem der vorzüglichſten Maler Frankreich's im

vorigen Jahrhundert und Lehrer des berühmteren David. Den Zopf ihrer Zeit, der auch ihnen anhängt, abgerechnet, sind sie in der That auch durchgängig zu loben und dem Besten beizuzählen, was ihre Epoche hervorgebracht hat. Was Grazie, Farbe und feine Effecte betrifft, steht Vien hoch über seinem theatralischen Schüler. Er ist freier, natürlicher und durchgängig dramatisch; besonders zeichnen sich unter allen diesen Bildern die „Predigt der heiligen Martha" und „ihr Tod" durch diese Vorzüge aus. Einige Bilder von Parrocel, dem Vorgänger Vien's, übertreffen diese an Ursprünglichkeit und natürlicher Kraft; es ist noch nicht die Geziertheit da, welche die Periode Vien's und selbst schon Parrocel's verrufen machte. Aber Vien und Parrocel mit all' ihren großen Bildern, mit all' ihren unbestreitbaren Vorzügen werden von einem kleinen Bilde verdunkelt, das sich in einer Seitenkapelle der St. Marthakirche befindet. Es ist das ein kleines Meisterstück von Vanloo: der Tod des heiligen Franziskus. Auf einem Bette von Binsen liegt der sterbende Klausner. Um ihm die Agonie zu erleichtern, deutet ein gütiger Engel, der sich zu ihm hinabbeugt, mit der linken Hand nach dem Kreuze, welches ein anderer kleiner Engel emporrichtet. Die Auffassung des Gegenstandes ist so großartig in seiner Einfachheit, als stammte das Bild aus der vorraphaelischen Epoche und nicht aus Diderot's Zeit, und so über-

wältigend, daß es dieſen ſeinen Zeitgenoſſen begeiſtert hat. Da iſt Alles ſo wahr und ſchön, ſo gar nicht verheiligt und verkatholiſirt, das Geſicht des agoniſirenden Eremiten ſowohl, als der Engel, der eben ſo gut des Nachbars Tochter ſein kann, die herbeigeeilt iſt, um einem armen Sterbenden die Hand unter's Haupt zu legen und ihn mit frommen Worten zu tröſten. Gewöhnlich vergißt man bei dieſem Meiſterſtücke dieſe einfache Erhabenheit der Conception über ein großes Kunſtſtück, welches der Maler hier ausgeführt hat. Ich meine die in der That wunderbare Verkürzung des Engelsangeſichts. Trotzdem ſich der gute Himmelsbote aus der Mitte des Bildes heraus in grader Richtung gegen den Beſchauer auf den Sterbenden tief hinabbeugt, ſieht man doch das kleinſte Detail des ganzen Geſichtes auf's deutlichſte, ohne daß es im Geringſten an Schönheit verlöre. Es iſt ein Meiſterſtück der Zeichnung und Modellirung.

In einer unterirdiſchen Kapelle befindet ſich das Grab der Heiligen und ihr liegendes Bildniß in Stein gehauen. Ich habe ſie an einem Sonntage geſehen; da hielt ſie eine zinnerne Schale in der Hand, um, ſo zu ſagen, eigenhändig die Gaben der Frommen in Empfang zu nehmen. Dafür war der Portier an der Kirche auf das Prachtvollſte gekleidet, Muſik und Sänger aber herzlich ſchlecht. Das öſtliche Portal der Kirche und eine Reihe

von Säulen darüber sind kostbare, unvergleichlich schöne Reste romanischen Styles und gehören mit zum Schönsten, was das südliche Frankreich an solchen Resten aufzuweisen hat. Die Zierlichkeit der Säulen, die anspruchlose Kühnheit der Wölbung können auch den, der diesen Styl seiner oft ascetischen Knochenhaftigkeit und seiner häßlichen Beigaben wegen nicht liebt, mit ihm versöhnen.

Noch schöner aber sind die weiblichen Gestalten, die nach der Messe aus diesem Portale treten. Sie sind, wie ich schon gesagt, nahe Verwandte der Arleserinnen, und ich behalte mir die Beschreibung dieser Letztern auf später vor, bis wir selbst nach Arles, dem Ursitze der Schönheit, kommen.

Gegenüber von Tarascon, nur durch den Rhone getrennt und durch eine luftige Kettenbrücke verbunden, liegt das romantische Baucaire mit seinem ruinirten Schlosse. Ich nenne die Kettenbrücke „luftig" — „stürmisch" wäre ein besseres Epitheton. Denn eben so gewaltig, wie der Rhone unter ihr, braust ein ewiger Sturmwind durch ihre Eisenstangen. Sie bebt und zittert ewig und wiegt sich hin und her, wie ein leichtes Seidenband im Winde. Der Wanderer halte sich fest und mache sich so schwer und gewichtig, als möglich, wenn er über diesen unheimlichen Steg wandelt, sonst hebt ihn der Sturm in die Höhe und taucht ihn dann in die nichts weniger als

ſanften Wogen des Rhodanus. So wenigſtens hat er es vor einer Zeit mit einem ſchwerbelaſteten Wagen, mit Pferden und Fuhrmann gemacht. Bei dieſer Gelegenheit zerriß er auch all' die eiſernen Bande, als wären ſie Spinngewebe.

Das Vaucaire von heute iſt ein trauriger, öder, armer Flecken, den man nur noch ſeiner Schloßruinen wegen beſucht. Sie ſind der Reſt jener uralten Veſte, vor deren Mauern der ungeheure Albigenſerkrieg mit einer hartnäckigen Belagerung des Sohnes Raimund's von Toulouſe begonnen. Sie flößen einem noch heute mit ihrem gewaltigen Donjon, mit ihren Felſenmauern und den unzugänglichen Steinbrüchen ganz beſondern Reſpect ein. Ich aber hielt mich doch lieber unten im Städtchen auf, denn es war juſt Marktzeit, und da gehört Vaucaire zu den intereſſanteſten Flecken des Südens. Die ſonſtige Oede und Traurigkeit weicht dem Lärm, der Geſchäftigkeit der bunteſten Bevölkerung. In allen Gaſſen und Gäßchen reihen ſich reiche Waarenlager aneinander, und auf dem großen, baumbepflanzten Platze längs des Rhones erhebt ſich ein Bazar neben dem andern. Die bunteſten Trachten geben der Meſſe von Vaucaire, dem Leipzig des Südens, das Ausſehen eines orientaliſchen Marktes. Auch fehlt der Türke nicht, der, gravitätiſch auf- und niederwandelnd ſeine orientaliſchen Düfte und Balſame

anbietet oder, im Schatten einer Platane ſitzend, Ambrapfeifen und Tſchibuks verkauft. In einem Zelte ſingt ein brauner Araber das Lob ſeines Honigkuchens, den er von den Küſten Afrika's herübergebracht, und lockt den weißen Burnus an, der, ein Stück nach dem andern verzehrend, Allah preiſt und der Dattelwälder ſeiner Heimath gedenkt. Durch das Gedränge, behend wie Schlangen, ſchlüpfen ſpaniſche Zigeunermädchen, mit Augen ſchwärzer als die des Arabers, und halten die ſchönen Arleſerinen auf, um ihnen eine ſchöne Zukunft zu prophezeihen. Sonderbar und melancholiſch genug nimmt ſich unter dieſen glühenden, exotiſchen Pflanzen das heſſiſche Mädchen aus, das in ſeinem kurzen Röckchen, mit dem ſchwarzen Sammtkäppchen an einen Baum gelehnt, deutſche Volkslieder, das halbe Wunderhorn, herabſingt. Mich und den Profeſſor an meiner Seite ausgenommen, verſteht ſie vielleicht keine Seele unter all' den Tauſenden, aber die melancholiſchen Töne rühren, und ſie hat einen guten Markt. Wie jubelt ſie auf, da ich ſie deutſch anrede und ihr ſage, daß ich auch „bei Frankfort, wo ſie zu Hauſe iſt", bekannt bin; da ich ſie aber frage, wie ſie hierher gekommen, weiß ſie mir nicht zu antworten. Sie iſt ſo nach und nach von ihrem Schickſal „von Frankfort" immer weiter geſchoben, von ihren Liedern immer weiter getragen worden, bis ſie, ohne Ueberraſchung, hier unter Burnuſſe,

Arleſerinnen, ſpaniſche Zigeunerinnen gerathen. Wohin wird das vierzehnjährige Kind noch gerathen, wohin noch getragen werden? —

Die Bazars und Zelte ſind eben ſo viele Schatzkammern der koſtbarſten Gold- und Silbergeräthe, der edelſten Stoffe aus Orient und Occident. Trotz dieſem Reichthum iſt der Markt von Baucaire doch kaum mehr ein Schatten von dem, was er im Mittelalter geweſen. Da ſteuerten genueſiſche und venetianiſche Schiffe den Rhone herauf und brachten ihre morgenländiſchen Schätze mit, um ſie an die reichen Seigneurs des ſüdlichen Frankreich's oder an die Kaufherren des goldenen Burgund zu verkaufen, oder ſie gegen die Erzeugniſſe der klugen Flammänder von Brügge und Gent, die ihnen hierher entgegen kamen, auszutauſchen. Mailand ſchickte ſeine Juweliere und Goldſchmiede, Toledo ſeine Schwertfeger, und zuletzt auch Portugal ſeine Gewürzſchiffe, die es auf den Küſten Afrika's und Oſtindien's beladen hatte. Selbſt das fabelhafte Tripolis lief unter friedlicher Flagge in dieſelben Gewäſſer ein, die es in anderer Zeit nur unter der rothen Korſarenflagge befahren. In der Veſte Trinquetaille am Rhone wachten indeſſen bewaffnete Schaaren, um das ſchätzereiche Baucaire vor tuniſiſchen und algieriſchen Beſuchen zu ſchützen. Auf dem Schloſſe ging es bei ſolchen Gelegenheiten luſtig her. Die Grafen von

Toulouſe waren ſo freigebig und gaſtfrei. Dichter, Ritter, Künſtler und große Kaufherren fanden da oben freundliche Aufnahme, und Geſang und Ritterſpiele ergötzten die Gäſte.

Mit all' dieſer Pracht iſt es heute aus. Keine genueſiſchen, venetianiſchen, portugieſiſchen Schiffe ſteuern mehr den Rhone aufwärts. Von Avignon herab fliegt das Dampfſchiff und bringt nur Gäſte aus der Nachbarſchaft, von Arles trägt die Eiſenbahn ſchöne Mädchen herüber, die ſich wollen bewundern laſſen. Und wenn der Markt nach vierzehn Tagen verſchwunden, iſt es wieder öde in Baucaire. Die Fremden eilen auf dem Omnibus vorbei, um auf den Bahnhof und von da ſo ſchnell als möglich nach Nimes oder Montpellier zu kommen. Hätte es nicht die Schiffer des großen Canals und die vierzehntägige Meſſe, die ihm einigen Miethzins für Wohnungen und Magazine abwirft, Baucaire wäre der armſeligſte Flecken des ſüdlichen Frankreich's.

Vom Meere.

(I. Intermezzo.)

Widmung.

An **

Nur dir, nur dir — o nimm es gütig hin —
Nur dir gehört, was ich erſinn' und ſchaffe,
Dir, was ich dichte, trachte, was ich bin,
Dir, was ich auf dem Weg zuſammenraffe.
Zu Füßen dir, als meiner Eignerin,
Breit' ich die Beute, breit' ich meine Waffe;
Daß ich beſitze, daß ich neu erringe,
Ich fühl' es, weil ich dir die Gabe bringe.

Fühlſt du, wie wohl es thue, zu bewahren
Ein ſüß Geheimniß, das kein Blick erſpäht,
Darüber hin mit Monden und mit Jahren
Die Zeit verhüllend wie mit Wellen geht?
Der Waſſerlilie gleicht's, der wunderbaren,
Die aus des Sees wohl'gem Grund erſteht,
Die ſtill und ſchüchtern erſt in Tiefen bebet,
Bis ſie ihr glänzend Haupt in's Licht erhebet.

Bei Andern lernt' ich, wie ſich ſchnell verzehrt,
Wenn noch ſo ſchön, das wechſelvolle Neue:
Ich danke dir — denn du haſt mich gelehrt
Des eignen Herzens Kraft und ſeine Treue.
Und ich, der ich durch's Leben unbeſchwert
Dahinging, der ich nie gekannt die Reue,
Jetzt fühl' ich, rückwärts ſchauend, ſanfte Trauer,
Daß ich die Eine nicht gekannt — die Dauer.

Nun kenn' ich ſie und wie bin ich beglückt!
Wie Wanderer ihr Kleinod ſtill im Kleide,
So trag' ich hin und warm an mich gedrückt
Mein heimlich-Glück, von dem ich nimmer ſcheide.
Mein Leben glüht — die Welt iſt mir entrückt:
Ein einſam Zelt in gränzenloſer Haide,
Und du und ich allein im weißen Zelt —
Im weiten All, dieß meine ganze Welt!

Biſt du zufrieden? — Siehe, tauſend Quellen
Des Glückes fühl' ich mir im Herzen fließen,
O gönne mir, bis auf die letzten Wellen
Sie dir zu Füßen jubelnd auszugießen.
Mein Athem ſtockt und meine Pulſe ſchwellen,
Die Kleider reiß' ich auf, die mich umſchließen —
Ich ſtammle nur — wie ſchnell die Ruh' zerſtiebte —
Ich ſtammle nur: du Theuere! — Geliebte!

Ankunft.

Nimm des alten Treibens Müden,
Nimm mich gütig auf, o Süden,
Sieh' ich flüchte mich zu dir.
Gönne du von aller Schöne
Deiner Blüthen, deiner Töne,
Nur ein kleines Theilchen mir.

Nicht das alte Freudenleben,
Das ich, das mich aufgegeben —
Ruhe such' ich, kurze Raſt.
Jugend bei Cypreſſenbäumen
Such' ich nicht, doch laſſe träumen
Schön von ihr den trüben Gaſt.

Nicht in ſchönſten Pinienhainen
Kann ſie wieder je erſcheinen,
Wem ſie einmal ward geraubt —
Aber beuge, aber neige
Deines Oelbaums Friedenszweige
Kühlend auf mein heißes Haupt.

Wunſch.

Cypreſſe, wie ich jetzt dich ſehe,
Blickſt du von ferne nur ſo düſter,
Doch hoffnungsgrün in trauter Nähe,
Einſchläfernd wehet dein Geflüſter —
Ach, wär' es ſo mit jedem Wehe.

Alter Brauch.

Die Cypreſſe bebt im Widerhall
Lenzfroher Wachtellieder;
Vom Klagelaut der Nachtigall
Weht ſanft der luſtge Flieder.

Die Klage wohnt im Fliederſtrauch,
Der Jubel bei Cypreſſen —
Das iſt des Lebens ſo der Brauch,
So dir, mein Herz, ergeht es auch —
Wie kannſt du das vergeſſen?

Zuruf.

Der Einen Lerche Mund vermag es,
Die ganze Welt des Frühlingstages
Mit Sang und Klang zu überſchütten —
Die Eine Roſe dort im Scherben
Vermag in Licht und Glanz zu färben
Den ganzen Kreis von armen Hütten.

Du meine Lerche! was das Leben
An Glück und Freuden mir gegeben,
Mit Einem Wort kannſt du's vermehren —
Du meine Roſe! alles Wehe,
Dem ich mit dir entgegengehe,
Dein bloßes Daſein wird's verklären.

Noch nicht!

Noch, ihr meine Blumen alle,
Trotz dem breiten Strom von Licht,
Trotz der Herdenglocken Schalle,
Trotz dem Lied der Nachtigalle,
Glaubet an den Frühling nicht!

Wie die Sonne ſich bemühte,
In die Knospen drängt zurück
Eure Gluth und eure Blüthe,
Wie ich ſelber im Gemüthe
Trage all' mein drängend Glück.

Allen Vögeln möcht' ich Schweigen,
Trotz dem Mai, gebieten gern,
Und verbieten allen Zweigen
Blühen, Rauſchen, Duften, Neigen,
Und das Leuchten jedem Stern.

So mit allem Frühlingsſtrahle
Sparen möcht' ich, bis ſie naht,
Um ihn dann mit einem Male,
Wie aus goldner Opferſchaale,
Auszuſtreu'n auf ihren Pfad.

Zuletzt.

Im Garten ſingt die Nachtigall,
Doch eine Strophe nur — und ſtocket.
Das ſind nicht ihre Klänge all',
Noch ahnt ſie nur und ruft und locket.

Erſt Sehnſucht tönt ihr ſüßer Schall.
In Blüthen ſtehen Strauch und Bäume
Und hauchen aus als Widerhall
Aus Duft gewobne Liebesträume.

So ſinge fort, o Nachtigall!
Doch wirſt dein ganzes Lied du ſingen,
Dann ſingeſt du's zum Blüthenfall —
Dein Sehnen und die Blüthen gingen.

Nebelmorgen.

Ringsum die weißen Nebel lagen,
Die Lerchen ſtumm, die Nachtigallen,
Als wär' der Himmel eingefallen
Und hätt' die Vöglein all' erſchlagen.

Mich wundert's, wie zu Gruß und Spruche
Des Wandrers Lippe noch ſich rege,
Mir iſt's, ob er ſich fortbewege,
Bedeckt vom eignen Leichentuche.

Erinnerung.

An dieſem ſchönen fernen Strand,
Gedenk ich dein, mein Vaterland.
Unſteter Wandrer fremder Straßen,
Halt ein und denk' was du verlaſſen.

Den Lorbeerhainen eile zu,
In ihren Schatten ſuche Ruh',
Um ſtill zu träumen vom Verluſte,
Den noch kein Herz zu tragen wußte.

Die Bank an den Cypreſſen dort
Iſt auch ein guter Ruheort,
Um ſtummen Zeugen es zu ſagen,
Wie ſchwer ſo manches Leid zu tragen.

Bei Lorbeerſchatten kehr' ich ein,
Ich lieg auf jener Bank von Stein,
Es ſingt und klaget in den Zweigen —
Ich hör's — doch meine Lippen ſchweigen.

Ich hör's, doch meine Lippe ſchweigt.
Du haſt die Wunde mir gezeigt,
O Deutſchland, deine tiefe Wunde,
Und ſtumm bin ich ſeit jener Stunde.

Ob's in den Zweigen ſingt und klagt,
Mein Klagewort, mein Lied verſagt:
Könnt' ich bei Lorbeer und Cypreſſen,
Bei Ruhm und Trauer dein vergeſſen?

Wiederſehen.

Ich ging zum Strand, das Herz von Sehnſucht voll,
Das Meer iſt's, das ich wieder grüßen ſoll.

Nach langer Trennung, ſpäter Wiederkehr,
Soll ich es wiederſehn, das Meer, das Meer

Ich kam zum Strand, im Sande ſaß ein Kind,
Mit Muſcheln ſpielt's, im Haar ihm ſpielt der Wind.

Ein Lockenköpfchen und ein hold Geſicht,
Umroſt, umglüht von ſanftem Abendlicht.

Ein ſpielend Kind! — ein Bild iſt's, nicht verkleint
Vom großen Meer, darauf der Abend ſcheint.

Ich ſah es an — trotz ſpäter Wiederkehr,
Trotz langer Trennung, ich vergaß das Meer.

Ich ſah es an, bis Sonn' und Meer und Land
Und aller Abendglanz in Nacht verſchwand.

Ein Wrack.

Im Winde kreiſt der Dünenſand,
Am Leuchtthurm wird das Licht entzündet,
Oed' und verlaſſen iſt der Strand,
Der Goëland hat Sturm verkündet.

Am Ufer liegt ein armes Schiff,
Das iſt im letzten Herbſt geſtrandet,
Dem Hafen nah, doch auch dem Riff,
So kam's zu Ruh, ſo iſt's gelandet.

Schon iſt es halb vom Sand verſcharrt,
Bald wird die Fluth darüber rollen;
Es gleicht der Leiche, die da harrt,
Daß ſie die letzte deckt der Schollen.

Doch nein! — des ſtillen Todes Bild
Such' ich am Schiff im Sand vergebens,
Denn neben dir iſt Tod ſo mild,
O Bildniß des verfehlten Lebens.

Verfehltes Leben — Wrack im Sand,
Jetzt ſchlägt umſonſt an deine Rippen
Das Meer, das dir ein grünes Land
Verſprochen jenſeits aller Klippen.

Dich weckt nicht mehr des Seemanns Schrei,
Und Maſt und Steuer ſind zerſplittert;
Vielleicht, zieht fern ein Schiff vorbei,
Daß noch dein Eingeweide zittert.

Das Licht im Thurm iſt angebrannt,
Noch ſeh' ich dich in fahlem Schimmer.
Im Winde kreiſt der Dünenſand,
Er kreiſt und deckt dich zu für immer.

Dünenſand.

Das Räthſel der Verlaſſenheit
Thut mir der Sand der Düne kund:
Kein Blümlein und kein Strauch gedeiht
Als Halt und Zier auf ſeinem Grund.

Die Sonne brennt ihn wie ſie will,
Die Welle ſchlägt ihn ſchmal und breit,
Zuletzt ſpielt ihn ein Windhauch ſtill
In's Meer und in Vergeſſenheit.

Abendgang.

So eil' ich herauf und herunter den Strand,
Es murmeln und rauſchen die Wogen.
Was ſoll er mir frommen, der Stab in der Hand,
Ich ſtocke ja doch im wehenden Sand,
Schon ſind meine Spuren verflogen.

Doch ſelige Ruh' deckt Waſſer und Land
In des Abends erbleichendem Strahle,
Die Fugen der Wolken ſtehen in Brand,
Wie farbige Fenſter in dunkeler Wand
Der gothiſchen Kathedrale.

Sie werden verglimmen! — Was hat denn Beſtand?
Wie aus durchlöcherter Schaale,
Und wär' ſie gefüllt bis zum ſchäumenden Rand,
Der Wein ſich verliert auf des Zechers Gewand,
So ſtrömt's aus des Lebens Pokale.

Wie hab' ich die Zeit meiner Jugend verwandt!
Mein Schritt iſt vom Sand überflogen -
Hab' ich ſie verſchwendet als goldenen Tand?
Ward ſie mir geſtohlen von diebiſcher Hand?
Du biſt immer und immer betrogen.

Morgen am Strande.

Die Morgenſtund am Meeresſtrand
Hat lieblich mein Gemüth beweget,
Sie iſt wie eine liebe Hand,
Die heilend auf das Herz ſich leget.

Der Blick in's Meer iſt wie ein Blick
In dunkle Augen, die wir lieben;
Das Segel wie ein hold Geſchick,
Das noch nicht ganz vorbeigetrieben.

Und Alles wie ein blühend Grab,
Drin ſtille ruhet jedes Streiten.
Das meine werf' ich auch hinab,
Und Friede glänzt aus allen Weiten.

Nacht nach dem Sturme.

So tiefe Ruhe, wie ſie träumt der Fromme,
Daß ſie nach letztem Kampf ihn überkomme,
So tiefe Ruh', wie erſte Liebe denket,
Daß ſie nach erſtem Kuß ſich niederſenket,
So tiefe Ruh'
Deckt alle Räume
Des ſüß entſchlafnen Meeres zu.
Die Sterne in den Tiefen
Sind ſeine Träume.
O daß ſie Alle doch ſo träumend ſchliefen,
Sie, die vollbracht ein Sturmesleben,
Die morgen ſich zu neuem Kampf erheben.

Troſt.

Mich ſchützen vor Verzagen
Die Wolken, welche jagen,
Doch keine Blitze ſprühn,
Die Wellen, welche ſchlagen,
Doch hold im Abend glühn.

Mich ſchützen vor Verzagen,
Der Nachtigallen Klagen,
Das noch die Nacht verſchönt,
Die Lerche, die beim Tagen
Ihr Lied froh weiter tönt.

Mich ſchützet vor Verzagen,
Daß man trotz Leid und Plagen
Sie alle nicht vergißt:
Die Wolken, die da jagen,
Die Wellen, welche ſchlagen,
Der Nachtigallen Klagen,
Die Lerche und das Tagen
Und was da lieblich iſt.

In der Fiſcherhütte.

Wie magſt du dich ſo einſam fühlen,
Wo ſich die Tamariske wiegt
Mit zarten Blättern in der Briſe,
Wo klar das Meer und glänzend liegt,
Wie eine blumenreichſte Wieſe?

Wie magſt du dich ſo einſam fühlen
Im meerumhauchten Fiſcherhaus?
Du ſiehſt die Segel gehn und kommen,
Die Schwalbe flieget ein und aus,
Dort kommet ein Delphin geſchwommen.

Wie magſt du dich ſo einſam fühlen?
Das Angedenken iſt mit dir
Des Glückes, das du wähnſt enteilet;
Du weißt ein Herz, das fern von hier
All deine ſchönen Freuden theilet.

Rhoda.

Mich liebt die ſchöne Amphitrite;
Sitz ich des Nachts allein am Strand,
Kommt ſie heran mit leiſem Schritte,
Mit leiſe wehendem Gewand.

Mich liebt die ſchöne Amphitrite —
Sie ruht bei mir im weißen Sand
Und ſaget manche ſchöne Mythe
Vom alten, todten Griechenland.

Und wenn ich's nicht vermag zu faſſen,
Daß einſt die Welt ſo herrlich war,
Und wenn mich's ſchmerzt, daß uns verlaſſen,
Die heitre, ſchöne Menſchenſchaar:

Dann, wie den Schleier einer Leiche
Schiebt ſie zurück die Meeresfluth,
Und läßt mich ſchau'n in ihrem Reiche
Die Stadt, die da begraben ruht.

Und Rhoda ſchau' ich, das die Welle
In alter, alter Zeit begrub,
Das ſich in freud'ger Sonnenhelle
Wie eine Blum' am Strand erhub.

Die Tempel ſeh' ich und die Gänge
Und Brunnen, Bild und Säulenſchaft,
Dazwiſchen freundliches Gedränge
Von Menſchen ſchön und geiſterhaft.

Wie Bildniſſe, die von Geſtellen
Herabgeſtiegen, ſchreiten ſie,
Ihr Wort erklingt in jener hellen
Unſterblich klaren Melodie.

Ihr Auge glänzt von ruhigen Wonnen,
Harmoniſch regt ſich jeder Schritt —
Wie anmuthsvoll an jenem Bronnen
Die Durſtende dort niederglitt!

Und mich ergreift ein tiefes Sehnen,
Ein Sehnen faſt wie Herzeleid,
Nach jenen Tempeln und nach jenen
Geſchlechtern voll von Freudigkeit.

Hinunterſteigen möcht' ich gerne,
Da flieht der Traum, es kommt die Fluth —
Ich neige mich zum Liebesſterne,
Der ſtill auf ihrem Spiegel ruht.

An das Leben.

Trotz Vielem, das zerbrach,
Um nie ſich zu erheben,
Trotz allem Ungemach,
Doch herzlich lieb' ich dich, o Leben,

Wie man am Halſe hängt
Von einem theuern Weibe,
So halt' ich mich gedrängt
An dich mit Geiſt und Seel' und Leibe.

Sie haben dich genannt
Ein Räthſel, eine Frage —
Ein Meer, zu deſſen Strand
Nie eine heitre Barke trage:

Mir biſt du immer klar
Und hell und licht geweſen,
Wie jenes Auge war,
Darin ich froh mein Glück geleſen.

Wie Läufer, die im Spiel
Hinrennen, Fackel tragend,
Die Leuchte bis zum Ziel
Sieglustig um die Häupter ſchlagend:

So ſchwing ich dich um's Haupt
Und leuchte meinem Wege,
Bis ich dich kraftberaubt
Schön fallend auf den Boden lege.

Das Leben iſt ein Streit!
So rufen ſie mit Schrecken.
Drum ſei mir benedeit,
Wenn hundert Wunden mich bedecken.

Ein Kampf iſt's! rufen ſie —
Drum will ich nicht ermatten.
Tagwerker lieber hie,
Als ein Achylleus bei den Schatten!

Im Parke.

Im Parke ging ich auf und ab,
Es war ein herbſtlich, trübes Wetter;
Mit Trauertönen fiel herab
Die todte Schaar der gelben Blätter.

Dort lagen ſie ſchon aufgehäuft
Zu einem Schwalle, ſchwarz und helle —
Ein roſiges Mädchen kommt und läuft
Und wirft ſich lachend in die Welle.

Das rauſcht und kniſtert und umſchwirrt
Das holde Kind mit Geiſtertänzen —
Doch lachend hebt es, unbeirrt
Das Haupt aus all' den todten Lenzen.

Ein ſchönes Bild! — Fürwahr es gleicht
Dem Glücke, das mir jetzt gegeben:
Ringsum iſt viele Luſt verbleicht,
Doch lebt in mir ein friſches Leben.

Ein Tropfen des Meeres.

Ein Tropfen des Meeres, vom Winde gebracht,
Hat dieſe Blume befeuchtet,
Und ſeht wie ſie glänzt durch die dunkle Nacht,
Und wie ihr Auge leuchtet.

Wär's Thau, wie er ſinket jeglichen Tag,
Er gliche der trüben Zähre,
Doch ihn hat geboren der Wellenſchlag,
Er kam vom leuchtenden Meere.

Auch er wird verſchwinden in ſeiner Zeit —
Die Blume doch glänzt durch die Minuten.
Ein leiſes Gefühl von Unendlichkeit,
Wie füllt das die Seele mit Gluthen.

Sechstes Kapitel.

St. Remy. Antiquariſche Betrachtungen — Gränzen des Griechenthums von Marſeille — römiſche Monumente — Mad. Laforge — die Alpinen — ein einſamer Schäfer — die Mondſtadt — die Herren von Baux — Geſchichte der Waldenſer in Frankreich.

Den 26. Juli 1851.

Einige Stunden westlich von Tarascon, am Fuße der sterilen Alpinen, liegt St. Remy. Die römischen Monumente allein hätten mich nicht hierher und von der großen Straße abziehen können, hätte ich nicht weiter in das Gebirge wandern wollen, um auf seinem östlichen Abhange die wunderbare Stadt Les Baux zu sehen, von der man mir so viel erzählt hatte. Ich bereue den kleinen Umweg nicht. St. Remy, das nette Städtchen, hat nicht nur römische Monumente, es besitzt überall, wohin man sieht, lebende, sprechende, lachende Erinnerungen an die höheren Griechen. Ich begreife die Archäologen und Historiker nicht, daß sie die Spuren alter Völkerwanderungen nur nach todten Mark- oder Leichensteinen verfolgen und nicht ein Mal das Auge aufschlagen, um in ein Menschenantlitz zu sehen, das ihm vielleicht mehr sagen kann, als alle Chroniken und Inschriften. Nachdem ich den Mädchen von St. Remy in's Gesicht gesehen, behaupte ich keck vor jedem Archäologen und Historiker, ohne nur eine

Münze, eine Inſchrift, ein Manuſcript geprüft zu haben: bis hierher dehnten ſich nordwärts die Colonien der tapferen und ſchönen Phozeer aus Marſeille! Es iſt derſelbe vollendete Typus, dieſelbe gerade, edle Naſe, derſelbe ſanftgebogne Nacken der griechiſchen Statuen, dieſelbe ariſtokratiſche Hand, dieſelben feinen Knöchel über einem ſchönen, ſchmal gedehnten Fuß — es iſt dieſelbe Schönheit, die wir in Arles bewundern, die uns über Tarascon begleitet und uns in St. Remy „Lebewohl" lächelt, wenn wir uns in dem unwirthbaren Gebirge verlieren, an deſſen Fuße St. Remy liegt, und das wie eine Gränze iſt zwiſchen Barbarei und holdem Griechenthum. Auch den ſchönen Kopfputz aus Arles, der an die phrygiſche Mütze erinnert, finden wir hier wieder. Ja, die Mädchen von St. Remy wiſſen ihn noch ſchöner und mit mehr Grazie und Mannigfaltigkeit zu binden, wie ſie überhaupt im Rufe einer raffinirten Koketterie ſtehen. Wenn man die Zartheit ihres Geſichtes, die Feinheit ihrer Hände betrachtet, glaubt man gerne, was von dieſen Bäuerinnen erzählt wird, daß ſie nur mit verſchleiertem Geſichte und mit Handſchuhen auf dem Felde arbeiten. Daß dieß von den rauheren Männern geduldet, ja geliebt wird, zeigt vielleicht auch deutlicher als die Münzenerklärung des Marquis de la Goy, daß die Bewohner von St. Remy Hellenen ſind.

Das Städtchen ſieht mit ſeinen wohnlichen Häuſern, ſeiner prachtvollen Vegetation, ſeinen ſprudelnden Waſſern, ſeinen vielen Kaffees ſo freundlich aus, daß man Mühe hat, ſich zu überreden, man habe das uralte Glanum vor ſich. Erſt eine ſtarke Viertelſtunde hinter den Häuſern reden die zwei berühmten Monumente deutlich und überzeugend von ſeinem hohen Alterthum. Sie gehören wohl zu den intereſſanteſten und ſchönſten Antiken des ſüdlichen Frankreich's und beſtehen aus einem Triumphbogen und einem Mauſoleum.

Der Triumphbogen ſteht auf einem maſſigen Unterbau, von welchem aus er ſich, in den Hauptheilen trefflich erhalten, mit ſeinem Portikus zu einer bedeutenden Höhe erhebt. Nur der oberſte Theil des Ganzen, der auf die Wölbung drückte, iſt gänzlich ruinirt, faſt bis hinab zu der herrlichen Guirlande, die aus Tannzapfen, Weintrauben, Olivenzweigen beſtehend, auf beiden Seiten anmuthig und in ihren kleinſten Theilen vollendet die Thore bekränzt. Vier Pilaſter doriſcher Ordnung erheben ſich vom Sockel in den vier inneren Ecken und tragen die weiten, von Roſen geſchmückten Archivolte. Beide Hauptſeiten des Gebäudes ſind rechts und links von dieſer mit je zwei, alſo im Ganzen mit acht Säulen geſchmückt, die ungefähr auf halber Höhe der innern Pilaſter beginnen und ſich mit ihren Capitälen faſt um die halbe Länge

über dieſe erheben. Sie ſind kanellirt und korynthiſcher Ordnung. Da von jedem Säulenpaar die eine am äußerſten Ecke des ganzen Gebäudes, die andern in der Nähe der Archivolte angebracht iſt, entſtehen ſo zwiſchen ihnen auf jeder Hauptſeite zwei Zwiſchenfelder oder flache Niſchen, die von mehr und minder verſtümmelten Basreliefs ausgefüllt ſind. — Jedes Basrelief ſtellt einen gefeſſelten Mann an der Seite eines gefeſſelten Weibes vor — die wohl unterworfene Provinzen bedeuten ſollen, da der Schnitt ihrer Kleidung auf barbariſche Völkerſchaften ſchließen läßt. Von all' dieſen acht Figuren haben nur zwei ihre Köpfe. Die weiblichen der einen Seite ſcheinen nicht ſo wie die der andern gefeſſelt zu ſein. Die eine derſelben hat Schilde, Kriegstrometen, Fasces und allerlei Waffen zu ihren Füßen und ſitzt graziös, zugleich gebieteriſch da, während der gewaltige Mann an ihrer Seite an einen Baum gebunden iſt. — Alle dieſe Figuren lehnen mit dem Rücken an dem Hintergrund, welcher mit breiter und reicher, hoch über ihre Köpfe ſich erhebender Drapperie geſchmückt iſt. Ueber der Guirlande, die den Eingang ziert, ſieht man noch Reſte von langgeſtreckten Figuren, die, nach der beſterhaltenen zu ſchließen, Fama, Victoria u. dgl. vorſtellen mochten. Auch die beiden Schmalſeiten haben, wie es noch die Reſte von Conſols verrathen, ehemals Basre-

liefs getragen, doch ist heute jede Spur verschwunden. Ohne den zertrümmerten Ueberbau, der einzelne losgelöste Quadern und Anfänge ohne Fortsetzung und Fortsetzungen ohne Anfänge zeigt, würde der ganze Bau noch heute ganz und gar nichts Ruinenhaftes haben. Selbst die zerbrochenen Säulen an den vier Hauptecken sind so regelmäßig, fast gerade in der Mitte getheilt, daß ihr Anblick nur wenig stört. Wie bei allen Römerbauten, ist auch bei dieser das Massenhafte vorherrschend, und sie würde vielleicht den Eindruck des Schwerfälligen machen, wenn ihr nicht die feinen Sculputen, die meisterhaft und zart gearbeiteten Verzierungen, die beweglichen Canellirungen der Säulen und Pilaster gewissermaßen Flügel gäbe. Um einen ungefähren Begriff von dem Leben in diesem Gebäude zu geben, könnte man vielleicht sagen, es sehe aus, als wäre ein Römer sein Architekt und ein Grieche sein Bildhauer gewesen. Dieses merkwürdige Monument ist von Vielen als herrlich gepriesen, von Vielen als unbedeutend verworfen worden — Niemand aber wird leugnen, daß es immer schön ist, wenn man es nur als Rahmen für die prachtvolle provencalische Ebene betrachtet, die sich jenseits des Bogens, im blauen Dufte schwimmend, mit ihren cypressenreichen Fluren, mit ihren Wassern und Bergen ausdehnt. Ich meines Theiles habe vor dieser ewigen Jugend der Natur alle Archäologie der Welt vergessen.

Wenige Schritte von dieſem Kriegermonumente ſteht ein anderes: das Mauſoleum. Es iſt ruhiger, einheitlicher, darum ſchöner. Auf einem prachtvollen Sockel, welcher ſelbſt auf einem gewaltigen, geſtuften Unterbau von Quadern ruht, erhebt ſich das Gebäude mit ſeinen zwei Stockwerken zu einer Höhe von 20 Metres. Das erſte Stockwerk, welches ſich gegen das Piedeſtal ein wenig zurückzieht, iſt viereckig und aus vier Bogen zuſammengeſetzt, die nach den vier Weltgegenden blicken. Jeder dieſer Bogen iſt von Außen mit einer Guirlande bekränzt, die im Halbkreiſe nach beiden Seiten auf einfache, mit doriſchen Capitälen geſchmückte Pilaſter herabfällt, während auf jeder der vier Ecken dieſes Stockwerks eine cannellirte Säule mit attiſcher Baſis und reichem korinthiſchem Capitäl prangt. Der Fries, welcher das Ganze bekrönt, zeigt Meerungeheuer, Syrenen, Opferinſtrumente ꝛc. Ueber den Bogen erhebt ſich das zweite Stockwerk, das, abgetragen und auf ein Piedeſtal geſtellt, für ſich ein reizendes und in ſich vollendetes Kunſtwerk geben würde. Es bildet einen kleinen Tempel, der aus zehn Säulen und einer von dieſen getragenen Kuppel beſteht. In ſeinem Innern, von allen Seiten ſichtbar, ſtehen zwei coloſſale, in die Toga gekleidete Römer. Das Ganze ſcheint lebend, wie eine Pflanze, wie ein Blumenkelch. Die Säulen ſind wie die an den Ecken des erſten Stockwerkes beſchaffen

— ſie ſind cannellirt und Baſen und Capitäle haben mit jenen die größte Aehnlichkeit, nur ſind ſie in jedem Theile feiner, zarter, beweglicher, ſowie ſie vielleicht um ein Drittheil dünner ſind. Der Fries, der ſie von der Kuppel trennt, iſt eine Blumenkette. Da die Kuppel eine koniſche Form hat und der ganze Tempel mit ſeiner Baſe über dem erſten Stockwerke, ſowie dieſer über dem Piedeſtal und das wieder auf dem Unterbau ein wenig zurücktritt, gewinnt das Ganze etwas Pyramidaliſches, Himmelaufſtrebendes — ohne ſich, wie gothiſche Thürme, myſtiſch zu verlieren.

Bemerkenswerth ſind noch die Basreliefs, welche das Piedeſtal ſchmücken. Sie haben von der Zeit und manchem Vandalen vielleicht am meiſten gelitten. Doch kann man bei näherer Betrachtung noch ungefähr den Gegenſtand erkennen, den ſie vorſtellen ſollen, und Manches in der Arbeit lobenswerth finden. Das Unbedeutendſte von Allen iſt wohl das nördliche, das ein Reitergefecht vorſtellt. Pferde, Menſchen — Alles iſt hier gleich häßlich und ungeſchickt; Verkürzungen kommen da vor, die geradezu wie die gewaltſamſten und unnatürlichſten Verrenkungen widerlich ſind. Viel beſſer ſind, in manchen Theilen ſogar meiſterhaft, die Basreliefs der drei andern Seiten, von denen das Eine eine Jagd, das andere einen alegoriſchen Triumphzug mit geflügelten Weibern, und das dritte den

Kampf um einen Leichnam, vielleicht den Kampf um den todten Patroklus zum Gegenſtande hat. Ueber den Figuren der Basreliefs ſind Blumenguirlanden angebracht, die von kleinen Jungens, oft in den poſſirlichſten Stellungen getragen werden. Was den Kunſtwerth betrifft, ſteht das ganze Basrelief in keinem Verhältniſſe zum Reſt des Monumentes.*)

Das Material zu dieſen beiden Monumenten von St. Remy, ſowie zu den meiſten Bauten der Römerzeit und des Mittelalters in dieſen Ländern, ſollen die ungeheuern Steinbrüche geliefert haben, die ſich nicht fern von hier unter den Alpinen hinziehen. Sie ſind ſo weitläufig und mit ihren hundert und hundert Gängen ſo labyrinthiſch verſchlungen, daß ſich Niemand nur auf eine kleine Entfernung hineinwagt, aus Furcht, den Rückweg nicht wieder zu finden. Man erzählte mir eine rührende Geſchichte von zwei Kindern, die ſich, Beeren ſuchend, in dieſem Labyrinthe verloren haben. Erſt nach fünftägigem Suchen fand man ſie, eins an's andere gelehnt, dem Tode nahe. Die frommen Seelen, da ſie ſich ſterben fühlten, hatte eins dem andern ſeine Sünde gebeichtet.

---

*) Der Gründlichkeit wegen ſei hier noch die Inſchrift angegeben, die ſich auf dem Mauſoleum findet:

SEX. L. M. IVLIEI. C. F. PARENTIBVS SVEIS.

Links am Wege, der von St. Remy in die Alpinen führt, liegt, von Bäumen ſchön beſchattet, ein einſames, weitläufiges Gebäude. Es iſt ein Irrenhaus und dient jetzt der Mad. Lafarge, die es, der beſſern Lage wegen, mit dem Gefängniß von Montpellier vertauſcht hat, zur Wohnung. Wie es ſcheint, kann Mad. Lafarge ihren Aufenthaltsort nach Belieben wählen. Das macht die Protection bei einem corrumpirten Weibe, das ganz Frankreich für eine Giftmiſcherin hält.*) Wenn einer der Gefangenen von Belle-Isle, der Geſundheit wegen, ſein Gefängniß verändern wollte, man würde ihm höchſtens eine Zelle auf der brennenden Küſte von Bona geſtatten.

Bald verſchwand auch dieſes Gebäude hinter uns und mit ihm die Lieblichkeit der weſtlichen Provence. Immer aufwärts ſteigend, verloren wir uns in die Wüſtenei der Alpinen. Mit dem erſten Schritte in die Schlucht, durch welche die Straße über dieſen Gebirgszug führt, verſchwindet alle Vegetation. Kein Grashalm, geſchweige denn ein Baum, iſt zu ſehen. Aus den verwitterten Schichten, die haltlos die Abhänge bedecken, recken ſich gewaltige Felſenmaſſen vor, ſpringen ungeheure Felscoloſſe

---

*) Sie iſt jetzt ſogar, wie bekannt, ganz begnadigt.
Anmerk. d. Setzers.

heraus und verſperren die Straße, die ſich mühſam zwiſchen dieſen Coloſſen und einem Abgrunde fortwindet, je nach hundert Schritten verſchwindet, um ſich plötzlich wieder und gewaltſam über Gerölle weiter zu ſchleppen. Auf den oberſten Spitzen der Berge lagern Felsſtücke ſo ſonderbarer Bildung, daß man verlaſſene Schlöſſer, gigantiſche Rinderheerden, verſteinerte Hirten zu ſehen glaubt. — Zum Glücke war der Himmel umwölkt und hatte ein Platzregen die Luft abgekühlt, ſonſt hätten wir wie durch meilenweite Bleidächergefängniſſe wandern müſſen. Auf dem ſtundenlangen Marſche, der bald auf der nothdürftigen Straße, bald im Bette eines vertrockneten Wildbaches fortging, und auf dem wir noch, da wir einer Wüſte entgegenzogen, unſere Lebensmittel mittragen mußten, begegnete uns keine menſchliche oder thieriſche Seele. Wir waren in der vollendeteſten Einſamkeit. Unſere Sorge, ob die Sonne nicht doch die Wolkendecke durchbrechen und uns mit ihren heißen Pfeilen beſchießen werde. Wir waren in den Hundstagen und in der Provence und zwiſchen dieſen kahlen Felſen hätten wir jeden Strahl hundertfach und tauſendfach gefühlt. Glücklich erreichten wir die Höhe des Gebirgrückens noch vorher. Die jenſeitige Ebene war bald erreicht und nun ging der Weg dem Süden zu, das Gebirg entlang, das wir der Breite nach überſtiegen hatten. Durch die vielen Schluch-

ten ſahen wir in ſein troſtloſes Innere. Am Eingange der einen fanden wir ſeit Stunden die erſte menſchliche Seele, einen Schäfer mit ſeinem rieſigen Wolfshund; die Heerde weidete in der Schlucht. Der Mann ſchien ganz glücklich, wieder einmal, nach langer Zeit vielleicht, Geſchöpfe ſeiner Gattung zu ſehen. Auch ließ er uns ſobald nicht weiter, ſondern begann ein rührendes Klagelied über ſeine Einſamkeit anzuſtimmen. Ich verſtand nur wenig von ſeinem Patois, aber der Ton ſeiner Stimme, der Accent des Schmerzes ging mir zu Herzen. „Immer nichts als dieſe Felſen zu ſehen, des Abends, wenn mir die Augen zufallen und Morgens, wenn ich ſie wieder aufſchlage, und nichts als die Schafe und das elende Gras zwiſchen den Steinen — der Menſch iſt nicht dazu gemacht!“ Er fragte uns, woher wir kämen? — der Profeſſor antwortete ihm: aus Paris. Paris! rief er aus und ſchlug ſich auf den Hut. Seine Augen leuchteten; er ſchien ſich eine phantaſtiſche Vorſtellung von der Stadt zu machen, in der ſo viele Menſchen zuſammenwohnen. Der Profeſſor fragte ihn, ob er's zufrieden wäre, in Paris zu wohnen, unter der Bedingung, nie wieder hierher zurückzukehren? Er überlegte einen Moment, dann aber ſchien er plötzlich mit ſeinen Schafen und Felſen verſöhnt und antwortete mit einem entſchiedenen: Nein. Er erzählte uns noch, daß ſein Herr, ein

reicher Fabrikant aus St. Remy und Gutsbeſitzer in dieſer Gegend, ihm dieſes Jahr 50 Francen von ſeinem Gehalte abziehe, weil der Hagel die Mandelbäume geſchlagen hatte, dann, daß er beſtändig auf ſeiner Hut ſein müſſe gegen die Wölfe, die jeden Abend aus den Bergen hervorkommen. Mit vielen Segenswünſchen entließ er uns und zeigte uns noch den kürzeſten Pfad, der nach Baux führt.

Es iſt bezeichnend für die Stadt, die wir ſehen wollten, daß dieſer einzige Weg ſich bald ganz und gar verlor und trotz aller Mühe nicht wieder aufzufinden war. So ſtiegen wir denn auf gut Glück mitten durch Wein- und Mandelbaumpflanzungen, über ausgetrocknete Bäche, durch Hecken und Geſträuche immer gradaus dem Felſen entgegen, der gewaltig und breit den Horizont gegen Süden abſperrt und auf ſeiner höchſten Spitze die ſonderbaren Ruinen eines Schloſſes trägt, von dem man nicht weiß, ob ſie nur die Fortſetzung des Felſens, oder ob der Fels ihr künſtlicher, von Cyklopenhand aufgeführter Unterbau iſt. Denn dieſer Felſen ſelbſt läuft in ſeiner ganzen Breite, rechts und links vom Schloſſe, oben in Zinnen und Mauern aus, die nicht durch die geringſte Fuge oder Ritze von ihm getrennt ſind, und blickt da und dort, tief unter dieſen Zinnen und Mauern, dem Wanderer mit Niſchen und Schießſcharten und Fenſtern

entgegen. So präſentirt ſich die Stadt Les Baux dem Wanderer zuerſt, und er fragt ſich, ob er eines jener Naturſpiele, jener unwillkürlich gigantiſchen Nachahmungen menſchlicher Bauwerke vor ſich habe, wie ſie ihm ſchon in den Alpinen, in den ausgeſchwemmten weſtlichen Cevennen, im Thale von St. Guillem des Deſerts begegnet ſind? Hat er aber den Felſenweg, den er auf halber Höhe des Berges endlich wiedergefunden, erſt ganz erklommen, dann ſieht er, um es in einem Worte zu ſagen, eine ganze, große und prächtige Stadt aus einem Felſen gehauen, wie der Bildhauer ein Menſchenbild, eine Vaſe aus dem nachgiebigen Blocke ſchlägt. Ja! eine ganze, große und mit aller Pracht des Mittelalters und der wiedergeborenen Griechenkunſt geſchmückte Stadt, eine Stadt mit Wällen und Thürmen und Zinken nnd Zacken, mit Paläſten, Kirchen, Kapellen, Hoſpitälern, Verließen, mit Treppen, Balkonen und Terraſſen aus einem ungeheuren Monolith gehauen — eine Stadt von luxuriöſen Thebaiden — eine Stadt, die vielleicht nicht ihres Gleichen findet, wenn nicht in der fabelhaften Bergfeſte, von der Curtius in des Alexander's Feldzügen erzählt, und über die wir ſchon in der Schule ſtaunen oder lächeln.

Wenn man nun durch den ſchmalen Eingang in das Innere und in die Gaſſen tritt, erhebt ſich allerdings gewöhnliches, oder wenigſtens von Menſchenhand aufge-

führtes Gemäuer — aber es ſind nur Façaden, was man ſieht — das Innere der Häuſer, die Vorſäle, Gemächer, Treppen, ſind in den Felſen gegraben. Hie und da iſt aushelfend und um manche Verbindung herzuſtellen noch anderes Gemäuer angebracht. Alles aber im ſchönſten gothiſchen oder im Renaiſſanceſtile von der edelſten Einfachheit. In einer Kapelle bemerkten wir erſt nach längerer Prüfung, daß nur die ſchöne Spitzbogenwölbung aufgeſetzt war — im Uebrigen beſtand ſie aus Felswand, war ſie nur eine gemeißelte Vertiefung und, die Wölbung ausgenommen, nur ein Theil des einen großen Steines, der die Stadt bildet. — Nicht alle Häuſer ſind ſo vollkommen erhalten, wie dieſe Kapelle. Von vielen iſt der Vorderbau eingeſtürzt und wird da durch eine wachſende Wand von Winden und Flechten erſetzt, die ſich von der Höhe herabſenkt und die Säle und Hallen mit einem Vorhange bedeckt. Die Façaden aber, die bis heute dem Verfalle widerſtanden, bieten an Thüren und Fenſtern wahrhafte Meiſterwerke und bilden mit den Felſen und den wilden Pflanzen da und dort ſo reizende Winkel, wie ſie die ſchönſte Phantaſie eines Malers nicht beſſer erfinden kann. Ein Fenſter mit der Inſchrift „Post tenebras lux“ (welche, nebenbei geſagt, auf Calvinismus hindeutet, der in dieſer Gegend ſo mächtig geweſen), mit verſchiedenen Sculpturen in der Nachbarſchaft, will ich dem deutſchen Wanderer

noch beſonders empfohlen haben. Alle die Reſte der alten Stadt verrathen, neben der Energie des Erbauers, eine entſchwundene Pracht, als wäre ſie nur von Fürſten, und einen Schönheitsſinn, als wäre ſie nur von Dichtern bewohnt geweſen. Beides war, wie wir ſehen werden, gewiſſermaßen der Fall.

Tritt man aus dieſen Gaſſen, die die untere Stadt bilden, hinaus und hinauf auf das erhöhte Plateau, welches die Stadt breit und luftig in einem Halbkreiſe umgibt, bietet ſich ein Anblick dar, der noch ſtaunenswerther iſt, als der, an dem man ſich eben erfreut hatte. Zuerſt ſieht man die Feſtungsmauern, die eins mit dem Felſen ſind, und die nur dadurch entſtehen konnten, daß man das ganze, weite Plateau ausgehauen hatte. Dann aber auf einer gewaltigen Kante, die aus dem Urſtock erſteht, erhebt ſich das Schloß, das die Stadt zu ſeinen Füßen, die Thäler, die Berge und das ganze Land noch heute, obwohl in Trümmern, ſtolz und mächtig beherrſcht. Auch hier iſt das angebaute Gemäuer größtentheils eingeſtürzt, aber was thut es? Man ſieht nur ungehindert in das Innere des Schloſſes, das keine Geheimniſſe mehr hat; die zierlichen, aber unvergänglich in den Felſen gehauenen Treppen führen aus freier Luft in freie Luft, durch Hallen und Gemächer wehet der Wind und in den Verließen lagert provençaliſcher Sonnenſchein. Auf

der höchſten Spitze, neben einem halbverfallenen Thurme, ſteht noch eine einzelne Mauer mit zwei herrlichen Ogiven — ein würdiger Rahmen für die weite Landſchaft, die ſich unten ausdehnt: gegen Weſten bis an den Pic St. Loup und die Küſte von Cette, gegen Oſten bis an die Schweizeralpen und gegen Süden auf die blaue Fläche des mittelländiſchen Meeres. Zu Füßen aber liegt uns die traurige Stadt. Selten, daß man in ihren Gaſſen ein menſchliches Weſen erblickt. Einſt hat ſie Tauſende beherbergt in ihren ſcheinbar unvergänglichen Mauern, heute hat ſie 60 — 70 Einwohner, und dieſe ſind im Sommer meiſt abweſend um in den Sümpfen der Camargue als Taglöhner ihr kümmerliches Brod zu verdienen. Einſt war ſie von Fürſten, Rittern und Sängern bewohnt, heute hat ſich das Elend in ihre Ruinen eingeniſtet. In den Gaſſen ſahen wir nur wenige Weiber und Kinder müßig vor den Häuſern ſitzen; in der oberen Stadt fanden wir einen Mann eifrig beſchäftigt, die Façade eines prächtigen Hauſes zerſtören, um eine Angel für ſeine Thüre zu ſuchen. Wenn die Einwohner ſo mit der Zerſtörung fortfahren, wie ſie ſeit Jahren begonnen haben, werden in Kurzem die herrlichen Bauten verſchwunden und von der ganzen Stadt nur die in den Felſen gehauenen Theile übrig bleiben. Man hatte mir das Hoſpital mit ſeinen prachtvollen Gewölben und Säulen

gerühmt; ich fand es nicht mehr. Der Maire der Commune hatte es abgebrochen, um ſich aus den Trümmern eine Gartenmauer und aus den Säulen ein Geländе für eine Vicinalſtraße aufzuführen.

Wenn Aigues-Mortes einem ſteinernen Ritter mit Schwert und Schild und Lanze gleicht, wie wir ihn oft auf alten Grabmälern ſehen, ſo gleicht die Stadt des Baux einer Leiche in freier Luft, die langſam verweſt.

Die Umgebung iſt ihrer würdig. Gegen Süden iſt ihr gewaltiger Sockel von einem Amphitheater ſteiler Felſen umgeben, von denen ſie nur durch ein ſchmales Thal oder vielmehr durch einen Abgrund getrennt iſt und die ihren äußerſten Feſtungswall bilden. Gegen Südweſten öffnen ſich zwar die Felſen als ein Paß; dieſer iſt aber ſo ſchmal, daß er in geringer Entfernung mit der Wand in Eins verſchwimmt. Mehrere Grotten, die ihre hohlen Augen gegen Les Baux öffnen, ſind von Heiligen-, Legenden und Feenſagen belebt, und da und dort blicken aus dem Geſtein Façaden hervor, die eine Felſenwohnung à la Les-Baux verrathen — würdige Landhäuſer einer ſolchen Stadt.

Der Urſprung Des Baux iſt in Sagen gehüllt. Die Legende ſchreibt ihre Gründung dem heiligen Dreikönig Balthaſar, oder einem ſeiner Abkömmlinge gleichen Namens zu; daher auch der Name Baltio, aus dem ſpäter

Baux wurde. Die Langue d'oc verwandelt faſt eben ſo oft wie die Langue d'oui das al in au. Auch führten die Fürſten von Baux einen Kometen mit einem glänzenden Silberſchweif im Wappenſchilde, als Erinnerung an den Leitſtern der Magier. Unter den kleinen Herren des Südens waren die Herren von Baux die erſten, welche ſich im zehnten Jahrhundert unabhängig und ſouverän erklärten. Bald dehnte ſich ihre Macht faſt über die ganze Provence aus, und wir ſehen ſie durch mehrere Jahrhunderte im ganzen Süden eine große und glänzende Rolle ſpielen. Als Kaiſer Konrad wieder die deutſche Macht in Arelat herſtellt, kommen ſie auch mit dem Reiche in Berührung und treten bald als Guelfen, bald als Ghibellinen feindlich oder freundlich gegen die Hohenſtaufen auf. Ebenſo ſind ſie bald Bundesgenoſſen des Grafen von Toulouſe, bald wilde Verfolger der Waldenſer und Albingenſer. Zur Zeit der Kreuzzüge erwerben ſie ſogar Rechte auf den byzantiniſchen und andere, neuere Throne des Orients. Durch Heirath werden ſie mit den verſchiedenſten Fürſten- und Königsgeſchlechtern verwandt, ſo auch mit den Fürſten von Orange in der Dauphiné, und ſomit die Stammväter der Fürſtengeſchlechter, die noch heute in Naſſau herrſchen, die ehemals Holland befreit und England genommen haben. Eine rührende Geſtalt unter den Töchtern aus

dem Hause Baux ist die Prinzessin, welche einem serbischen Fürsten vermählt wurde. Amurath blendete ihren Gatten und verjagte ihn aus seinen Ländern. Treu wie Antigone, folgt ihm und leitet ihn seine Gemahlin in's Elend des Exiles. — Mit Carl von Anjou kommt das Haus der Baux nach Italien, das sie durch mehre Generationen als siegreiche Feldherrn, als Intriguanten, als Rathgeber oder Günstlinge der Könige oder Königinnen beherrschen und für ihren Glanz und ihre Bereicherung ausbeuten. Bald haben sie unzählige Fürstentitel und ausgedehnte Ländereien in diesem Lande erobert und vergessen mehr und mehr ihr Heimathland, und der Glanz ihrer Stadt verfällt.

Ihres höchsten und schönsten Ruhmes aber erfreuten sich Stadt und Fürsten von Baux im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, der Blüthenzeit der provençalischen Poesie. Der Hof von Baux war der Sammelpunkt aller Trouveurs oder Troubadours — er widerhallte von Gesang, er sah Liederwettkämpfe und Liebeshöfe. Unter allen Troubadouren, und man kann die Zahl derer, die der fruchtbare Boden zwischen dem Ebro und Arno hervorbrachte, nach Hunderten zählen, waren nur wenige, die nicht einmal auf ihren Fahrten den steilen Felsenpfad heraufritten, um sich wieder reich beschenkt zu entfernen und die Thaten, den Glanz, die Freigebigkeit, den

Geſchmack der Fürſten von Baux zu verkünden, ſo weit die romaniſche Sprache reichte. In unzähligen Sirventen und Canzonen werden ſie gerühmt, und viele ihrer Frauen und Töchter ſind der Gegenſtand der Liebe, des Preiſes bei den ausgezeichneteſten Troubadours. Fulco, der deutſchen Leſern aus Lenau's Albigenſern bekannt iſt, verzehrte ſich in Liebe zu Frau Adelaſia, der Gattin ſeines Beſchützers Berald, Fürſten von Baux. Dieſe Liebe machte ihn zum ausgezeichnetſten Dichter ſeiner Zeit und gab ihm Accente und Melodien ein, durch die die provencaliſche Dichterſprache bedeutend bereichert wurde. Seine Liebe war unglücklich und wurde noch unglücklicher durch den Tod der geiſtvollen und ſchönen Fürſtin. Voll Melancholie zog er ſich in ein Mönchskloſter zurück und verfiel in jenen ſchauerlichen Ascetismus, der ihn auf den Biſchofsſtuhl von Toulouſe geführt und aus dem zarten Sänger den fanatiſchen Verfolger der Waldenſer gemacht hat.

Wilhelm von Cabeſtan liebte Berengaria von Baux. Ihr aber ſchien ſeine Leidenſchaft noch zu ſchwach, zu kühl; um ſie heißer anzufachen, gab ihm die feurige Provencalin einen Liebestrank, der ihn auf's Krankenlager warf. Nach langem Leiden wieder geneſen, wandte er ſich mit Widerwillen von Berengaria ab und huldigte in unſchuldigen Liedern der Frau des Seigneur Raimund

von Seillans. Die Dame von Seillans liebte ihn wieder. Aber der eiferſüchtige Gatte tödtete den Dichter, riß ihm das Herz aus und ſetzte es ſeiner Gattin zum Abendeſſen vor.

„Dieſes Alles iſt geſchehen
Mit dem Herzen eines Dichters."

Auf höchſt ſonderbare Weiſe wurde Blacas de Baux von Sordello gefeiert. Dieſer Dichter (derſelbe, den Dante in's Paradies verſetzt — Sordello-Mantovano, der Verfaſſer des Teſoro de Teſori, der von berühmten Männern aller Zeiten handelt) componirte nach deſſen Tod ein höchſt energiſches, noch heute beſtehendes Sirventes, in welchem er die meiſten Machthaber Europa's mit Namen aufruft und ſie einladet, von dem Herzen des edlen Blacas zu eſſen, um ſich von ſeinen Tugenden, die ihnen mangeln, auf dieſe Weiſe einzelne anzueignen. Wenn ich mich recht erinnere, ſo findet ſich dieſes barocke, aber muthige Gedicht überſetzt in Diez' vortrefflichem Buche über die Troubadours.

Aber nicht nur Beſchützer und Helden der provençaliſchen Poeſie waren die Fürſten von Baux; ihr Haus lieferte neben manchem gelehrten Herrn auch mehrere treffliche Dichter. Der vorzüglichſte unter dieſen war wohl Wilhelm von Baux, Prinz von Orange. Seine Stoffe ſind edel und die Sprache iſt der Stoffe würdig. Aber

ſein Leben wurde ihm von Guy von Cavaillon, einem andern Troubadour, auf's Unbarmherzigſte verbittert. Ununterbrochen verfolgte ihn dieſer Schalk mit ſeinem Spotte. Den Stoff gaben zwei Abenteuer, die auf den Prinzen allerdings den fürchterlichen Fluch der Lächerlichkeit warfen. Einmal ließ er ſich von einem Kaufmann auf die plumpeſte Weiſe prellen; ein andermal nahmen ihn einige unbewaffnete Fiſcher gefangen und verkauften ihn an ſeinen Feind, den Herrn von Poitiers.

Im dreizehnten Jahrhundert kommt noch ein Poet, Rambaud des Baux, vor, und im vierzehnten, da ſchon Liebeshöfe verſchwinden und die provencaliſche Poeſie ihren Gipfelpunkt hinter ſich hatte, finden wir noch eine Prinzeſſin von Baux in einen dichteriſchen Liebeshandel mit tragiſchem Ausgang verwickelt. Bauſſette von Baux liebte den Canonicus von Arles, Roger, der ihretwegen aus der Kutte geſprungen war und ſich an ihren Reizen zum Dichter begeiſtert hatte. Das Paar gehörte zu den ſchönſten im ganzen Süden und lebte einige Zeit glücklich im Genuſſe der Poeſie und der gegenſeitigen Schönheit. Aber ein Herr von Baux empfand ein Aergerniß über dieſe Liebe und erſchlug den Dichter. Da geſchah ſchon in jener Zeit, was ſeit damals öfters geſchehen ſein ſoll: die unglückliche Wittwe verheirathete ſich. —

Der Art ſind die Bilder und Erinnerungen, die am

geiſtigen Auge des Wanderes vorüberziehen, wenn er auf der höchſten Spitze dieſer Ruinen, im einſamen Ogivenfenſter ſitzt, die Beine hinunterbaumeln und die Blicke über die Stadt vor ihm und die vielbeſungene Provence, das Land der Blüthen und Geſänge ſchweifen läßt. Und ſie begleiten ihn noch, wenn er ſich ſchon längſt wieder in das kahle Gebirge verſenkt hat. Ueber uns ſchwebten ſie in Geſtalt von fünf wilden Falken, die ſich elektriſchen Wolken entgegenſchwangen und, weite Kreiſe ziehend, die herabdrohenden Blitze, ihre Brüder, erwarteten.

Aus einer Broſchüre des Herrn Canonge in Nimes erfuhr ich noch, daß Ludwig XIII. die Unbezwinglichkeit dieſer Felſenſtadt fürchtend, einen Theil ihrer Feſtungswerke zerſprengt habe, damit ſie nicht den Hugonotten als Aſyl diene, und daß die Stürme von 1789 zur Zerſtörung auch dieſes Stückes vom Mittelalter das Ihrige beigetragen haben. Die eine neue Zeit bauen, dürfen keine antiquariſchen Grillen haben.

Aber im wilden Gebirge angekommen, wird man von den romantiſchen Erinnerungen an die prachtliebenden Prinzen von Baux, an Minneſänger und Liebesabenteuer verlaſſen; die rückwärts blickende Phantaſie bevölkert dieſe Schluchten und Ritze mit armen Flüchtlingen, die, dem Schwerte des Verfolgers entronnen, in Höhlen und Wildniſſen Verſtecke ſuchen; mit Trümmern einer frommen und

traurigen Gemeinde, die durch Jahrhunderte mit unvergleichlichem Heldenmuthe ihr Kreuz getragen: die kleine Gemeinde der Waldenſer.

Im dreizehnten Jahrhunderte waren ſie aus der Dauphiné und Piemont herübergekommen. Ihre Zahl erreichte nicht die zwanzig Tauſend, aber ihr ſtiller Fleiß verwandelte die Wildniſſe der Provence bald in einen blühenden Garten. Geſchichtſchreiber ſagen, daß ein Stück Landes, das vor ihrer Ankunft nicht vier Thaler Gewinnſt gebracht, kurze Zeit darauf für zwei, drei bis vierhundert vermiethet worden. Sie erbauten auch zweiundzwanzig größere und kleinere Flecken, die ſie friedlich bewohnten. Felice erzählt von ihnen nach alten Chroniken: Es waren ruhige Leute, von guten Sitten, bei ihren Nachbarn beliebt, treu ihrem Worte, ihren Verpflichtungen ſtreng nachkommend, die für ihre Armen ſorgten und liebevoll waren gegen den Fremdling. Man konnte ſie auf keine Weiſe zu Läſterung oder Flüchen bewegen; ſie ſchwuren nur, wenn es die Rechtspflege verlangte. Auch daran erkannte man ſie, daß ſie ſich aus jeder Geſellſchaft, in welcher Unſchickliches verhandelt wurde, entfernten, um ſo ihr Mißfallen zu bezeugen. Man konnte ihnen nichts vorwerfen, wenn nicht etwa, daß ſie in Städten und bei Märkten die Kloſterkirchen wenig beſuchten, und daß, wenn ſie je hineingingen, ſie

ihr Gebet verrichteten, ohne die Heiligen anzuſehen. Sie gingen an den Kreuzen und den Bildern auf den Wegen vorüber, ohne ihnen Ehrfurcht zu beweiſen. Sie ließen keine Meſſe leſen, noch ein libera me, noch ein de profundis; ſie bedienten ſich nicht des geweihten Waſſers, und wenn man es ihnen in's Haus brachte, war es ihnen gleichgültig. Sie unternahmen keine Wallfahrten, um Ablaß zu gewinnen. Wenn es donnerte, machten ſie das Zeichen des Kreuzes nicht, und man ſah ſie weder für Todte noch für Lebende Opfergaben darbringen.

Lange unbekannt, erregten die Waldenſer weder die Habſucht der Prieſter noch den Zorn der Großen, und die Adeligen, deren Einkünfte ſie vermehrten, beſchützten ſie. Sie wählten aus ihrer Mitte ihre Paſteure oder „Barben", die ſie in Erkenntniß und Ausübung der Schrift unterweiſen ſollten. Zum erſtenmale wurden dieſe Ketzer bei Ludwig XII. denuncirt, als dieſer durch die Dauphiné kam. Er ließ eine Unterſuchung anſtellen, und als er das Ergebniß kennen gelernt, befahl er die ſchriftlichen Proceduren, die man ſchon begonnen hatte, in den Rhone zu werfen und ſagte: Dieſe Leute ſind beſſere Chriſten als wir!

Aber nicht ſobald ließen die Prieſter von der einmal begonnenen Verfolgung ab, und als endlich, durch die Erfolge Luther's und Zwingli's ermuntert, die Waldenſer

in der Schweiz eine französische Uebersetzung der Bibel druckten und sich ihnen viele Adelige, Gelehrte, Advokaten ꝛc. zuneigten, brachte man es dahin, daß das Parlament von Aix folgenden Beschluß faßte: Siebenzehn Einwohner von Mérindol (dem bedeutendsten Orte der Waldenser) sollen lebendig verbrannt werden. Ihren Weibern, Kindern, Anverwandten soll der Proceß gemacht und wenn sie nicht ergriffen werden können, sind sie für ewige Zeiten aus dem Königreiche verbannt. Die Häuser von Mérindol sind zu schleifen und bis auf den Grund zu zerstören, die Wälder sollen niedergehauen, die Fruchtbäume ausgerissen und der Ort unbewohnbar gemacht werden, so daß sich Niemand dort niederlassen könne und dürfe." — Franz I., der zu jener Zeit Rücksichten für die protestantischen Fürsten Deutschland's hatte, schickte einen Commissär in die Provence, welcher über die Waldenser einen ungefähr mit jener Schilderung von Felice gleichlautenden Bericht abstattete. Der König ließ darauf hin den Beschluß des Parlaments nicht vollziehen, sondern, o der Gnade, verzieh den Waldensern unter der Bedingung, daß sie binnen drei Monaten in den Schooß der allein selig machenden Kirche zurückkehren. Darauf schickten die Waldenser an den König einen Boten mit ihrem Glaubensbekenntnisse, in welchem sie jeden Satz mit dem Texte der Schrift belegten. Franz I. war ganz erstaunt und

fragte, wo da ein Fehler zu finden sei? Keiner seiner Priester wagte den Mund aufzuthun. Aber die in der Provence schickten drei Doctoren der Gottesgelehrtheit aus, die Ketzer zu bekehren. Kurze Zeit darauf hatten sich alle drei Doctoren selbst zur Lehre der Waldenser bekannt.

Indessen hatte Franz I. mit Carl V. und dem Papste einen Pact wegen Ausrottung der Ketzerei geschlossen, und von den Priestern und seiner scheußlichen Krankheit, ihrer Bundesgenossin, mürbe gemacht, befahl er, daß man jenen schauerlichen Beschluß des Parlaments vollziehe.

Nun beginnt ein Schlachten, ein Würgen, ein Verheeren, wie es bis dahin in Frankreich nur zur Albigenserzeit vorgekommen war.

Wir wollen uns bei diesem blutigen Schauspiele nicht aufhalten. Wir wollen nur sagen, daß die zusammengerafften Söldner, die bis dahin meist als Räuber in Italien und den angränzenden Provinzen ihr Wesen getrieben hatten, mit schwerer Münze und Ablaß bezahlt worden; daß alle Ortschaften der Waldenser von Grund aus zerstört, ihre Ernte vernichtet, ihre Straßen aufgewühlt, ihre Brücken zerbrochen, ihre Brunnen gefüllt wurden. Sie selbst, überrascht, wurden größtentheils sogleich niedergemacht; ein Theil wurde gefangen, um mit Pomp und zu hunderten enthauptet oder verbrannt zu werden. Nur ein sehr kleiner Rest flüchtete sich in dieses

Gebirge, wo ſich ihm hinter nur dem Flüchtling zugänglichen Felſen, in Schluchten und Grotten ein ärmliches Aſyl bot. Da aber dieſe Oede eben ſo ungaſtlich war, wie die Bewohner rings umher, denen der Siegelegat des Papſtes bei Todesſtrafe hatte verbieten laſſen, die Flüchtigen mit Lebensmitteln zu unterſtützen, ſo ging auch dieſe kleine Schaar jämmerlich zu Grunde. Sie verhungerte und ihre Knochen bleichten in der Wüſte dieſes verbrannten Gebirges. — In Venaiſſin, da man einmal in der Arbeit war, wurde ſo gewüthet, wie in der Provence, und ſo verſchwanden die letzten Waldenſer aus Frankreich.

Siebentes Kapitel.

Arles — Geſchichte der Stadt und der Heirath der ſchönen Ghyptis, auch Petta, auch Ariſtoxene genannt — Arelat — die Arena und ihre verſchiedenen Geſchichtsphaſen — Verwahrung gegen falſche Vorausſetzungen — Gewiſſenhaftes Verdict über Glanz und Verfall der arleſiſchen Schönheit — ein Opfer der Sitte — Mondſcheinſchwelgereien — der Kloſterhof von St. Trophyme und die Eliscamps — das Muſeum — Ultramontanismus in Arles — Adolph Stahr's Idylle.

Arles, im Juni 1851.

Arles präſentirt ſich ſchön, wie alle Städte, die an einem großen Fluſſe liegen, Quai's und ein Gegenüber haben. Kömmt dann noch eine Brücke, Bogen-, Ketten- oder Schiffbrücke dazu, iſt das Maleriſche vollendet. Durch dieſe Schönheiten zeichnen ſich Prag, Mainz, Frankfurt, Cöln aus. Mit letzterer Stadt hat Arles eine gewiſſe Aehnlichkeit; der Rhone, obwohl um zwei Dritttheile ſchmäler, erſetzt den Rhein, Trinquetaille iſt Arles-Deuz, die Schiffbrücke fehlt auch nicht, und anſtatt des herrlichen Domes hebt ſich hier das antike Amphitheater mit ſeinen mauriſchen Thürmen hoch in den Himmel und überragt die ganze Stadt, auf welcher noch um ein Jahrtauſend ſchwereres Alterthum laſtet als auf Colonia. Ueberlaſſen wir es Antiquaren und Hiſtorikern, ſich über das Alter Arles' zu ſtreiten; Thierry nennt es

eine der älteſten Städte Frankreich's, und wir wollen ihm glauben. Die Arleſer ſelbſt preiſen ſie viel älter als Rom, und wir wollen ihnen nicht glauben. Oder, wenn der Leſer will, auch das und noch dazu die verſchiedenen Behauptungen, daß Arles von Trojanern, Celten, Phokeern, Juden ꝛc. gegründet worden.

Wir wollen aus Gefälligkeit für die Stadt, deren Gaſtfreundſchaft wir für einige Tage in Anſpruch nehmen, und die um keinen Preis die Tochter, ſondern viel lieber die Mutter Marſeille's ſein will, annehmen, daß ſie in der That ſchon beſtanden habe und von den galliſchen Segobringern bewohnt geweſen ſei, als die flüchtigen und umherirrenden Phokeer oder Phozeer an der Felſenküſte des Südens ihre Anker warfen. So haben wir ſchon hier Gelegenheit, die ſchöne und romantiſche Geſchichte von der Gründung Marſeille's zu erzählen, die dann freilich von Arles ausging.

Als die Phokeer am Ufer des heutigen Marſeille gelandet, in der unſchuldigen Abſicht, ſich von da aus auf ehrliche Weiſe mit Piraterei zu ernähren, hielten es die Führer Prothis und Simos nur für anſtändig, ſich dem Könige des Landes, der in Arles Hof hielt, vorzuſtellen. Dieſer, Nanus oder auch Senanus, nahm ſie ſehr huldvoll auf und lud ſie ein, an dem Feſte Theil zu nehmen, das er eben zu feiern im Begriffe ſtand. Er wollte

nämlich ſeine Tochter verheirathen und nach der Sitte des Landes ſie demjenigen geben, der ihr unter den beim Feſtmahle verſammelten Männern am beſten gefiele. Es iſt gar nicht zu verwundern, daß die ſchöne Ghipiis ihre Augen von den groben ungeſchliffenen Celten ab und auf die ſchönen, feinen Griechen wandte. Dann waren die beiden nicht nur Griechen, ſondern auch Fremde, und der Fremde beſitzt das weibliche Herz im Vorhinein. Bei Tiſche gab alſo die ſchöne Ghipiis (welche Ariſtoteles auch Petta nennt) den Trinkpokal dem ſchönen Prothis, da ſie doch nicht beide heirathen konnte. Das war das Zeichen des Wohlgefallens, der alte Vater ſtand auf, gab ſeinen Segen, und die Sache war abgemacht. Die dummen Celten machten große Augen. Man ließ den Notar kommen, und der Schwiegervater übermachte dem Eidam die ganze Umgegend ſeines Landungsplatzes; und ſo iſt Marſeille entſtanden.

Und ſo kam Arles im erſten Momente ihrer Ankunft mit den Griechen in Berührungen, und wie die Braut des Prothis ihren ehrlichen Namen mit dem griechiſchen Ariſtoxene vertauſchte, ebenſo wich Arles' Barbarei bald griechiſcher Klugheit und griechiſcher Bildung. Nach weniger Zeit hat es ſich in eine Art griechiſcher Colonie umgewandelt, und die Mutter hat, wie das oft zu geſchehen pflegt, Sitten, Gewohnheiten, Anſicht und Unter-

richt des weiter vorgeſchrittenen Kindes angenommen. Als Appendix Maſſilias, welches ſpäter eine römiſche Stadt geworden, kam es ebenfalls unter römiſche Herrſchaft und war ſogar die Reſidenzſtadt mehrerer römiſcher Kaiſer. Die Spuren dieſer letzteren ſind es beſonders, die man hier antrifft und anſtaunt. Wir Deutſchen nannten uns auch einmal Herren von Arles und Arelat — aber kein Stein zeugt von unſerer Herrſchaft. Sie war auch darnach, trotzdem, daß die kräftigſten unter den römiſchen Königen und deutſchen Kaiſern jene Titel führten: Conrad II., Heinrich III., Heinrich IV., Heinrich V., Conrad III., Friedrich Barbaroſſa, Philipp von Schwaben, Otto von Braunſchweig, Friedrich II.

Ich wohne im Hotel du Forum, auf dem Forum; da haſt Du gleich eine klaſſiſche Erinnerung. Werfe ich einen Blick aus dem Fenſter, fällt er auf zwei uralte Säulen mit ſchönen Kapitälen; ſie ſind ein Ueberreſt römiſcher Thermen. Und begleiteſt Du mich erſt durch die alte Stadt und läßt Deine Blicke durch die herrlichen Mädchengeſtalten nicht ganz vom Nützlichen, Unterrichtenden abziehen, ſo will ich Dir auf jeden Schritt ein Stück Römerthum zeigen. Von Griechenthum iſt wenig übrig geblieben. Es wurde von der Quadernkraft des Römerthums unterdrückt; aber es wuchs als ſchöne Menſchengeſtalt aus den Ritzen hervor, wie Blumen aus dem

Amphitheater, und blüht noch heute auf den koloſſalen Ruinen.

Zuerſt eilt der Wanderer dem Koloſſe entgegen, der ihm ſchon von ferne groß und furchtbar entgegenblickt, nach dem Amphitheater. Es ſteht auf einer felſigen Erhöhung und überdroht die ganze Stadt.

Der Concierge führte uns ein, und ich, der ich ſchon die Amphitheater von Verona und Nimes geſehen, ſtand erſtaunt und faſt erſchrocken da. So ungeheure Mühe haben ſich die Römer gegeben, ſo unendlich gewaltige Mittel haben ſie angewendet, nur um einem grauſamen Gelüſte zu genügen? nur um ſich an blutigen, Menſchenleben verzehrenden Spielen zu erfreuen? Mein liebes Marſeille! dort iſt nichts der Art zu ſehen und keine Spur, daß ſich jemals ein ſolches Theater dort befunden habe. Iſt es den Römern mit dieſen Abkömmlingen der Griechen ebenſo gegangen, wie mit denen in Hellas? — mußten ſie auch hier mit langer Naſe abziehen, als ſie ihnen dieſe fürchterlichen Spiele zumutheten?

Der Anblick iſt ſchauderhaft großartig. Obwohl die Sitzreihen (es ſollen ihrer zweiundvierzig geweſen ſein) faſt alle zerſtört ſind, der Kranz von Bogen, der die beiden noch beſtehenden Stockwerke bekränzt hat, gänzlich abgebrochen iſt, und das Amphitheater nur den Eindruck einer Ruine macht, ſo iſt dieſer Eindruck doch gewaltiger

als irgend ein großes, unberührtes, mit allen Mitteln wirkendes Gebäude hervorbringen kann. Mitten in Arles glaubt man hier in einer eigenen, fremden, von aller menſchlichen Geſellſchaft entfernten Welt zu ſein. Der Wind, der die Bogen durchzieht und mit der Mauervegetation ſpielt, hat einen eigenen Gruftton; beengende Einſamkeit weht aus allen Bogen, Fugen und Ritzen, als befände man ſich in einem ringsum geſchloſſenen, kahlen, ſonnverbrannten Gebirgskeſſel. Es iſt auch ein kleines Gebirge dieſes Amphitheater, trotz ſeiner bewunderungswürdigen Symmetrie, trotz ſeiner kunſtvoll auf- und nebeneinander gereihten Bogen, von denen wir nur die nach außen ſehenden, zweimal ſechszig, zählen können. Es iſt ein Gebirge; ſein Eirund eine Löwengrube. Die mauriſchen Thürme — es ſind nur noch zwei von vieren erhalten — ſtören nicht die Symmetrie; denn man denkt hier nicht an Symmetrie; ſie tragen nur dazu bei, das Großartige noch großartiger erſcheinen zu laſſen. Wie ſie ſo todt und ſtarr, ohne allen Schmuck, häßlich nackt daſtehen, verkörpern ſie den Schauer, den man in der Tiefe empfindet, und der ſich ſelbſtbetrügeriſch und hinter Bewunderung kunſtvoller und kräftigſter Architektur verſtecken will.

Die Thürme ſind von den Arabern unter Abderhaman erbaut worden. Das Amphitheater diente ihnen als

Feſtung in der zweimaligen Belagerung durch die Franken. Es kann aber auch eine Armee beherbergen, da es einmal 30,000 Zuſchauer umfaßte. Auch in den Parteikämpfen des Mittelalters diente es oft als Feſtung; die Partei, die es beſaß, beherrſchte die Stadt. Darum ſuchten ſo oft die Herren von Baux es in ihren Beſitz zu bringen, da ſie der Arles'ſchen Republik gegenüber faſt dieſelbe Rolle ſpielten, wie die Grafen und Herzoge von Savoyen in der Genfer Geſchichte. In ſpäteren Jahrhunderten wurde es der Sitz des Elendes; Bettler und arme Handwerker niſteten ſich ein und wohnten, wo einſt die Beſtien gehauſt und die Cäſaren applaudirt. So blieb es bis in die neue Zeit. Jetzt ſcheint es in ſeine beſte Phaſe getreten zu ſein, denn es iſt weder von Beſtien und Gladiatoren, noch von barbariſchen Parteigängern, noch von hungernden Armen, ſondern von tauſend und aber tauſend friedlichen Schwalben bewohnt. Es ſoll herrlich ſein, wenn dieſe friedlichen Bewohner blutiger Ruinen im Frühling als dichte, ſchwarze Wolken ankommen und mit Gezwitſcher ſich auf ihre Trümmerwohnungen niederlaſſen. Es gibt Leute, die Tagelang vor dem Amphitheater ſitzen und dieſes Schauſpiel erwarten. Ebenſo iſt es in Nimes. Auch einen Bienenſchwarm ſah ich emſig an einem Loche in der Mauer aus- und einkrabbeln, um ſich in die geſegnete Ebene zu verbreiten oder mit

honigbeladenen Füßchen heimzukehren. Das mahnte an das Räthſel Simſon's: vom Starken kommt Süßigkeit.

Um den Schauern dieſer antiken Welt zu entgehen, beſteige man einen der Mauernthürme. Es wird einem da zu Muthe, als ſtiege man aus der Unterwelt hinauf in's heitere Sonnenlicht. Da unten lärmt die Stadt, brauſt der Rhone, ziehen auf Strom und Kanälen hundert Schiffe und Kähne; von Tarascon herunter dampft die neue Zeit und über die Camargue herüber weht erquickender Athem des Meeres. Weit, weit gegen Norden, in Nebel gehüllt, ahnt man Avignon; aber leicht erkennbar grüßt der Thurm des alten Schloſſes von Baucaire, und wie uns zu Füßen liegen die Ruinen des gewaltigen Kloſters Monmajour, das ein Merovinger gegründet und Carl der Große erweitert hat — die Wohnung frommer Anochoreten, die ſich in ſeinen weiten Sälen verſammelt, nachdem ſie die wüſten Berghöhlen der Provence bevölkert hatten. Der Himmel iſt blau — die Schwalben zwitſchern — Alfred Meißner ſingt in einer ſolchen Arena:

Es ſehnt nach Verbrechen
Gräßlich doch ſchön ſich das menſchliche Herz.

Nicht einen Augenblick ſehne ich mich nach Verbrechen; nicht gräßlich und nicht ſchön. Ich ſehne mich, herauszukommen aus dieſem großen, aus tauſend Todten ge-

bauten, an der ganzen Menschheit begangenen Verbrechen, um mich an lebender Schönheit zu erfreuen.

Mein lieber Freund, für den ich dieses Tagebuch schreibe, und Du, o Leser, für den ich es drucken lasse, haltet mich nicht für einen jener Touristen, die mit vollem Taschenbuche, mit tausend vorher gesammelten Notizen und noch mehr Vorurtheilen für und wider in ein Land kommen; bei denen sich Notizen und Vorurtheile nicht nach dem, was sie sehen und erfahren, dehnen und strecken müssen, sondern das fremde Land, sei es wie es sei, sich in das Prokrustesbett ihres Notizenbuches oder ihres Vorurtheils fügen muß, mögen Kopf und Beine darüber verloren gehen. Ich habe Reisende gekannt, die politische, moralische, ästhetische Ansichten über Land und Leute, mit einem Worte, mehr als das halbe Buch, das sie künftig herauszugeben beabsichtigten, fertig hatten, bevor sie das fremde Land nur mit einem Fuße beschritten. Das waren gründliche Deutsche, die sich mehr auf ihre Bücher und Constructionen als auf ihre Augen und Ohren verlassen haben. Wodurch unterscheiden sie sich von Alexander Dumas, der seine Reise durch Sicilien zwei Jahre bevor er den Boden Trinakria's betreten, hatte drucken lassen? Wodurch von Jules Janin, der den Rhone an

Nimes vorbeifließen läßt? Ihre tiefen Bemerkungen ſind von der Wahrheit noch weiter entfernt als der Rhone von Nimes. Der Rhone kann und wird noch einmal durch einen Kanal mit Nimes verbunden werden; der Strom von national-ökonomiſchen, politiſchen, moraliſchen, äſthetiſchen Weisheitsſätzen jener Reiſenden oder Reiſendinnen iſt durch keinen Syllogismus, ja durch keine Sophismen mit der Wahrheit der Thatſachen zu verbinden. Wie viel endlich wird platt und trocken heruntergelogen, wie viel Kunſtenthuſiasmus aus dem Guide de Voyage transcribirt und abgeſungen „nur höher in der Quinte"!

Ich habe einmal eine gewiſſe Dame meiner Bekanntſchaft vor einer Mumie, die ſelbſt Röth erſchreckt hätte, in unbeſchreiblicher Entzückung geſehen. Ich hatte niemals viel Sympathien für Aegypten und ſtand ruhig und ſchweigend neben der Verzückten. Gehen Sie, ſagte ſie mit einem Blick voll genialer Verachtung, Sie haben keinen Kunſt-, keinen Schönheitsſinn. — Madame! — erwiederte ich — mißdeuten Sie dieſe Kälte nicht, es fehlt mir nur an Worten. Seit Jahren liebe ich dieſe Mumie auf's Romantiſchſte. — Von dieſem Augenblicke ſtand ich bei jener Dame in hoher Achtung, in allen Geſellſchaften rühmte ſie meinen Kunſt- und Schönheitsſinn.

Dieſe ganze Vorbereitung ſoll eigentlich nichts anderes ſein als eine Exhorte, ein warnendes Exempel, eine Mahnung, ein Schwur, ein energiſcher Entſchluß, nicht ſo zu werden wie jene und in meinem Verdict über die weltberühmte Schönheit der Arleſerinnen ſo unparteiiſch zu ſein wie ein Geſchworner. So gebe ich es hier mit der Hand auf dem Herzen vor Gott und den Menſchen ab: Die Arleſerinnen ſind mit erſchwerenden Umſtänden ſchuldig, die ſchönſten Weiber Frankreich's, vielleicht Europa's zu ſein.

Die Motivirung iſt ſchwer; es muß der Thatbeſtand feſtgeſtellt werden.

Es iſt ein Faktum, daß ſelbſt preſſirte Reiſende im Süden anſtatt des hiſtoriſchen Avignon oder des weltbedeutenden Marſeille immer das kleinere Arles als Ruhepunkt oder Nachtlager auswählen; ſo mächtig erwacht beim fernhinblickenden Amphitheater die Luſt an der Antike in jeder männlichen Bruſt; es iſt ein Faktum, daß ein Viertheil der männlichen Bevölkerung auf zwanzig Meilen in der Runde die Sonntagsmeſſe in den Kirchen von Arles allen anderen Meſſen des frommen Südens vorzieht und in der Stadt des heiligen Trophyme zuſammenſtrömt; es iſt ein Faktum, oder wie Berthold Auerbach ſagen würde, „es iſt tief begründet", daß die Frauen des halben Frankreich's nicht gerne über die von

Arles ſprechen, daß ſie vielleicht im innerſten Herzen wünſchen, die Spuren ſchönen Hellenenthums hätten in dieſer Colonie wie in Marſeille verſchwinden, oder ganz Arles hätte in Sumpf verſinken mögen wie Rhoda; es iſt ferner ein Faktum, daß man hier und da das Wort: „meine Frau iſt aus Arles" mit derſelben ſelbſtgefälligen Miene ausſprechen hört, als ſagte der gute Mann eben: meine Beſitzungen liegen in Californien. — Facta loquuntur, und ich wollte, ich könnte mich mit dieſen Andeutungen begnügen, denn nichts iſt ſo mißlich als Beſchreibung von Schönheit. Therſytes wird von Homer lang und breit beſchrieben, bei Helena aber begnügt ſich der Dichter mit Andeutung der Wirkungen, die ihre Schönheit ſelbſt auf Greiſe übt, und hier und da mit dem ſtereotypen Epitheton.

Daß die griechiſche Linie die vorwaltende ſei, hat der Leſer ſchon aus manchen vorhergehenden Bemerkungen entnommen. Aber Stirne und Naſe, ſelbſt von untadeliger Schönheit und voll ſtolzeſter Majeſtät, würden, allein, nur wenig zu bedeuten haben. Unter breitgewölbten, immer dunklen Brauen, unter breiten Lidern und lang herabfallenden, halb gebogenen Wimpern, dunkel wie Trauerſeide, liegt das kluge, warme Auge. Es iſt nicht heiß glühend und nur glühend, wie man es meiſt in Süden antrifft; es iſt aber, wie geſagt, warm und mit

Bewußtſein warm. Es kennt die Schönheit, die es beleuchtet, und leuchtet lächelnd, ſtolz und froh. Der Macht ſeiner Herrin bewußt, ſpielt es nur mit der eigenen und ſpart ſie für entſcheidende Momente. Beſchattet und oft in tiefes Dunkel gehüllt von der Wimper, läßt es in Zweifel, ob in der marmornen Höhle eine Gazelle ruht oder eine Löwin, oder vielleicht nur ein einſames Veilchen blüht. Man könnte dicke Bücher ſchreiben über die Augen der Arleſerinnen, über ihr bewußtes und unbewußtes Treiben und Schaffen, über ihre Objectivität und Subjectivität. Ihrer Farbe nach ſind ſie, obwohl oder vielleicht weil auf griechiſchem Boden wohnend, kosmopolitiſcher Natur. Die ſchwarzen, braunen, dunkelgrünen, blauen ſind faſt gleich ſtark vertreten. Ein blaues ſah ich von ſo edlem Leibe getragen, ſo ſanft und tief glühend unter ſtolzer Stirne und dunklem Haare, daß ich an die deutſche Muſe dachte, die Iphigenie in Tauris geſchaffen hat.

Der Mund iſt, wie immer, in vollſter Harmonie mit dem Auge; die beiden ſingen und variiren ſtets daſſelbe Thema wie Dux und Comes in einer Fuge. Mit den ſanft geſchwellten roſigen Lippen, hinter denen untadelige Zähne ſchimmern, mit den feinen Mundwinkeln iſt er klug und ernſt, und lächelnd wie jenes; ſcheint er wie jenes ein ſüßes Geheimniß halb zu verſchweigen, halb zu

offenbaren. Er ſpricht auch mit geſchloſſener Lippe. Das tadelloſe Oval des Geſichtes bedeckt der feinſte Teint, der ſich mit dem ſchönſten engliſchen oder ſchottiſchen meſſen kann; es glüht unter der zarten Haut ſo ſtille und ſanft, daß man Pygmalion's Statue im erſten Augenblicke der Belebung zu ſehen glaubt. Ueberhaupt iſt es, als wäre man von Modellen griechiſcher Statuen, von den Urbildern der Junonen und Minerven, die wir kennen, umwandelt. Den vollendeten Kopf trägt ein ſanft gebogener Nacken auf vollendeter, kräftig einherſchreitender Geſtalt. Die ſchwellenden Bruſthügel blicken wie zürnend auseinander gen Weſt und Oſt, und melodiſchen Ganges ſchwingen ſich die Glieder alle in muſikaliſchen Rythmen.

Die Tracht der Arleſerinnen iſt geeignet, ihre ganze Schönheit im vollſten Lichte zu zeigen. Ein kleines Häubchen bedeckt die nach oben in einen Knoten gewundene Haarflechte und wird von einem breiten Sammtbande feſtgehalten, das ſich um den Kopf ſchlingt, auf der einen Seite durch eine Nadel feſtgehalten wird und maleriſch mit dem Ende auf die Schulter herabfällt. Band und Häubchen zuſammen bilden die vollkommene phrygiſche Mütze. Sie bedeckt nicht das ganze Haar, ſondern läßt auf den Schläfen die braunen oder blonden Scheitel in ihrem ganzen Reichthume ſehen und von den feinen Tinten der Wangen abſtechen. Nacken und Hals ſind ganz

ſichtbar, da das weiße Spitzentuch vorn und rückwärts weit hinuntergezogen iſt; die Bruſt zeigt ihre Form und bewegt ſich frei in dem ſchwarzen Jäckchen, an das ſich ein Rock gleicher Farbe anſchließt, kurz genug, um den länglichen Fuß und die feinen Knöchel ſehen zu laſſen. — Wie lächerlich ſehen die „Damen" mit ihrer Pariſer Tracht neben den ſo einfach geputzten Mädchen aus dem Volke aus! Wie wenig verſtehen ſie ſich auf ihren Vortheil!

Neben ihrer Schönheit iſt noch der Geiſt der „Converſation", den dieſe geſegneten Töchter der Erde beſitzen ſollen, weit berühmt im Lande Frankreich. Sie haben immer Antworten bereit, die zu ihrem ſchönen Munde wie zu den klugen Augen paſſen; auch nimmt ſich die provencaliſche Sprache auf ihren Lippen ſchöner aus als in den Liedern der berühmteſten Troubadours. — Sie ſind ſich aber ihrer Macht bewußt. Man ſehe nur, wie ſtolz ſie einherſchreiten, mit welcher graziöſen Majeſtät ſie die kleinſten Geſchäfte, die niedrigſten Verrichtungen vollführen! Denn nur von Mädchen aus dem Volke oder höchſtens von Töchtern des Bürgers iſt hier die Rede.

Die Magd, die vor der Thüre fegt; das Ladenmädchen, das ein Gefäß aus dem oberſten Schreine herunterholt; die Bürgerstochter, welche Früchte und Gemüſe

im breiten, blätterbedeckten Korbe vom Markte trägt; die Müßigen, die an ihre ſchlanken Krüge gelehnt am Brunnen plaudern oder Arm in Arm über den Platz wandeln: es ſind das eben ſo viele Modelle zu den herrlichſten Statuen, zu den griechiſcheſten Bildern. In ihrem reichſten Glanze ſieht man die Arleſerinnen am Sonntage. Da ſtehen aber auch die Männer in dichten Reihen rechts und links an den Betſtühlen und betrachten die heidniſchen Geſichter, die ſich umſonſt in chriſtliche Andacht zu tauchen ſuchen. Nach der Meſſe ſtellt man ſich vor dem prächtigen Portale der Kirche St. Troffime auf. Die Schönen ſind gnädig genug, ſämmtlich durch dieſelbe Thüre zu gehen, da ſie wiſſen, daß ſich die harrenden Blicke Aller dahin wenden. Sie bemerken es zwar nicht und ſind ſehr ernſt, aber ſie verfehlen die gewiſſe privilegirte Thüre doch niemals. Ebenſo würden ſie es für ein Verbrechen, für eine Unterlaſſungsſünde halten, wenn ſie des Nachmittags nicht auf der Promenade vor der Stadt erſchienen; die armen Reiſenden kommen ja von ſo weit her, um dieſe Promenade zu ſehen.

Trotz dieſer leicht verzeihlichen Koketterie halten die Arleſerinnen ſtreng auf Anſtand und Sitte. Sie wiſſen, wie ungerne guter Ruf bei Schönheit verweilt, und thun das ihrige, ihn an ſich zu feſſeln. Auch iſt das Geſetz der öffentlichen Meinung ſchwer und ſtreng. Wehe dem

armen Geſchöpf, das einen ſchönen Fehltritt thut; die Schande laſtet auf ihm mit mittelalterlicher Schwere. Mein freundlicher Führer zeigte mir ein verhülltes Fenſter, hinter welchem ſeit acht Jahren ein ſolches unglückſeliges Geſchöpf ſein Leben in tiefſter Zurückgezogenheit vertrauert. Nur in dunkler Nacht an der Seite ihrer Mutter wagt es manchmal die ehemalige Königin der Arleſer Schönheiten, ihre Einſamkeit zu verlaſſen und einen Spaziergang außerhalb der Stadt zu machen. Die übrige Zeit verbringt ſie hinter dem dicht verhüllten Fenſter, in ihrer düſteren Stube. Sie war die Schönſte der Schönen, der Stolz Arles' geweſen, und vergaß ſich einen Augenblick. An die Mauer des gegenüberſtehenden Hauſes gelehnt ſah ich traurig hinauf zum Fenſter der armen Märtyrerin der Ehre, vielleicht ihrer eignen Schönheit. Hätte man in dieſem Augenblicke die Leiche eines Heldenjünglings noch aus den Wunden blutend im offenen Sarge an mir vorbeigetragen; hätte ich dort, hundert Schritte von mir, im griechiſchen Theater ein Trauerſpiel des Sophokles ſpielen geſehen, es würden ſich nicht ſo tragiſche Gefühle in mir geregt haben, wie beim Anblick dieſes verhangenen Fenſters.

Ich habe vom Glanze Arleſiſcher Schönheit geſprochen, es iſt Pflicht, von ihrem Fall und Verfall zu reden. Und ſo ſei es denn in Einem Worte geſagt: Ich habe

keine ſchöne Arleſerin jenſeits der dreißig, vielleicht nicht einmal jenſeits der ſechsundzwanzig Jahre geſehen. Die Augen leuchten wohl noch, aber wie magiſche Lichter auf Ruinen; die ſtolze Naſe bleibt immer die ſtolze Naſe, aber rings um dieſen Thurm des hohen Liedes iſt arge Verwüſtung. Die Arleſerinnen verwelken ſchnell, und wie das Bewußtſein ihrer Schönheit ihnen in der Jugend den herrlichen, gebieteriſchen Stolz gab, ſo nimmt ihnen dieſe traurige Erfahrung den Muth, gegen den reißend ſchnellen Verfall zu kämpfen. Auch iſt es ſchwer, mit den heranwachſenden Geſchlechtern zu wetteifern. Sie geben ſich auf und laſſen ſich frühe fallen. Mit etlichen und dreißig Jahren ſind ſie ſchlottrige Königinnen. Ach warum haben dieſe Griechinnen nicht die Gabe der Homeriſchen, die herrlichſte Gabe, von der nur die Poeſie träumen konnte, die Gabe ewiger Jugend!

Alte Leute klagen, daß die Arleſiſche Schönheit überhaupt im Verfalle ſei, ich glaube aber, das ſind die laudatores temporis acti, die es nicht begreifen, warum ihnen die Arleſerinnen von heute nicht ſo gut gefallen wie die vor fünfzig Jahren. So lange ich Arles durchwanderte, ſeine Antiken, Monumente, ſein Muſeum, ſeinen herrlichen Himmel und ſeine lebende Schönheit betrachtete, verließ mich der Gedanke nicht, wie praktiſch es wäre, in dieſer hiſtoriſchen Stadt eine Malerſchule zu gründen.

In einem deutſchen Arles wäre das vielleicht längſt geſchehen.

Du wirſt es mir nicht falſch deuten, daß ich mich bei dieſem Gegenſtande ſo ausführlich verweilt habe. Um die platten Auslegungen derjenigen, die einem wohl erlauben, vor todtem Marmor in Extaſe zu gerathen, jede Begeiſterung für lebendige Schönheit mit Fleiſch und Blut aber methodiſtiſch verdammen, um die kümmere ich mich nicht. Du wirſt Dich nur an die Verſe Hebbel's erinnern, die wir einander oft citirt haben:

Schönheit, wo ich dich erblicke,
Huldige ich deinem Licht,
Und wie ich mich ſelbſt erquicke,
So erfüll' ich eine Pflicht.

Den 12. Juni 1851.

Ein epikureiſcher Reiſender, habe ich jetzt eine neue Erfindung gemacht, wie ich Arles auf raffinirte Weiſe genießen kann. Ich betrachte es faſt nur noch im Mondſcheine. Unter Tages ſitze ich meiſt zu Hauſe und leſe ſüdfranzöſiſche Geſchichten, wenn es aber ſtiller wird in den Gaſſen und der volle Mond über die Alpinen heraufzieht, mache ich mich auf, um all' die Trümmer und Reſte, die ich in leibhaftigem Sonnenſcheine geſehen, von den Schleiern des Mondes verhüllt auf's Neue zu

betrachten. Dieſe provencaliſchen Schleier ſind ſehr durchſichtig, der provencaliſche Mond iſt nur eine wohl temperirte Sonne — die Nacht ein blauer, mit Sternen geſchmückter Tag. Soeben, es iſt bald Mitternacht, komme ich aus den Gängen des Kloſters St. Trophim zurück, wo ich zwei herrlich einſame Stunden zugebracht habe. Es iſt ein wunderbares Kunſtwerk. Ein franzöſiſcher Schriftſteller ſagt von ſeinen Gallerien: Wenn es wahr iſt, daß die Mauern Troja's beim Klange der Lyra, ſo iſt dieſes Haus bei den Harmonien der Orgel, beim Dufte des Weihrauchs gebaut worden. — Der Mann hat ſich gut ausgedrückt. Das Gebäude iſt luftig ſchön und unfaßbar, faſt unkörperlich wie Harmonien und Weihrauchdüfte, und verhält ſich zu den Antiken wie die Orgel zur Lyra. So begegnet man in Arles dem Griechenthum, dem Römerthum und den ſchönſten Blüthen chriſtlichen Mittelalters.

Der Kloſterhof von St. Trophim iſt ein regelmäßiges Viereck, das von vier Gallerien, die ſich in Winkeln aneinanderſchließen, gebildet wird. Die vier Gallerien oder Gänge, leiſe, unmerklich von einander im Style abweichend, ſind höchſte Meiſterſtücke mehrer Jahrhunderte. In jedem Winkel befindet ſich ein ſtarker Pilaſter, der ganz aus zwei Statuen beſteht, die mit den beiden hier zuſammenſtoßenden Gängen Fronte machen. Zwiſchen

dieſen zwei Hauptpilaſtern befinden ſich auf jeder Seite in gleicher Entfernung von einander und von den Eckpilaſtern rechts und links zwei andere, welche mit jenen die Hauptwölbung der Gallerien tragen. Und wieder zwiſchen allen dieſen Pilaſtern läuft eine Reihe kleiner, unendlich zierlicher Säulchen hin, die paarweiſe auf der Breite der unteren wenig erhöhten Mauer aufgeſtellt ſind und mit ihren Capitälen die kleinen Bogen tragen, die ſich von einem Säulchenpaar zum andern lieblich ſchwungvoll fortwölben. Alle Capitäle ſind von Skulpturen bedeckt. Die Säulchen, die Skulpturen an den Capitälen, die Kleezüge, die Statuen, die Pilaſter — Alles iſt mit bewunderungswürdigem Geſchmacke vertheilt, ausgearbeitet und zu einem harmoniſchen Ganzen zuſammengeſtellt.

Hier in der einen Gallerie herrſcht noch der romaniſche Styl, aber immer und überall ſieht man ſchon die Keime des gothiſchen, die durchzubrechen ſtreben — und in der That, dort in dem Gange gegenüber iſt er bereits als vollendete Blume durchgebrochen, während in dem Gange rechts noch die ganze Einfachheit und Naivität der erſten chriſtlichen Zeiten herrſchen, wie ſie ſich in dieſen Ländern noch in den Bauten des achten Jahrhunderts ſpiegeln. Dieſem Gange gegenüber ſteht ſein Widerſpiel; man bemerkt ſchon die Abnahme der gothiſchen Kunſt, die

noch in ihrem Verfalle ſchön iſt und dadurch, daß ſie ſich der Weltlichkeit zu nähern ſucht, wie die Reformation, einen neuen Reiz erhält. Es iſt eine in Stein gehauene Geſchichte des Chriſtenthums, dieſes wunderbare Bauwerk des Kloſterhofes von St. Trophim, aber eine Geſchichte wie ſie im Gedichte lebt. Die vier herrlichen Gallerien, obwohl verſchieden, ſtimmen doch und paſſen ſo harmoniſch zuſammen wie die verſchiedenen Stimmen, mit denen ein Sebaſtian Bach einen cantus firmus umgibt. Wären die alten Meiſter des Contrapunktes Architekten geweſen, ſie hätten ſo gebaut.

Warum lieben es ſogenannte Kunſtkenner und Freunde der Schönheit, ihre Begeiſterung nur für die Antike aufzuſparen und wenden ſich mit einem bornirten Achſeln von Allem ab, was ſpätere, ſogenannte chriſtliche Kunſt hervorgebracht hat? Ich ſage es ihnen zum Trotz: dieſer Kloſterhof von St. Trophim iſt in ſeiner Art ein ſo vollendetes, befriedigendes, wohlthuendes Kunſtwerk, wie die maison carrée in Nimes, die ich anerkennen und zu bewundern weiß.

Von der Höhe der ruinenhaften Mauern bei Tageslicht betrachtet, ſieht der Hof mit ſeinen Säulchen wie ein Blumenkelch mit hundert Staubfäden aus; im Mondſchein iſt es eine ſchöne Gruft. Der Nachtwind in den Bäumen, die über die Mauer ſehen, das Murmeln des

Brunnens im Hofe nebenan, ſind nicht mächtig genug, die tiefe Ruhe zu ſtören, die in dieſen dunklen Gängen auf alle Steine gebreitet iſt. Und wenn es oben ſtürmt, man muß glauben, daß die Stille hier unten ewig und unabänderlich dieſelbe bleibt. Ich ging in der romaniſchen Gallerie auf und ab, der Mond war ſchon vorbeigezogen und tiefe Nacht lag ringsum; mir gegenüber im anderen Gange wandelten zwei Schweſtern vom Orden der dames noires auf und nieder; ſie liſpelten nur, ihre langen Schleier ſtreiften manchmal an die Säulchen, und wenn ſie über den Lichtſtreif, den die Ampel vor der Madonna warf, gegangen waren, waren ſie wie von der Nacht verſchlungen. Ich hörte nur noch ihr Liſpeln, das Lallen des Brunnens, das Säuſeln der Blätter — bis ſie wieder in den Lichtſtreif zurückkommend, die Scene auf einen Moment belebten. — Die dames noires ſind vielleicht die eleganteſten unter allen Frauenorden; ſie tragen ein einfaches, glänzend ſchwarzes Kleid, das die ganze Geſtalt, nicht wie das Gewand der andern Orden, verpackt und unkenntlich macht, ſondern vortheilhaft hervortreten läßt. Den Kopf bedeckt zur Hälfte eine kleine Kapuze, hinter welcher ein breiter Spitzenrand hervorkommt, der das ganze Geſicht glänzend einrahmt. Dieſe Coiffure gleicht dem bekannten Maria-Stuart-Kopfputz. Rückwärts fällt von der Kapuze ein langer

ſchwarzer Schleier herab, der bis an die Knöchel reicht. Bei dieſen Nonnen habe ich die feinſten und gebildetſten Geſichter bemerkt. In ſolcher Umgebung, in ſolcher Beleuchtung und zu dieſer Stunde ſind ſie noch ſchöner zu ſehen. Ich hielt mich zwiſchen zwei Säulchen ſitzend ſo ſtille als möglich, um die beiden Luſtwandelnden nicht zu ſtören, denn hätten ſie mich bemerkt, ſie würden ſich wahrſcheinlich zurückgezogen und ſich ſo um eine traute Stunde gebracht haben, die ihnen lieb zu ſein ſchien. Ob ſie an die Schweſtern gedacht haben, die unter ihrem Schritte überall in den Kloſtergängen begraben ſind? — Ich betrachtete nur ihre ſchönen Profile, die ſich auf der beleuchteten Wandfläche zwiſchen den Säulen wie in einem Rahmen ſcharf abſchnitten, und die ſchlanken Säulchen ſelbſt, die im leiſe flackernden Lichte ſich zu regen und ſanft zu beben ſchienen.

Die Mondſcheinſchwelgereien koſten viel Geld, denn die Alte, der die Aufſicht über die Gallerien anvertraut iſt, läßt ſich mit Recht ihren vormitternächtlichen Schlaf gut bezahlen, beſonders wenn die Kloſterthüre ſchon geſchloſſen und ſie gezwungen iſt, mich durch das Kirchenthor zu entlaſſen, was der armen Frau viele Mühe macht. Dann gehe ich durch den hochgewölbten Dom an den hübſchen Basreliefs vorbei und trete durch eine der Seitenthüren hinaus auf die Treppe des berühmten Portals.

Es iſt romaniſchen Styls, mit vielen bronzirt ausſehenden Säulen und einer Unzahl von kleinen Figürchen geſchmückt, faſt könnte man ſagen überladen. Die Figuren, wahrſcheinlich aus dem zwölften Jahrhundert, ſind plump und haben dumme, dicke Köpfe; glücklicher Weiſe ſind ſie ſehr klein und verſchwinden in der Maſſe, wo ſie dann eine Art von Arabesken bilden, die ſich aus gewiſſer Entfernung nicht übel ausnehmen. Auch hier merkt man ſchon den Uebergang aus dem romaniſchen in den gothiſchen Stil; unmerklich, noch ſchüchtern, läuft der Bogen in eine Spitze aus. Das Granitſäulchen, das den Eingang in zwei Hälften theilt, ſieht faſt antik aus und iſt vielleicht das ſchönſte Glied dieſes, meiner Meinung nach viel zu berühmten Portals.

Bei Betrachtung des alten Obelisken aus Granit, der ſich nahe dem Portal in der Mitte des großen Platzes erhebt, leiſtet der Mond dem Wanderer einen guten Dienſt, wenn er ſich dicht in Wolken hüllt. Der Obelisk iſt ſo häßlich, ſo nichtsſagend, als nur ein Obelisk ſein kann. Man ſträube ſich dagegen ſo viel man will, dieſe Antiquitäten haben nur einen antiquariſchen Werth, und ganz und gar keinen andern. Eine dumme Nadel, ein rieſiger Zahnſtocher — was iſt ein Obelisk anders? — Ein Zuckerhut hat ſchönere Formen.

Vom Obelisk fort wandere ich, immer im Mond-

ſcheine, an der Arena vorbei, durch kleine enge Gäßchen dem Ende der Stadt zu, um auch dem „Theater“ einen Beſuch zu machen. Griechen haben es gebaut, um ihren Landsleuten in Arles, zugleich den Barbaren das Vergnügen griechiſcher Trauerſpiele zu bereiten. Sie trugen ihre ſchönen Götter überall hin mit ſich. Die Römer bauten Arenen für Thier- und Gladiatorenkämpfe, die Hellenen Bühnen für Sophokleiſche Tragödien. Das iſt der Unterſchied. Mitten unter zertrümmerten Quadern, Reſten der unzähligen Sitzreihen, erheben ſich nur noch zwei intakte Säulen aus dunklem Marmor und korinthiſcher Ordnung. Sie waren ein Theil der Scene und laſſen auf die entſchwundene hohe Pracht ſchließen. Aber wie unharmoniſch paßt das Thor dort in Weſten zu dieſen Säulen, zu dieſem ſchönen Halbkreis, zu dieſer Anmuth, die noch über die Trümmer wandelt — iſt es nicht ſo maſſig, ſchwer wie das Thor einer römiſchen Arena? — Wohl iſt es auch von Römern gebaut.

Zwiſchen den Quadern wuchert hohes Unkraut, um die prachtvollen Säulen ſchwirren Fledermäuſe, die dunklen Gäßchen ringsumher münden wie ſchwarze Bäche in das weißſchimmernde Baſſin des Theaters, und wo das Händeklatſchen von Tauſenden entzückter Griechen und zum Schönen bekehrter Barbaren erſchallte, dehnt ſich traurige, ſchaurige Todtenſtille. Den armen Erbauern

dieſes Schönheitstempels, wie muß ihnen im Grabe oder in der Urne zu Muthe ſein, wenn ſie es wiſſen, daß ihre Säulen, Frieſe, Metopen geplündert und verſtümmelt wurden, um chriſtliche Kirchen zu ſchmücken?

Den 13. Juni 1851.

Es iſt Sonntag. Zwiſchen dem Schauſpiel in der Kirche, welche von der männlichen einheimiſchen und fremden Bevölkerung, wie ich ſchon früher geſagt habe, nur aus purer Weltlichkeit beſucht wird, und zwiſchen dem nachmittägigen, ähnlichen Schauſpiele auf der Promenade hatte ich gegen Mittag vor meinem Fenſter ein anderes, minder erfreuliches. Es iſt hergebracht, daß am Sonntage die armen Leute aus der Umgegend, beſonders aus dem ſterilen Gebirge hier zuſammenſtrömen, um ſich für die kommende Woche an Arbeitsgeber zu vermiethen. Die Proprietärs der Stadt und der nahen Camargue wiſſen ſo, wo ihre Arbeiter zu ſuchen. Dieſe ſetzen ſich während und nach der Meſſe auf die breite Erhöhung in der Mitte des Forums und warten da, geduldig harrend, ob ihnen ein günſtiges Geſchick einen gutzahlenden Reichen zuführe. — Traurig und ergeben ſaßen ſie da. Sie erinnerten mich nicht eben an einen Sclavenmarkt, aber in Verbindung mit dem römiſchen Forum mahnten ſie mich

an die Angeklagten, die in ſchlechten Kleidern, das Mitleid ihrer Richter mit ſtummen Blicken anflehend, auf dem öffentlichen Markte ihr Urtheil erwarteten. Nach der Meſſe kamen gemach die Proprietärs an; die Unterhandlungen begannen, es wurde belebter, und nach und nach verloren ſich die Arbeiter, die ihren Handel abgeſchloſſen hatten. Nach Mittag ſchlichen nur noch wenige mit traurigen Geſichtern auf und nieder und warteten immer und ſahen mit hoffendem Blicke den Zugängen des Forums entgegen, während luſtige Gamins den Ball ſchlugen, über das Seil ſprangen und hundert Poſſen trieben. Auch dieſe Gamins trugen zerriſſene Kleider und ſchienen dem Elende nicht ferne zu ſtehen, aber ſie hatten nicht Weib und Kinder zu ernähren; — aber ſie ſind jung — ſo jung, daß ſie ſich eben ſo wenig um die Arbeits- und Brodloſigkeit ihrer Brüder als um die in dieſer Stunde vor der Stadt ſchaarenweiſe luſtwandelnden Schönheiten Arles' bekümmern. — Das Forum heißt auch place des hommes, und in der That ſind auf dieſem Platze faſt nur Männer, die ihre Geſchäfte abmachen, zu ſehen. Selten, daß eine weibliche Geſtalt über ſein längliches Viereck huſcht.

Nach Mittag ein Spaziergang nach den eliscamps, oder champs elisées, ungefähr eine Viertelſtunde vor der Stadt. Wenige Städte der Welt haben ſo intereſ-

ſante Grabmäler aus den erſten chriſtlichen Jahrhunderten. Die ſchönſten Särge ſind zwar in das Arleſer Muſeum auf der place de l'hôtel de ville gebracht, aber es blieb genug übrig, um dem Fremden etwas Erſtaunenswerthes, Schauderhaftes, in ſeiner Art ganz Neues zu zu zeigen. Zu der Kirche, die ehemals in der Mitte des Begräbnißplatzes gelegen haben mag, führt eine lange Reihe der koloſſalſten Grabdenkmäler und Särge, die zwei-, drei- und vierfach hinter einander aufgeſtellt ſind, und die, je mehr man ſich der alten Kirche nähert, an Zahl wachſen und endlich ordnungslos ein Irrgewinde von Särgen bilden. Alle dieſe Särge ſind koloſſal, als hätten ſie Rieſenleichen beherbergt, aus Stein gehauen, und mit ſo dicken Wänden, als hätte man das feſte Haus des Todes noch befeſtigen können. Ob ſie, Sarg und Grab zugleich, immer ſo auf der Fläche der Erde geſtanden, ob ſie durch eigenthümliche Ereigniſſe oder durch Nachgrabung in's Tageslicht emporgehoben worden? — ich konnt' es nicht erfahren. Nach ihrer Form zu ſchließen, ſtanden ſie, wie die Grabmäler der Alten, immer ſo den Blicken der Lebenden ausgeſtellt, Grab, Sarg und Leichenſtein zugleich. Die Leichen ſind verſchwunden — die Deckel von den meiſten Särgen weggeſchoben; ſo ſcheinen ſie neue Bewohner zu erwarten. Und wie ſie gähnen, indeß das ſchönſte, blühendſte Leben in Geſtalt ſchöner Arleſe-

rinnen zwiſchen ihren Reihen wandelt, iſt das ein Gedanke, der ein wenig fröſteln macht.

Die einen waren mit Schutt gefüllt und eine üppige Vegetation wuchs und blühte aus ihrem Schooße hervor; einige Ziegen, die auf den Särgen wie auf Felsſtücken umherſprangen, nährten ſich davon und tranken das Waſſer, das ſich in dieſen Trögen geſammelt hatte. Iſt das die ganze Metempſychoſe? — Ich dachte an die Worte des Dichters, die ich ſo überſetze:

Nein, Särge ſind nicht Chryſaliden,
Bleib' ferne mir mit ſolchem Wahn;
Nur Ruhe ſuch' ich, Schlaf und Frieden;
Doch wären Flügel mir beſchieden,
Um meine Hoffnung wär's gethan.

Das Leid — ich könnt' es wieder tragen,
Verlieren neu, was ich verlor.
Doch der Gedanke macht mich zagen,
Daß ich das Glück aus ſchönſten Tagen
Erfahren ſolle wie zuvor.

Die Kirche am Ende des langen, mit Särgen beſetzten Ganges iſt ſo ſehr von Schling- und Mauerpflanzen bedeckt, daß ſie ſelbſt aus geringer Entfernung einem Hügel gleicht, auf den ihr Thurm mit ſeinen runden Bogenfenſtern wie ein Tempelchen aufgeſetzt iſt.

Nach und nach verliefen ſich die Luſtwandelnden, und dieſes Ortes würdige Stille lag auf den Särgen allen.

Nur in den Cypreſſen hinter der Kirche wurde es lebendiger, je tiefer die Sonne ſank. Es ſangen die Nachtigallen.

Je länger man Arles kennt, deſto lieber gewinnt man es, denn es gewährt die eine herrliche, unbezahlbare, unſchätzbare Gelegenheit, ſich zu vertiefen. Der Geiſt aller Geſchichtsepochen, der der neuen und neueſten aber am wenigſten, weht hier, faſt mit Augen ſichtbar, mit Händen ergreifbar. Man braucht kein Lobredner der guten alten und Verächter der neueren Zeiten zu ſein, um ſich manchmal mit beſonderer Luſt in die Vergangenheit zu verſenken. Das Schöne, dem wir dort begegnen, gewährt Genuß an ſich; die traurigen, rohen oder barbariſchen Stellen erſcheinen in guten Momenten wie in den Felſen gehauene rauhe Treppen, die am Ende doch auf den ſonnigen Gipfel und in das oben wartende Parthenon führen, ohne daß man im Geringſten ein Famulus Wagner zu ſein braucht, der ſich freut, „wie man's am Ende ſo herrlich weit gebracht hat". Und, mit Einem Worte, um mich deutſch auszudrücken, man hat einmal die Freude, objektiv ſein, betrachten zu dürfen. Aber nur die Natur und nur die Geſchichte, die ſchon ihr Epitaph hat, bieten und erlauben das.

Arles gleicht im Anfang mancher mittelalterlichen Chronik. Noah, Troja, Ulyſſes, der Zauberer Virgilius,

die heilige Jungfrau, Plato, die Kirchenväter, König Salomo, Aristoteles, Juden, Heiden und Christen, alles Schöne, Abenteuerliche und Unglaubliche kommt da im Misch-Masch vor, und zeigt deutlicher als gelehrte und wohl systematisirte Weltgeschichte, welch' ein buntes Gewebe die Welt und ihre Geschichte gewesen und noch sei. Man wandelt hier aus einer Zeit in die andere, und wie die Monumente eins auf die Grundsteine des andern, oder aus den Trümmern längst vergessener gebaut sind, wird einem die Construction des Gedankenbaues, deren äußerer Ausdruck nur jene sind, klar, und man ahnt, wie er die Welt „im Innersten zusammenhält".

Das Museum mit seinen Aschenurnen, Thränenfläschschen, griechischen Göttinnen, römischen Imperatoren, christlichen Sarkophagen, bis herab auf die schlechte Büste Lamartine's ist ein Arles im Kleinen.

Es befindet sich in einer alten Kirche auf der place de l'hôtel de ville, gegenüber dem Obelisken und dem Portale von St. Trophim. Sein größter Schatz ist ein weiblicher Kopf, der Rest einer lebensgroßen Statue, die eine Venus vorgestellt haben soll. Andere nennen sie auch eine Diana und behaupten, daß die zwei Löcher, die man über ihrer Stirne entdeckt hat, den Halbmond getragen haben. Welcher der beiden Göttinnen er immer angehört haben mag, er ist der einen wie der andern

würdig, ja man könnte, um ihn nach Verdienſt zu preiſen, behaupten, er vereinige die Schönheit, den Reiz der beiden Göttinnen in ſich. Ach, wenn er nur eine Naſe hätte! Die Venus von Milo, geſchweige die Mediceiſche, wäre beſiegt, obwohl der ganze Götterleib verloren und nur noch Kopf, Hals und eine Schulter übrig ſind. Es gibt im Süden Hunderte von Antiquaren, die in dieſen armen Reſt verliebt ſind und von Auffindung der mangelnden Naſe wie von Erfüllung eines theuerſten Wunſches träumen. Auch hat man ſchon in der That mancherlei Ausgrabungen zu dieſem Zwecke veranſtaltet, aber immer vergebens. An eine Reſtauration denkt man nicht, und mit Recht. Denn kein Künſtler würde es wagen, eine dieſer Stirne, dieſer Wangen, dieſes Kinnes, dieſes Mundes würdige Naſe liefern zu wollen. Nur dieſes Kopfes wegen kehrte ich immer und immer wieder in's Muſeum zurück, bis ich bemerkte, daß auch mich die fixe Idee von der Naſe, von ihrer Auffindung, vom Unglück ihres Mangels zu ergreifen begann und ich wegblieb, um nicht zu werden wie jene Antiquare und ewig und ewig an eine fehlende Naſe zu denken. Nichts hat eine ſchauerlich überwältigendere Macht über uns, als das unvollendete oder verſtümmelte Schöne.

Die von Skulpturen, Bas- und Hautreliefs bedeckten Sarkophage, die aus den Elis-camps in's Muſeum ge-

bracht worden und aus den ersten christlichen Jahrhunderten herrühren, zeigen, daß die Römer (die Arleser nannten sich noch unter den Gothen so) auch vom Christenthum ihre Prachtliebe nicht unterdrücken ließen, aber auch, daß es ihnen bereits an griechischen Künstlern fehlte, um dieser auf schöne Weise zu genügen. Die Prachtliebe ist noch die heidnische, die über den Tod hinausgeht, aber die Kunst an diesen Särgen ist schon eine neue, in Kindheit lallende, unbeholfene, und, wie man zu sagen pflegt, „naive". Nur wenige Jahrhunderte vor diesen Särgen kann jene Venus geschaffen worden sein — und welch' ein Unterschied bereits zwischen der Kunst, die jene und der Kunst, die diese hervorgebracht. Ein Unterschied wie zwischen Plato und Origines.

Bemerkenswerth in diesem Museum sind noch die „Tänzerinnen", Skulpturverzierungen, vom antiken Theater zu Arles herrührend. Die Köpfe fehlen, aber die Leiber schwingen sich anmuthsvoll im Tanze, der Glieder herrliches Ebenmaß tritt bei jeder Bewegung schön und reizend hervor, die Gewande fliegen — Alles an diesen todten, kopflosen Trümmern lebt und tanzt und freut sich des Lebens. Wenn sie noch Köpfe hätten, ich glaube, sie wü.den singen.

Auffallen müssen die antiken Altäre, deren mehrere im Museum aufgestellt sind. Es sind, nach ihrer Klein-

heit zu ſchließen, offenbar Hausaltäre, aber mit welchem Geſchmack, mit welch' edler Einfachheit und doch wie reich verziert ſind ſie gebaut. Einer derſelben wurde, wie die Inſchrift ſagt, von einer Freigelaſſenen errichtet; keine devote Königin verwendet heute ſo viel Geſchmack und ſo viele Koſten auf ihren Betſchemel wie jene freigelaſſene Heidin auf dieſen Altar. Dieſer, ebenſo wie die andern, iſt wie ein Piedeſtal, darauf unſichtbar der Gott ſteht, dem er geweiht iſt.

16. Juni 1851.

Wie ſehr man auch Arles mit ſeinen herrlichen antiken Reſten, mit ſeinen Erinnerungen, mit ſeiner lebenden Schönheit lieb gewinnt — am Ende wird einem die Stadt wegen ihres greulichen Mönchs- und Nonnenweſens zuwider. Der Pfaffe herrſcht hier unbeſchränkt und wird von der Pfäffin auf's Gewiſſenhafteſte unterſtützt. Es iſt nicht zu erfahren, wie viele geiſtliche Individuen beiderlei Geſchlechts die Griechenkolonie beherbergt, aber gewiß iſt es, daß nicht der fünfte Theil der ganzen Bevölkerung nicht zu irgend einer von Prieſtern zu prieſterlichen Zwecken geleiſteten Brüderſchaften gehört. Bei Leichenzügen und den häufigen Prozeſſionen ſieht man die langen Schaaren von Penitents bleus, gris, blancs und Gott

weiß, von welchen Farben noch. Alle Mädchen tragen Amuletten und Heiligenbildchen und verschiedene Schaumünzen am Halse. Das sind ebenso viele Zeichen, daß sie ebenso vielen religiösen Gesellschaften angehören, die ihnen alle gewissen Andachtspflichten auflegen, die über die Pflichten eines gewöhnlichen Christenmenschen weit hinausgehen. Natürlich ist Arles legitimistisch. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß es den Bourbonen unbedingt anhängt. Wenn Louis Napoleon heute mit den Priestern einen Bund schließt, so hat er das ganze legitimistische Arles in seiner Tasche, trotz der ganzen Antinapoleonistischen Vergangenheit Arles. Der Unterricht ist hier auf Null reducirt — die Ignoranz allgemein. Die Schulen sind in den Händen der Geistlichkeit, und die begnügt sich damit, wenn ihre Jüngerschaft nur beten und den Katechismus auswendig weiß. Schreiben und lesen wird da natürlich auch gelehrt, aber auf eine Art, daß es der Schüler auf die leichteste Weise wieder vergessen kann. Bevorzugte oder gefährliche Talente, bei denen solche Vergeßlichkeit nicht vorausgesetzt werden kann, sucht man für den geistlichen Stand zu gewinnen. Es ist wahrhaft spanisch.

Morgen verlasse ich die Stadt, die mir trotz alle dem und alle dem lieb geworden ist, um öfter wiederzukehren. Bis jetzt ist es mir noch nicht gelungen, die

Familie aufzufinden, mit welcher Adolph Stahr, wie er in ſeinem trefflichen Buche über Italien erzählt, eine ſo ſchöne Idylle verlebt hat. Ich möchte ihr ſo gerne einen Gruß von ihrem nordiſchen Gaſtfreund beſtellen.

Achtes Kapitel.

Marseille — Griechenthum und Christenthum — Eine Hercules-Mythe — Der Etang de Berre — Reisegrundsätze — Der Hafen, der Handel, das Leben, die Kunst — Die Arbeiterinnen — Glasgow und Marseille — Die Wunder von Notre-Dame de la garde — Schöne Traum- und Rauchpunkte — Papety-Chateau d'If, Myrabeau und Monte-Christo — Wilde Jäger Ricard — Ab nach Aix.

Marſeille, den 3. September 1851.

In Arles ſtieg zugleich mit uns ein ſonderbarer Mann in den Wagen, den ich auf dieſem klaſſiſchen Boden für den Gott Aeolus ſelbſt zu halten alle Urſache hatte. Wahrſcheinlich reiſte er nach Marſeille, um irgend einen modernen Odyſſeus im Angeſichte des Hafens Unannehmlichkeiten zu bereiten. Er trug einen großen Blaſebalg mit ſich, der wenigſtens drei Viertel Manneshöhe hatte, und den er auf beide Handhaben wie auf zwei Füße zwiſchen ſeine Beine ſtellte, ſo daß der Bauch ſich gerade zwiſchen des Mannes Knieen befand, während das Blasrohr gegen das Geſicht gerichtet war. Sobald nun der Mann einige Hitze verſpürte, drückte er mit beiden Knieen an und blies ſich einen kleinen Sturmwind in's Geſicht, ſo daß ſich Haupt- und Barthaare wild bewegten. In unbewachten Augenblicken ſchob er das Rohr ſogar zwiſchen die Weſte und fächelte ſich auch die Bruſt mit Zephyren.

Wie dieß von der Geſellſchaft bemerkt ward, bot er ihr ſein Inſtrument zu gleichem Gebrauche an, und zwar höflicher Weiſe den Damen zuerſt. Doch machte er wenig Glück mit ſeiner Offerte.

Auf dem uns gegenüber haltenden Bahnzuge befanden ſich in verſchiedenen Coupé's wenigſtens fünfzehn Nonnen, die ganz vergnügt und ungenirt in die Welt ſahen und unſere Geſellſchaft muſterten. Es iſt erſtaunlich, welche gewaltige Anzahl geiſtlicher Individuen beiderlei Geſchlechts einem hier auf allen Wegen und Stegen begegnet. Selten nur ſteigt man in einen Waggon, ohne einen Curé oder einige Schweſtern von was immer für einem Orden darin zu finden. Die Männer tragen immer ihre Breviere mit ſich, die Weiber ein koloſſales ſilbernes oder eiſernes Kreuz auf der Bruſt, auch wohl, wenn es zu groß iſt, wie einen Dolch oder ein Schwert im Gürtel.

Während wir längs der Camargue am jenſeitigen Rhoneufer hinfuhren, erzählte mir ein Jäger, der neben mir ſaß — denn ſeit Eröffnung der Jagd im Monat Auguſt begegnet man überall ebenſo vielen Jägern, als man ſeit Eröffnung der Unterrichtsfreiheit Geiſtliche findet — daß er geſtern dort drüben in der Camargue einen Ibis geſchoſſen. Das hörte ſich nun freilich zunächſt wie eine echte Jagdgeſchichte an: in der Folge indeſſen wurde mir aus zuverläſſigem Munde beſtätigt, daß dieſer heilige

Vogel in der That zuweilen das Nil-Delta mit dem Rhone-Delta vertauscht.

Hinter Arles fährt man durch das schönste und fruchtbarste Land; die Weinpflanzungen sind verschwunden, an ihre Stelle aber treten gut angebaute Getreide- und Kleefelder und endlich Wiese an Wiese — ein Anblick, der doppelt erfreut, wenn man aus dem an Wiesen so armen Languedoc kommt. In weiter Ferne treten die wüsten und wildgezackten Alpinen hervor, wie eine sichere und unnahbare Mauer vor einem Paradiese.

Aber die Herrlichkeit des Paradieses hat bald ein Ende. Mit einem Male, wie auf einen Zauberschlag, verwandelt sich das Land in Sumpf; so weit das Auge reicht, nichts als hohes Rohr, darin die Mähder kaum zu sehen sind. Bald wird es noch trostloser. Der Sumpf, der wenigstens grün ist und ein gewisses Leben heuchelt, ist ebenso schnell in eine traurige von Kiesel bedeckte Wüste übergegangen. Die todte Dammerde zwischen den Steinen hat nicht die Kraft, einen gesunden Halm zu treiben; höchstens bringt sie jene eigenthümlichen Haideschwellungen hervor, die wir aus der Heimath der Haidschnucken kennen. Auch diese jedoch sind so ungenießbar, daß sich nicht einmal ein so bescheidenes Thier wie die Haidschnucke damit begnügen würde; nirgend eine Spur von Leben.

Dieß iſt die Ebene des Crau, die vierzehn Lieues im Umfange hat. Sie entſtand, der Sage nach, als Herkules, von den Rieſen im Kampfe bedrängt, ſich nicht mehr zu helfen wußte und zu ſeinem Vater um Hülfe flehte. Da ließ Zeus einen Regen von Steinen fallen, der die Giganten alle erſchlug. Eine einzige kleine Oaſe gibt es in dieſer Wüſte: und die ſoll ein Pole mit dem ausdauernden Fleiß eines Urciviliſators geſchaffen haben.

Endlich verläßt man mit einem Ruck auch dieſe troſtloſe Oede und taucht in die eigenthümlichſte Welt. Wenige Gegenden der Erde mögen dem Vorüberfliegenden ſo viele Abwechslung gewähren als die im Grunde nur ſo kurze Strecke zwiſchen Arles und Marſeille. Der Vielgereiſte wird hier an das Verſchiedenſte erinnert, und ſeine Phantaſie fliegt bald dahin, bald dorthin in die entlegenſten Länder. Soeben glaubte ich aus der Provence nach Lüneburg verſetzt zu ſein, und jetzt, da ich die Haide verlaſſe, wähne ich auf einmal an der Thür des wilden Karſtes zu ſtehen; wie ich aber in dieſe trete und meinen Blick in den Schooß des kleinen Gebirgs ſchweifen laſſe, das ſich aufthut, glaube ich vielmehr einen ſchottiſchen Logh zu ſehen, den Logh fine, Logh long — aber nein, es iſt der ſogenannte Etang de Berre, ein Finger, den das Meer dem Wanderer entgegenſtreckt, ſoweit die Loghs

Arme ſind, welche die nordiſche See, ſtrenger und düſterer, als ein Eroberer, auf's Land legt.

Der Etang de Berre kommt und verſchwindet, bis man endlich längere Zeit an ſeinem Ufer hinfährt und ihn bei Sonnenuntergang mit Muße betrachtet. Ein prächtiger See! Die Berge, die ihn umgeben, ſind zwar aller Vegetation bar, kahl und troſtlos: aber das iſt das Schöne im Süden, daß die Farben und Töne, die Stimmungen, die beſonders zu gewiſſen Tageszeiten auf den Gegenſtänden liegen, Anbau, Vegetation, kurzum Alles erſetzen, was im Norden nöthig iſt, um den Gedanken an die Wüſte zu entfernen. Schon die tiefe, weiche Bläue des Sees hätte genügt, die ganze Härte ſeiner Umgebung zu mildern: aber obenein ſpielten auf dieſen weißen Felſen noch alle die herrlichſten Farben der untergehenden Sonne. Nicht mehr todt, kalkig, nein, brennend ſahen ſie aus; ſie ſtanden wie eine Schaar in weißes, faltiges Gewand Gekleideter da — dann hüllten ſie ſich in einen roſigen Schleierhauch, der ſich nach und nach in ein mildes Violet verwandelte — und endlich in ein tiefruhiges Blau überging. Das ſchönſte Waldland mit allen Mooſen und Zweigen und Vögeln konnte nicht milder entſchlafen als dieſe Wüſte. In der Mitte des Sees trat erſt bei einiger Dunkelheit eine Inſel hervor,

als hätte ſie ſich vor dem Tageslichte verſteckt gehalten und liebte es erſt in der Nacht emporzutauchen.

Ein Tunnel verſchlang uns; vielleicht der größte Tunnel der Welt. Wir fuhren, obgleich ſehr ſchnell, doch über acht Minuten, bevor wir wieder an's Tageslicht kamen. An's Tageslicht? Nein: die Sonne war inzwiſchen untergegangen, und iſt ſie einmal hinunter, wird hier ſchnell Nacht, da ſie in der reinen Luft keine Feuchtigkeit findet, in der ſich ihr Licht nachſpiegeln könnte. Die goldenen Wolken über den Bergen waren plötzlich ſchwarz geworden, die Berge ſelbſt verkrochen ſich: es wurde kühler, man hörte das Rauſchen des Meeres. Als ich auf der Höhe des Omnibus in Marſeille einfuhr, war ſchon Nachtleben überall; der Hauch der großen Stadt wehte mich an, und das iſt wohlthuend in Frankreich, wo die meiſten Provinzialſtädte verphiliſtern und neben Paris einen kleinſtädtiſchen, einen Dilettantengeruch bekommen.

Gleich nach meiner Ankunft machte ich noch einen langen Spaziergang durch große und kleine Gaſſen. Ueberall viel Leben, überall der Kosmopolitismus einer Seeſtadt. Es iſt eben Markt hier; auf dem Platze wimmelt es von Spaziergängern, man hört viel engliſch und italieniſch ſprechen, und ſieht dickbäuchige Türken und nervöſe Araber. Das Volk ſcheint ſehr luſtig. Noch einen Spaziergang am Hafen, um den Wind durch die

Taue pfeifen zu hören, und dann nach Hauſe, wo ich ſpät nach Mitternacht todtmüde die Feder aus der Hand fallen laſſe.

4. September 1851.

Meinem Reiſegrundſatze gemäß, trat ich die Wanderung durch die Stadt allein an, wie ich es immer thue, bevor ich Bekannte aufſuche oder Empfehlungsſchreiben abgebe. Es iſt ein ſo behagliches Gefühl: noch bin ich unbekannt und unabhängig, noch kann ich unbeobachtet unternehmen, was ich will und brauche keinen Cenſor zu ſcheuen. In einigen Stunden werde ich der Zuvorkommenheit eines Gaſtfreundes, einem für mich entworfenen Plane, einer Einladung und vielleicht ſchon der Sitte der Stadt, den Vorurtheilen einer Geſellſchaft oder einer Klaſſe angehören — jetzt bin ich noch frei!

So wanderte ich dem Hafen zu. Das Quartier, das ich paſſiren mußte, iſt ein wahres Babylon. Es beherbergt alle Sprachen und alle Trachten; die orientaliſchen und afrikaniſchen ſind faſt in der Mehrheit. Der Burnus aus Afrika iſt ein gewöhnlicher Anblick; Turban und Fez kann man überall zu Dutzenden haben. Welch ein Leben am Hafen! Hunderte von Schiffen werden aus- und eingeladen, Berge von Kaffeeballen, Millionen grüner Citronen, alle Spezereien des Orients und Occidents

duften einem entgegen. Rings um den Hafen zieht ſich ein breiter Damm, der mit himmelhohen Häuſern beſetzt iſt. Die Parterres ſind von Tavernen und von Magazinen eingenommen, welche letztere die Bedürfniſſe des Seevolkes befriedigen und es ſo maleriſch ausſtatten; da hängen die geſtreiften Jacken, die braunrothen Sack- oder Baskenmützen, die bunten Schärpen und Gürtel. Aus den Tavernen und Tabagieen klingen Lieder in allen Sprachen heraus; man fühlt die Pulſe einer Welt ſchlagen. Jenſeit des Maſtenwaldes erhebt ſich auf kahlem, glühendem Bergkegel das Caſtell Notre-Dame de la garde, weiter gegen das Meer zu das Fort St. Jean mit ſeiner terraſſenartigen Befeſtigung, ihm gegenüber das Fort St. Nicolas, ebenſo ſtark und feſt wie jenes. Gleich zwei ungeheueren Bulldogs liegen ſie an den Pforten des Hafens; gegen ihren Willen kann keine engliſche Waſſerratte paſſiren. Aber noch weit hinaus über das Fort St. Jean läuft ein Hügelzug, weit hinaus in's Meer; ſein letzter Ausläufer ſteht da wie ein vorgeſchobener Poſten, der aufmerkſam die unendliche Fläche beobachtet. Er iſt unbezahlbar, dieſer natürliche Damm; an ihm brechen ſich die Wogen, die der Oſt- und Südwind aufwühlt, und die ſonſt im Hafen wüthen würden; keine Menſchenkunſt hätte ihn ſo feſt zu bauen vermocht, hätte ihn je zu bauen unternommen.

Um St. Nicolas herum biegt man gegen den neuen Hafen. Die Ausſicht wird freier — gegen Süden iſt ſie unendlich, gegen Weſten durch einen vulkaniſchen Gebirgszug begrenzt, der Einem auf die Haut brennt, wenn man ihn nur anſieht. Das Meer iſt von einer ſo tiefen Bläue, daß der Nordländer es für Uebertreibung halten würde, wenn er es ſo gemalt ſähe. Deſto weißer ſchimmern die hundert Segel der aus- und einlaufenden Schiffe auf ſeinem Grunde.

Durch kleine Gäßchen nahm ich den Weg in die Stadt zurück. Alles Leben iſt auf der Straße. Die Gewölbe ſchütten ihren Vorrath hinaus, die Mädchen waſchen, nähen, plätten vor der Thüre; der Handwerker ſitzt mit ſeiner Arbeit auf der Schwelle oder im Fenſter; Hunderte von wandelnden Kaufleuten bieten ſchreiend ihre Waaren aus. Ich habe ein Weib geſehen, das einen Fiſch auf dem Kopf balancirte, der buchſtäblich zwei Mal ſo groß war als ſeine Trägerin. Zahlloſe Omnibus raſſeln auf dem Pflaſter, mit ihnen die Packwagen, die kleinen Karren der Marktweiber, aber wenige elegante Equipagen. Unter den ſchattigen Bäumen des Cours St. Louis, einer Art Pariſer Boulevards, liegen ſchon frühe ſüdliche Faulenzer. In den Gaſſen iſt viel Schmutz: aber — man lache darüber — die ſüdliche Sonne vergoldet und verklärt auch dieſen. Dem Fremden, der mit dem Gedanken an die

Griechen nach Marſeille kommt, iſt es nicht unangenehm, an einer Straßenecke „Gaſſe des Anacharſis," auf einem Schilde „Gaſthaus der Phokäer" und auf einem andern den Namen Timon zu leſen. In der großen Fruchthalle, wo er Feigen und Pfirſiche einkauft und ihn die Verkäuferin freundlich nach ſeinem Vaterlande fragt, denkt er an die Fruchtverkäuferin des Theophraſtus und an ihr: „O Fremdling!"

Aus der Fruchthalle tretend, ſah ich das Muſeum neben mir, und ich konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, mein Empfehlungsſchreiben an den Director daſelbſt abzugeben. So kam ich denn in die Kunſt, bevor ich das Leben kennen gelernt. Die Niederländer ſind hier am beſten vertreten. Ein echter Rubens, „die Jagd," eines der kräftigſten Bilder des Meiſters, was viel ſagen will. Uebrigens die bekannten Geſtalten. Ein anderes, „die Auferſtehung Chriſti," zeigt Rubens in ſeiner vollen Zeitlichkeit, oder ſo zu ſagen, Irdiſchheit. Da iſt keine Verhimmelung, keine Engelei, keine Heiligkeit, keine beſonderen Lichter — Alles menſchlich, irdiſch und fauſtſtark. Chriſtus mit einem Panier in der Hand, das er wie eine Lanze hält, tritt mit einem großen Schritte und etwas wilder Geberde aus dem Grabgewölbe, als träte er aus einem Gefängniß. So ſchreitet er auf die Wächter los; und keines Wunders bedarf es, daß ſie vor ihm er-

ſchrecken, auf das Antlitz fallen oder auf und davongehen. Seiner würdig iſt das Bild ſeines Schülers Jourdans. „Chriſtus mit den Apoſteln im Kahne.“ Der Meiſter ſitzt im Vordertheile des Schiffes und predigt den Jüngern; ſie hören ihm mit mehr oder weniger Andacht zu, Manche ſitzen gemächlich da wie flämiſche Bauern; ſie heucheln nicht und empfindeln nicht, aber wenn es dazu kommt, etwas zu thun oder zu leiden, wird das Wenige, das von den Worten des Lehrers in Ohr und Herzen hängen bleibt, hinreichen, ſie an ihre Pflicht zu mahnen. Der nackte Kerl, der das Schiff führt, iſt ein wahrer Rieſe und ſtößt ſo gut, daß man den Kahn in Bewegung ſieht. Nirgends eine Spur von Convenienz; natürliche Grobheit neben natürlicher Grazie, kecke Zeichnung und breite Malerei, in Allem ein Charakter, eine Perſönlichkeit. Dann iſt noch ein Vandyk da, dem man glauben muß, daß er wirklich einer iſt: die Studien zu ſeinem „Grafen Stafford,“ und endlich ein unausweichlicher Snyders mit ſeinen Fiſchen, Melonen, Braten u. ſ. w. u. ſ. w. Seine Bilder machen ſatt, anſtatt den Appetit zu reizen.

Vom Muſeum kam ich wieder an den Hafen. Es war Mittag geworden. In der Nähe der Kirche St. Victor ſaßen an zweihundert Mädchen, gruppirt oder einzeln, im Kirchenſchatten, auf Schwellen, in Vorhäuſern, und verzehrten ihr Mittagsmahl. Wahrſcheinlich Arbeiterinnen,

die in den großen Hafenmagazinen mit Einpacken und Aſſortiren, oder in der benachbarten Tabackfabrik beſchäftigt ſind. Sie mahnten mich an Glasgow, wo man ebenfalls ſo große Schaaren junger Arbeiterinnen zu gewiſſen Stunden in den Gaſſen ſieht. Aber doch welch' ein Unterſchied! Jedes dieſer Mädchen hier in Marſeille hat ſein Körbchen mit den beſten Früchten, Melonen, Feigen, Pfirſichen, Weintrauben angefüllt; dazu das blühendſte Brod, den köſtlichen Käſe von Roquefort, die Arleſer Wurſt und eine Flaſche rothen Weines. Die von Glasgow nagen an einer Brodkrume; auch im Anzuge, ſogar in Schmuckſachen ſieht man die Aiſance der Marſeiller Arbeiterinnen. Die in Glasgow ſind in Lumpen gehüllt. Ein gewiſſes diſſolutes Leben ſieht man auch hier dieſen Mädchen an: aber bei den wohlgenährten Südländerinnen ſcheint die Folge höchſt freiwilligen Entſchluſſes, was bei den Celtinnen des Nordens Wirkung des Elends iſt.

Abends.

Die Rue d'Aix, der Cours St. Louis, die Rue de Rome (eine kleine Oxfordstreet) bilden zuſammen einen impoſanten Straßenzug, welcher die Stadt in gerader Linie von Nordweſt gegen Südoſt durchläuft. An dem einen Ende ſchließt ihn der Triumphbogen, am andern

ein koloſſaler Obelisk. An dieſem vorbei gelangt man in eine von Bäumen und Häuſern ſchön bepflanzte Gegend außerhalb der Barrière, welche den ſpaniſchen Titel eines Prado führt. Trotz der Schönheit dieſes Parkes verläßt man ihn doch gern, um ihn mit der Allee zu vertauſchen, die gerades Wegs zum Meere an den Golf von Mordan führt. Rechts und links reihen ſich die comfortabelſten Landhäuſer an einander, die beſſer als die Stadthäuſer von der großen und vielverbreiteten Wohlhabenheit Marſeille's einen Begriff geben. Da ſieht man die prächtige ſäulengetragene Villa neben der noch anſpruchvollern Schweizerhütte; ein Banquier hatte ſogar die Grille, ſein Landhaus vollkommen in der Form einer gothiſchen Kirche, mit Spitzbogenfenſtern und Thüren, mit Thürmen und Roſetten zu bauen.

Die Allee wird vom Meere plötzlich abgeſchnitten. An ihrem Ende thut ſich die herrliche Ausſicht auf den Golf von Mordan auf. Vulkaniſche, wild zerriſſene Berge ſtrecken ihre Arme in einem weiten Halbkreiſe gegen Südoſten aus. Im Weſten wird der Golf von den Marſeiller Vorgebirgen, von den trois frères der Inſel If, mit ihren zwei Nachbarinſeln, und von den Bergen des Sees von Berre abgeſchnitten. Im Südoſten wagt ſich ein vom Vorgebirge abgelöſter Felſenkegel ſogar weit hinaus in's Meer, ſo daß ſich zwiſchen ihm und den Riffen

des Ufers eine dunkle Straße aufthut, welche wie der Okeanosfluß in die Unterwelt zu führen ſcheint. Aber dieſer wilde Rahmen ſchließt ein Bild voll heiteren Friedens ein. Am Fuße der zerhackten und gezackten Felſen liegen freundliche, mit ihren weißen Häuſern weit hinausſchimmernde Dörfer, erheben ſich einzelne prächtige Villen, ſtreckt eine üppige Vegetation ihre grünen Arme über das Ufer hinab bis in die dunkle Fluth und drängt mit freundlicher Gewalt die Dünenbänke von ihrem Stillleben zurück. Auf den kahlen Felswänden begegnen ſich die Reflexe des blauen Himmels und des noch blaueren Meeres, die zitternd in einander ſpielen und die Abhänge mit Tinten bedecken, welche ein reiches, bewegtes Pflanzenleben täuſchend nachahmen.

In dieſem Augenblick wird mit vieler Kunſt und großen Koſten an einer Straße gebaut, welche vom Golfe längs des Ufers, um die Vorgebirge biegend, nach Marſeille zurückführen ſoll. Der Umweg iſt groß, aber er wird lohnend. Was kann es Angenehmeres geben, als in offenem Wagen, vom Abendwinde angeweht, bei leuchtendem Meere allen dieſen Windungen des Felſenufers zu folgen und ſo langſam als möglich dem Geſauſe der Stadt entgegenzufahren, während von Ferne der Leuchtthurm ſein weißes Licht, die verſpäteten Schiffe ihre Lieder, die nachglühenden Wolken ihre Blitze herüberſchicken? Ich

folgte dieſem neuen Wege; rechts Gärten und Landhäuſer, links mir zu Füßen das murmelnde Meer, dem hier und da ein kleiner Bach entgegenrauſcht. Aber nach einer halben Stunde wurde meine Wanderung von geſprengten Felsblöcken, Maſchinen, Balken und dergleichen abgeſchnitten; ich ſtand auf einem Vorſprung hoch über der Fluth — der Weg führte nicht weiter. Mit Mühe kletterte ich das zerbröckelte Geſtein hinauf und verlor mich zwiſchen ſtillen Gartenmauern, offenen Weideplätzen, kahlen Hügeln, ſteinigen Schluchten und Thälern. Mein Führer war das von ſteiler Höhe herabwinkende Fort Notre-Dame de la garde; in Eile erreichte ich es, bevor die Sonne untergegangen war.

Die Kapelle von Notre-Dame de la garde iſt eine der begnadetſten des Landes und von den Frommen am meiſten beſucht. Die Madonna über dem Altare, die Arbeit eines Marſeiller Künſtlers, iſt aus getriebenem Silber und thut ſehr viele Wunder. Die „ex-voto,“ welche als Abbildungen verſchiedener geheilter Glieder, glücklicher Entbindungen, überſtandener Krankheiten, furchtbarer doch ſchadlos vorübergegangener Meerſtürme im buchſtäblichen Sinne des Wortes alle Wände der Kapelle bedecken, geben Zeugniß von der unausgeſetzten Wunderthätigkeit dieſer Madonna. Doch hielt ich mich bei dieſen Mirakeln nicht lange auf, bezahlte ſie gläubig mit fünf

Sous und eilte hinaus, um das natürliche Ereigniß eines Sonnenunterganges auf dem mittelländiſchen Meere nicht zu verſäumen. Als ich auf die Platform trat, lag die Sonne ſchon als ungeheuere Kugel auf dem äußerſten Rande des Horizontes. Hafen und Stadt deckte bereits webende Dämmerung; die Leuchtthürme waren entzündet. Ueber der Bläue des Meeres zitterte ein bräunlicher Schleier. Aber die Spitzen der Berge leuchteten, und die Kuppen, die gleich einem gewaltigen Candelaber die Sonne in ihren Armen feſtzuhalten ſcheinen, ſprühten und brannten wie weißglühendes Metall. Langſam begann nun jenes gewiſſe Rücken und Sinken des großen Erleuchters; die Strahlen verloren ihre Kraft, man konnte dem Scheidenden ruhig in's Angeſicht ſchauen, das unverhüllt dem Zurückbleibenden lächelte. Endlich lag ein ſchmaler Kranz wie ein Golddiadem auf dem höchſten der Berghäupter — und endlich verſchwand auch er. Die Sonne verſank und in dieſem Augenblick flogen nach rechts und links, wie zwei purpurne Schlangen, die tiefgetränkten Lichtſtreifen hin am ganzen weſtlichen Horizont; ſie blitzten auf und verbreiteten ſich als dunkelglühende Abendröthe über das halbe Firmament. Ein leiſer Wind erhob ſich, und ſanft liſpelte und murmelte das Meer, wie ein Kind im Einſchlafen. — Es entſchlief und Nacht lag rings umher. Aus der Stadt herauf zog ein dumpfes Rauſchen; die

Lichter wurden angebrannt, die Glocken begannen zu läuten.

Der öde Weg von Notre-Dame de la garde war belebt von allen dieſen Tönen; in der Nähe des Hafens kamen mir Schaaren von Mädchen ſingend und lachend entgegen. Ich ſprang in einen Kahn und fuhr nach dem chineſiſchen Palaſte, dem Fort St. Nicolas gegenüber. Auf allen Schiffen ging es ſo häuslich her wie am heimiſchen Herde. Das Schiffsvolk ſaß am Tiſche gereiht und aß und trank; franzöſiſche, engliſche, deutſche, griechiſche Lieder ertönten von allen Seiten. Die Waſſer waren ſtill; mein Kahn fuhr leiſe dahin.

Es gibt gewiſſe Punkte in der Welt, die von der Vorſehung eigens für kafeetrinkende Cigarrenraucher geſchaffen ſind, z. B. das Café Tommaſo in Trieſt; die Bänke vor der Boutique des Sorbetverkäufers auf der Riva dei Schiavoni in Venedig; die Terraſſe des Poſthotels in Varenna, mit dem Blick auf beide Arme des Comerſees; der Garten der drei Kronen in Vevey, mit der Ausſicht auf den Leman, auf das Rouſſeau'ſche Meillerie und in das Thal von Wallis; in Paris das Café de la Rotonde im Garten des Palais national; in London die Terraſſe von Adelaide-Hotel über der Themſe und Londonbridge; in Deutſchland die Brühl'ſche Terraſſe und in Marſeille der Balcon des Chineſiſchen Hauſes, der ſoge-

nannten Maison Isnard. Was kann es Süßeres geben als, die ungeſetzliche Cigarre im Munde, den duftenden Mokka vor ſich, ſo gedankenvoll-gedankenlos da zu ſitzen, ganz ſo wie der beturbante Orientale neben mir, und hinabzuſehen auf dieſen hercyniſchen Wald von Maſten, auf das bunte Schiffsvolk in ſeinen Schatten, auf die ſanftbewegte Welle, die träumend an die Rippen der Rieſendampfer plätſchert; auf das ſtille Fort St. Nicolas mit dem melancholiſchen Factionär, der mechaniſch wie ein Pendel auf der Mauer hin und wieder wandelt und deſſen Bajonnet im Mondſchein blinkt, und endlich auf die ſchwarze Unendlichkeit, die man das Meer nennt?! Heitere und traurige Gedanken, aber beide ſanft lächelnd und in die Zukunft ſehend, ziehen Hand in Hand, ſonderbar gepaart, vorüber und verſchwimmen körperlos mit dem Murmeln des Meeres, mit den Liedern des Hafens, mit dem Duft des Mondſcheins, mit den Nebeln der Berge.

„Ob auch die Jahre weiter ziehn,
Die Träume ſind geblieben;
Und dann — ob auch die Träume fliehn, —
Es bleibt das Lieben.“

Zwei blonde, deutſche, ſehr liebenswürdige Jünglinge, wahrſcheinlich Handlungsbefliſſene, ſtörten mich auf höchſt unangenehme Weiſe aus der Gemüthlichkeit dieſes gedankenloſen Zuſtandes. Sie ſprachen ein ſchändliches Fran-

zösisch und doch, wenn man ihnen gedroht hätte, das Fort St. Jean an ihren Hals zu hängen und sie in's Meer zu versenken, wo es am tiefsten ist, es wäre kein deutscher Laut aus den Kerlen herauszubringen gewesen! Ich zahlte meinen Kaffee, murmelte einige echt deutsche Flüche und ging voll unpatriotischer Gedanken heimwärts.

5. September 1851.

Auf einem breiten Stuhle sitzt die große Gestalt des heiligen Josephus. Haupt- und Barthaar sind grau, die Züge von der Sonne gebräunt, von Jahren und Erfahrungen gehärtet; ein sinnender Ernst sitzt auf den buschigen Augenbraunen; ein weißes, faltiges Gewand deckt die kolossalen Glieder. Ihm zwischen den Knieen steht das kleine Christuskind, ein Proletarierjunge mit etwas dickem Kopf und knochiger Stirn, aber feinen Lippen und durchsichtigem Blick. Es hebt die Hand auf wie zum Segen, und da es nach vorn schreitet und auf der untersten Stufe des Bildes steht, ist es, als wollte es aus der gemalten Traumwelt plötzlich und mit einer gewissen wilden Gewalt in die wirkliche, irdische hineintreten. Das ist keiner jener vielen gemalten Heilande, die sich von der Erde wegsehnen und jeden Augenblick die Himmelfahrt zu unternehmen drohen: dieser Heiland hat eine umgekehrte Sehnsucht. — Dieß in schlechten und

kurzen Worten die Beſchreibung eines Altarbildes, das ſich in einem alten Gemäuer zu Marſeille befindet. Das alte Gemäuer heißt die Kirche St. Victor und iſt ein Reſt der Abtei gleiches Namens, die in der franzöſiſchen Revolution zerſtört worden. Der Maler dieſes herrlichen Bildes aber heißt Dominik Papety.

Ich ſage es meinen deutſchen Landsleuten nur vertraulich in's Ohr: — ſie bilden ſich viel zu viel auf ihre Bekanntſchaft mit aller Welt ein. Das Beſte und Schönſte, das die Fremde hervorbringt, entgeht ihnen oft über dem ſchreienden, zudringlichen Mittelmäßigen. Die Scribe's und Dumas', welch' ein gewaltiges Publikum haben ſie jenſeits des Rheins, wo der poeſievolle Idyllendichter Brizeux kaum dem Namen nach bekannt iſt! Und wie mit der Poeſie, iſt es auch mit den anderen Künſten. Die Horace Vernet's und die Delaroche's, dieſe Scribe's und Dumas' der Malerei, entzücken unſere Banquiers und werden auf deutſchen Kunſtausſtellungen bewundert. Wer kennt Papety, einen der bedeutendſten Maler des modernen Frankreichs?

Die nur kurze Lebensfriſt, welche der Entfaltung dieſes großen Talentes gegönnt war, und der zufällige Umſtand, daß ſich die meiſten ſeiner Bilder im Privatbeſitz befinden und mehr oder weniger unzugänglich ſind, bilden allerdings eine Art von Entſchuldigung; ſtatt anzuklagen, will

ich daher mit kurzer Erwähnung ſeiner Werke fortfahren und meine Landsleute mit Papety bekannt zu machen ſuchen. In Marſeille, ſeiner Vaterſtadt, befinden ſich noch zwei bedeutende Bilder dieſes jungen Meiſters. Die Kirche Marie majeure beſitzt die „heilige Philomena," eine einfache weibliche Geſtalt, die mit ausgebreiteten Armen aus dem Rahmen herauszuſchweben ſcheint, und „Jeſus, von beiden Eltern begleitet, aus dem Tempel kommend." Der zarte, doch kräftige Knabe glüht noch vom Feuer des Kampfes, den er ſoeben mit den Schriftgelehrten beſtand. Mit emporgehobenen Armen ſchreitet er vorwärts, noch iſt er in Begeiſterung, noch ſcheint er zu predigen, zu ſtreiten und zu lehren. An ſeiner rechten Seite, mit dem langen Stabe in der Hand, geht Joſephus; ein Mann im kräftigſten Alter, mit der Miene des Beſchützers und Vormundes, iſt er entſchloſſen den Kleinen zu vertheidigen, auf deſſen Worte er mit aufmerkſamer Ruhe horcht. Aber tiefere Gefühle bewegen die Mutter. Sie hüllt ſich in ihr dunkeles Gewand und hält die Hände feſt über die Bruſt gedrückt. Langſamen Schrittes und ſinnend folgt ſie dem ſchnellſchreitenden Kinde; der mütterlichen Ahnung wird die ganze Beſtimmung ihres Sohnes klar, und erhabene Leidensbeſchlüſſe faſſend, blickt ſie ihm nach. Lebe wohl, ſagt ſie dem ruhigen Mutterglück, und ergeben begrüßt ſie das reichere Leid, welches ſie

aus dunkeler Ferne kommen sieht. Eine schön geputzte Courtisane betrachtet mit einem Gemisch von frivoler Neugierde und ernster Ahnung die Gruppe. Im Hintergrunde der Tempel mit seiner stolzen Säulenhalle, aus- und eingehende Fromme, Schreiber und Schriftgelehrte; römische Wachen und Soldaten in glänzender Rüstung — die ganze alte Welt, die es nicht ahnt, daß dort ihr zukünftiger Zerstörer als Kind zwischen Vater und Mutter wandelt!

Ein eigenthümliches, anfangs unbestimmtes Gefühl bemächtigt sich des Beschauers dieser Bilder. Sie sind ein Räthsel, etwas Neues; er weiß sie nicht zu klassificiren. Sind es Heiligenbilder? Nein — dazu sind sie zu robust, zu irdisch, uns zu nahe verwandt. Sind es profane Bilder? — Noch weniger: denn es verklärt sie ein gewisser Schein, den wir einen Heiligenschein nennen müssen, da wir einmal so gewöhnt sind. Sie stellen vielleicht doch Bewohner dieser Erde vor, aber dieser Erde, wie sie werden soll, der künftigen Erde. Das ist es: Papety ist ein Mann der Zukunft — wie alle großen Künstler, ein ahnungsvolles Gemüth, das überall die Zukunft sucht, sieht und darstellt.

Zufällig kenne ich eine große Zahl Papety'scher Werke: Oelbilder, Aquarelle, Cartons, die sich im Besitz von Bekannten und Freunden befinden, und sonst dem Publikum

unzugänglich ſind. Eines der ſchwächeren unter dieſen, dem Herrn François Sabatier gehörig, gibt mir den Schlüſſel zum ganzen Weſen des ahnungsvollen, ſchöpferiſchen Künſtlers. Es iſt eine Allegorie — denn der eine neue Welt ſuchte, die er noch auf dieſer Erde nicht fand, mußte er es nicht auch mit der undankbaren Allegorie verſuchen?

In dunklen Wolken ſitzt die kahlköpfige, graubärtige Vergangenheit und lieſt im vergilbten Pergamente; neben ihr die trübe Gegenwart, traurig, aufgegeben vor ſich hinſtarrend, mit der linken Hand greift ſie träumeriſch nach dem vergilbten Pergamente, als wollte ſie dort Rath holen in ihrer Rathloſigkeit. Läſſig liegt die Rechte, die Hand der That, im Schooße. Auch ſie werden bald die dunklen Wolken, die ſie ſchon halb umhüllen, verſchlingen. Indeſſen aber, von beiden ungeſehen, fliegt aus blauem Hintergrunde die leuchtende Geſtalt des Genius der Zukunft hervor. Sein ſchimmerndes Gewand iſt von Sternen umrändert; ſein Geſicht iſt ernſt und doch liebe- und verheißungsvoll lächelnd. Die Arme breitet der heilige Knabe aus, als wolle er eine Welt an ſein Herz drücken.

Dieſer Genius der Zukunft, iſt es nicht derſelbe Knabe, welcher dort predigend und ſtreitend aus dem Tempel tritt, muthig vorwärts dem Glaubenden entgegenſchreitet und eine alte, obwohl glänzende, doch ver-

witterte Welt hinter ſich läßt? Iſt es nicht derſelbe Knabe, der dort auf dem anderen Bilde aus dem Schooße des greiſen Alters ſegnend hervorgeht?

Die Zukunft war es, die Papety überall ſuchte und fand: in ihm ſelbſt, wie wir ſie, an der Schwelle einer neuen Zeit ſtehend, nur ahnen; in der Weltgeſchichte, wo ſie ihm ſymboliſch oder im Spiegel verklärter Vergangenheit entgegentritt; in der Kunſtgeſchichte, wo ſie als Blüthe des Menſchengeiſtes anticipirt zur Erſcheinung kommt.

Eine Anekdote und eine Erfahrung aus dem Leben Papety's müſſen wir hier einſchalten, die wie keine Bilder für ihn charakteriſtiſch ſind. Vor Jahren, noch in Papety's früher Jugendzeit, hatte Ingres, der ſtrenge Meiſter der Form und der etwas beſchränkten Claſſicität, der den jungen Maler nicht beſonders liebte, ſeine Schüler um ſich verſammelt. Und zu dieſen ſagte er mit warnender Stimme: Meine Freunde, es giebt einen jungen Menſchen in Frankreich, der noch unbekannt iſt, noch nicht viel weiß, der nur ſtrebt und ſucht, — wenn er aber gefunden haben wird, dann wehe Euch! —

Die warnende Prophezeihung des alten Meiſters ſchien bald in Erfüllung gehen zu wollen. Papety errang den erſten Preis der Akademie und wurde nach Rom geſchickt. Aber den Preis, welchen ſie dem Schüler zuerkannt,

konnte ſie, die Vertreterin des Fertigen und Alten, dem Manne, der mit ſeinem ganzen freien Weſen hervortrat, nicht zugeſtehen. „Der Traum vom Glück;“ die erſte Frucht ſeines neuen Strebens und Wollens, ein gewaltiges Bild, das Papety bald nach Paris ſandte, wurde von Akademie und Regierung verſchmäht; zum erſten Male ſeit Menſchengedenken wies man die erſte Arbeit eines Preisgekrönten zurück. Und Akademie und Regierung hatten Recht mit ihrem Inſtincte, den die Gefahr eingiebt. Im vorigen Jahrhundert hätten Hof und Hofleute dieſes Bild, das nichts Anderes iſt, denn ein Traum aus den Gärten des Akademos, fleiſchgewordenes platoniſches Wort, wie eine gefahrloſe, unſchädliche Idylle von Florian bewundert. Heute ſah man hinter dieſen friedlichen Geſtalten von Liebenden, Lehrern, Schülern, ſpielenden Kindern nichts als Socialismus und Revolution, hinter dem Tempel im Hintergrund einen Club, eine Volksbank, ein Phalanstère — Gott weiß was!

Und im Grunde hatte man Recht. Die Idylle, das Gedicht des Friedens und der Liebe, iſt das revolutionärſte Gedicht. Denn was wollen wir Anderes, als Liebe und Frieden, als die Erfüllung des Papety'ſchen „Traumes vom Glück?“ als lieben, lehren und belehrt ſein? unſere Kinder, unſere Zukunft, in Blumen ſpielen und aufwachſen ſehen? Die Deviſe: „Brüderlichkeit,“ welche

die Gegenwart auf ihr Schlachtpanier ſchreibt, ſchreit ſie nicht mitten aus dem Kampfgewühle nach Frieden und Liebe? Das gangbar gewordene Wort vom „Kriege gegen den Krieg“ — die verſchiedenen Friedensſecten und Phalanſterianer, die vorzeitig vielleicht, doch gewiß menſchlich, friedliche Eroberung des Größten und Schönſten predigen — ſelbſt die komiſchen Friedenscongreſſe, ſind ſie nicht Symptome genug der tiefen Friedensſehnſucht? Papety hat ſie in ihrer Erfüllung gemalt. So iſt der Maler des Chriſtus urſprünglich ein Idyllendichter, ein Verkörperer platoniſcher Ideen, ein ſchöner genießender Heide, ein Herold moderner Wünſche.

Eine große Idee trägt alle Ideen in ihrem Schooße und ruht im Schooße aller Ideen. Sie iſt untheilbar und allvertheilt: es iſt dieß der Pantheismus der Vernunft. Nur ſcheinbar tritt der Prieſter aus ihrem Kreiſe, das ſehende Auge ſieht ihn immer und überall mit ihrem Dienſte angethan. Der Maler des „Chriſtus“ und des „Traumes von Glück“ iſt derſelbe der die „griechiſchen Mädchen am Brunnen,“ eine Idylle aus dem ſchönen Leben der Hellenen, geſchaffen hat. Mädchen mit ihren ſchlanken Waſſerkrügen in Hallen oder in ſüdlichem Sonnenſchein ſitzend und wandelnd, und ſo lieblich plaudernd vielleicht wie jene Fontaine, die dort zwiſchen den Säulen hervormurmelt: es iſt eben nichts als Schönheit und

Friede, der große Traum von Glück im Kleinen wiederholt: ein Regenbogen in prismatiſchem Glaſe.

„Die Sterne in der eigenen Bruſt," die wir manchmal unſeren Willen nennen, mußten Papety nothwendig nach dem Lande führen, in welchem einſt ein der Vollendung nahe ſtehendes, durch unſere Liebe noch mehr verklärtes Volk gelebt, das wie ein in unſerem Rücken aufgeſtellter Spiegel uns, wenn wir zurückblicken, einen Theil der Welt zeigt, der wir zuſteuern; mußte er nicht die zertrümmerten Anfänge „ſeiner Zukunft" aufſuchen? Die Cartons, die er aus Griechenland zurückgebracht, ſind ein Reliquienkaſten von Erinnerungen an jede Stelle, die einſt Schönes und Großes geſehen hat. Ueber den Tempeltrümmern, den öden Thälern, den einſamen Lorbeerbüſchen weht ein Hauch lebenden, unſterblichen Griechenthums, als ſollte der Lorbeer noch heut die Stirne eines olympiſchen Dichters bekränzen, als wären ſoeben die Bekämpfer der Barbarei durch dieſe Thäler gegen Marathon gezogen, als würde in dieſen Tempeln noch jetzt den ſchönen Göttern des Himmels und der Erde geopfert! Das Parthenon aber, den Inbegriff aller Kunſt und Schönheit, hat er, „ein rückwärts gekehrter Prophet," wieder ſo aufgebaut, wie es die Augen des Perikles entzückt hat.

So Chriſt und ſo Heide, ſteht er von ſelbſt auf den überſchauenden Höhen, die andere Geiſter vor ihm aufgethürmt haben. Das Höchſte, das die Kunſt der modernen Welt in Worten und Tönen hervorgebracht, nimmt er in ſich auf und bringt es noch einmal hervor. Sein Wort iſt die Form, ſein Ton die Farbe. In einem Palaſte zu Florenz malt er die Meiſterwerke Shakeſpeare's und Mozart's: denn im Ewigen iſt die Zukunft.

Ich wollte nur auf Papety und die beherrſchende Idee ſeines Lebens aufmerkſam machen; ihn zu klaſſificiren überlaſſe ich Anderen. Bilder zu beſchreiben, die ſelbſt nur die vollkommenſte Beſchreibung ſind, halte ich für unnütz; ich bin ſchon zufrieden, wenn ich nur dazu beitrage den Namen eines großen Künſtlers weiter zu verbreiten. Vor einem Jahre hatte ich ihn ſelbſt noch nie nennen gehört. Im September 1850 ſprach man mir von einem Requiem, das in der abſeits liegenden Kirche St. Vincent de Paul zu Paris abgehalten wurde. Ein unbekannter Compoſiteur Beſozzi hatte das Requiem componirt, eine damals noch unbekannte Sängerin Emmy Lagrua, die ſich zufällig aus Deutſchland hierher verirrt hatte, ſang das ſchöne Trauerlied mit ihrer ſeelenvollen Stimme und die Freunde Papety's weinten eine ſtille Thräne. Er war im Alter Raphael's geſtorben. Aber die Götter ſcheinen ihren Lieblingen, die ſie jung zu ſich

nehmen, die kurze Lebensfriſt durch einen klaren und heiteren Blick in alle Zukunft auszudehnen und zu bereichern.

6. September 1851.

Um elf Uhr Morgens ſtieg ich in den Kahn um nach Château d'If hinüberzufahren. Es war Windſtille, und die Fahrt dauerte faſt eine Stunde. Ein Dampfſchiff nach dem andern flog an uns vorüber; das eine nach Algier das andere nach Smyrna, das dritte nach den Antillen, das vierte ſogar nach Californien. Im Hafen hatte ich die Reiſenden geſehen, die mit ihrem Gepäck auf vielen Kähnen dieſen Dampfern entgegeneilten. Nur wenige betrübte oder von Aufregung zeugende Geſichter habe ich unter ihnen bemerkt; ſo ſehr hat man ſich heutzutage an das Reiſen in die fernſten Zonen gewöhnt. Am Horizonte ſtanden hundert Schiffe mit herabhängenden Segeln wie angenagelt; des Morgens hatten ſie Dampfſchiffe dahingeſchleppt, aber kein Luftzug kam ihnen zu Hülfe. Wie ein Hohn auf die alte Welt und ihre Mittel zu leben und ſich zu regen, jagten die Dampfſchiffe an ihnen vorüber. Eines ſchleppte eben einen beleibten Muſelmann, von deſſen Maſte der Halbmond auf die chriſtliche Welt niederſah, in den nahen Hafen. Vor dem Fort St. Jean arbeitete eine Dampfmaſchine, Berge von Sand in die ſie umgebenden Kähne ausſchüttend.

Die Inſel If bietet trotz ihrer Oede und Kahlheit doch einen überaus maleriſchen Anblick. Die Mauern, die ſie umgeben, müſſen ſich den Formen des Felſens fügen und je nach ſeinen Riſſen und Höhen auf- und abſteigen, ſo daß ſie hier den Fuß im Meere baden, während ſie dort von ſteilem Abhange luftig niederſehen. Ueberall aber werden ſie vom inneren Schloſſe mit ſeinen Zinnen und der Terraſſe überragt. Den Hintergrund bilden die zwei größeren Eilande, Ratonneau und Pomegue, die durch eine Mauer verbunden ſind. Der Raum zwiſchen beiden bildet den Hafen Dieudonné. Man nennt ihn Gottesgabe, weil er faſt ganz von der Natur geſchaffen und die Menſchen nur wenig zu thun hatten, um ſich ihn nutzbar zu machen. Beide Inſeln ſind ebenſo wie If verbrannte, von Forts gekrönte Felsſtücke; Pomegue trägt noch das weitläufige Gebäude der Quarantaine auf ſeinen Schultern.

Je näher man den Inſeln kommt, deſto ſichtbarer wird der aufſteigende Meeresgrund. Jede kleine Waſſerpflanze iſt in dem Walde von Seetang zu unterſcheiden. Fiſche, Krabben und anderes Gethier treiben ſich wie Wild im Forſte auf ſeinem Grunde umher, während über ihm der Seeſtern hin und her ſchwebt. Die Schatten der Wolken am Himmel fallen bis in dieſe tiefe, verborgene Welt.

Eine theils in den Felsen gehauene Treppe führt in mancherlei Windungen zwischen zwei Mauern in das Innere der Befestigung. Es besteht aus dem Schlosse, einem kleinen Parallelepipedum, aus dem modernen, unbedeutenden Wohngebäude des Concierge und aus fahlem, zerrissenem Felsboden fast ohne alle Vegetation. Im Graben des Schlosses gedeiht kümmerlich ein wilder Feigenbaum. Die ganze Bewohnerschaft dieser kleinen öden Welt setzt sich in diesem Augenblicke zusammen: aus dem Concierge und seiner Frau, aus einem Lieutenant und zehn Mann Soldaten, aus einer Ziege und einem kleinen corsischen Widder; die letzteren haben innige Freundschaft geschlossen und sind unzertrennlich. Immer vereint, treiben sie sich auf dem Felsen, und wenn das Schloßthor geöffnet wird, in den Gängen und auf den Terrassen umher. Sie folgen auch den Fremden in das Gefängniß Mirabeau's und stören ihn ironisch in seinen welthistorischen Betrachtungen.

Mit dem ersten Schritt in den Schloßhof mußte ich laut auflachen! Vor der Gefängnißthüre links am Eingang glänzte mir die Inschrift „Prison de Monte-Christo" entgegen. Der Concierge sah mich prüfend an, dann sagte er lächelnd: Eh bien, Sie wissen es, soit! — Ich habe es nicht hingeschrieben und viele Fremde glauben es. — Er öffnete die Thüre, ich trat in ein wirklich schauderhaftes Gefängniß, in ein Loch ohne Licht, das

wenige ausgenommen, welches durch ein kleines Gitterchen der Thüre fahl auf den Boden fällt, ein Loch, das nicht fünf Schritte lang, kaum zwei Schritte breit und höchstens drei Ellen hoch ist. Das Gemäuer, ohne alle Bekleidung oder Tünche, besteht aus eckig und spitz hervorragenden Steinen. Aus diesem Gefängnisse Monte-Christo's traten wir in das anstoßende des „Abbé Faria." Ein Theil der Wölbung des ersteren bildet die Seitenmauer dieses besseren und bequemeren Gefängnisses. Man kann in der That annehmen, daß zwei Gefangene in diesen beiden Löchern durch die leichtgemachte Entfernung einiger Steine eine Verbindung herzustellen vermögen. Diesen Trost kann ich germanischen Leserinnen, die an Monte-Christo glauben, nicht vorenthalten: Alexander Dumas hat Ort und Gelegenheit mit vielem Geschick benutzt um sein Märchen wahrscheinlich zu machen. Nur der berühmte Wurf im Sacke läßt einigen Zweifel aufkommen, da die Mauer, von deren Höhe der unbarmherzige Romancier den armen Monte-Christo schleudert, von der Fläche des Meeres durch unterschiedliches Felsgestein so bedeutend entfernt ist, daß man eben einiger Dumas'schen Romantik bedarf, um einen solchen Wurf zu thun oder an ihn zu glauben. Wahrscheinlich um auch mir einige Gläubigkeit beizubringen, versicherte der Concierge; daß sich in den Registern des Gefängnisses wirklich die Namen Abbé

Faria und Dantes vorfinden, und zwar letzterer von der Bemerkung begleitet „wegen Expedition eines Briefes von Bonaparte.“ Auch dieſes ſei deutſchen Gemüthern zur Beruhigung gewiſſenhaft verzeichnet.

Die Treppe, die in den erſten Stock führt, und eine Gallerie brachten mich aus Dumaſiſchen Geſchichten in die Geſchichte — in das Gefängniß Mirabeau's. Es befindet ſich gerade oberhalb des Gefängniſſes Monte-Chriſto's, und entſpricht dieſem in Lage, Größe und Ausſehen. In welch' kleinen Käfig wagte man dieſen gewaltigen Löwen einzuſchließen, der mit dem Schütteln ſeiner Mähne die Baſtille gebrochen und alle Gefängniſſe der Welt wenigſtens erſchüttert hat! — Sehen Sie, ſagte der Concierge, hier hat er lange Monate verbracht; iſt es ein Wunder, daß er die Freiheit liebte? — Eine Bemerkung, die manche Weisheit manchen Hiſtorikers aufwiegen würde, wenn Mirabeau wirklich die Freiheit geliebt hätte. Und doch hatte der Concierge Recht: Mirabeau liebte die Freiheit, aber wie einer, der ſie in ſeinem eigenen Gefängniſſe und nur weil es ſein Gefängniß, lieben gelernt, nicht wie der ſie liebt, der die Haft der ganzen Welt als ſeine eigne fühlt.

Auf If hat ſich die Tradition erhalten, daß der Sohn des Menſchenfreundes nach einem Beſuche ſeines Bruders das kleine düſtere Loch mit dem nebenan befindlichen

größeren und lichteren Gelaß vertauſchen durfte. Ein ziemlich großes Gitterfenſter geſtattet die Ausſicht gegen Süden auf das Meer. — Wie muß dem kochenden, brauſenden Menſchen zu Muthe geweſen ſein, wenn er die Schiffe auf freiem Element allen Weltgegenden zufliegen ſah! Wenn es ſtürmte, mag es in ihm am düſterſten ausgeſehen haben: denn der Adler im Käfig, ſo ſagt man, iſt bei ſtürmendem Wetter am traurigſten. Er half ſich, indem er ſeine weltdurchſtürmenden Gedanken aus ſeinem Gemüthe heraus auf das Papier warf; denn in dieſem milderen Gefängniſſe waren ihm Papier und Feder geſtattet. In einer Ecke iſt noch ein ſchmales Brett befeſtigt, welches Mirabeau als Schreibepult gedient haben ſoll.

Dem Gefängniſſe des demagogiſchen Ariſtokraten ſchräge gegenüber befindet ſich das gewölbte Gemach, das einen prinzlichen Demokraten oder wenigſtens einen, der es zu ſein vorgab, eine Zeit lang herbergte, bevor er nach Paris befördert wurde, um ſein ſcheußliches Haupt der Guillotine darzubringen: Philipp Egalité. Als er hier auf ſeiner Flucht aufgehalten worden, ſtopfte man Chateau d'If mit republikaniſchen Soldaten und Freiwilligen voll, da man das Geld, die Freunde und die Intriguen der Orleans fürchtete und eine ſo koſtbare Beute nicht verlieren wollte. Daſſelbe Zimmer hat ſpäter Lavalette bewohnt.

In dem großen Gemache nahe daran reſidirte ge-

zwungener Weiſe der Generalſtab Joachim Murat's. Die ſchlechten Wandmalereien, die es anfüllen, ſind Erinnerungen an die langweiligen Haftmonate. Alle übrigen Gemächer des Schloſſes waren noch vor Kurzem von den Juniinſurgenten des Jahres 1848 bewohnt. Es waren ihrer 380, und wie der Concierge ſagte, der Lärm, den ſie verführten, unerhört.

Bevor ich dem Concierge ſeinen Franken in die Hand gedrückt und Abſchied genommen, erzählte er mir noch, daß er ein ſehr einträgliches Geſchäft machen könnte, wenn er nur viele Exemplare von Monte-Chriſto vorräthig hätte. Die meiſten Reiſenden erkundigten ſich darnach, da es ihnen intereſſant ſcheine die Geſchichte auf ihrem Schauplatze zu kaufen und ſie als Andenken mit in die Heimath zu nehmen. — Ich fragte, ob dieß nicht auch mit den Memoiren Mirabeau's der Fall ſei? — Nein, antwortete er trocken, aber bedeutungsvoll lächelnd. Dieſer Mann war mir eigentlich einer der intereſſanteſten Gegenſtände auf dem öden Felſeneiland. Sein Geſicht wie ſein Benehmen zeugten von klarer Intelligenz, von menſchlichem Gefühl und nebenbei von ſpeculativer Klugheit. Mit ſichtbarer Freude verkündete er, daß er keinen Gefangenen unter ſeiner Aufſicht habe und knüpfte die Hoffnung daran, daß es noch lange, vielleicht immer ſo bleiben werde. Im Gegentheil habe ich bei allen Gefangenwärtern und Ker-

kermeiſtern, die ich je kennen zu lernen die Ehre hatte, eine um ſo größere Freude, einen um ſo größeren Stolz bemerkt, je größer die Zahl, je ſchwerer die Strafe ihrer Gefangenen geweſen. Mit ausdrucksvollen Worten ſprach er von der Schwere der Einſamkeit, die manchmal auf ihm laſte, ihm, dem es doch frei ſtehe ſeinen Poſten zu verlaſſen oder mit dem Dienſtſchiffe wenigſtens zweimal in der Woche nach Marſeille zu fahren, und zog daraus den Schluß, wie ſchwer erſt die Einſamkeit auf die gezwungenen Gefangenen drücken müſſe. — Freilich, fügte er mit einem vorſichtigen Seitenblick auf mich hinzu, habe ich auch ſchon Gefangene geſehen, die eine ſolche Gemüthsruhe, eine ſolche Befriedigung ihrer ſelbſt in's Gefängniß mitgebracht, daß es alle ſeine Schrecken für ſie verloren zu haben ſchien. Sie können ſich nicht vorſtellen, wie heiter viele der Gefangenen von 1848 ihre Haft getragen und der Verurtheilung entgegen geſehen haben. — Es iſt allerdings möglich und nach dem klugen Augenzwinkern und dem Beobachten zu ſchließen, das ich an ihm bemerkt habe, iſt es vielleicht ſogar wahrſcheinlich, daß der Mann ſeine Worte nach dem Charakter, den er beim Fremden vermuthet, ſtellt und einrichtet; ich zeichne ihn aber gerne ſo, wie er ſich mir gegeben. Leuten auf ſolchen Poſten iſt es nicht ſchwer in mancher Beziehung Menſchenkenner zu werden und allerlei Beobachtungen an-

zuſtellen. Das bewies mir auch die Bemerkung, daß die Engländer zuerſt und am liebſten auf Egalité's Kerker zueilen, ihn wie den Käfig eines wilden Thieres anſehen und oft anſpucken; daß ſich die Franzoſen für die Löcher Mirabeau's und Monte-Chriſto's gleich ſehr intereſſiren, Deutſche und — Ruſſen aber am längſten bei Mirabeau zu verweilen pflegen.

Mit einem leiſen Südwindhauche fuhr ich gegen Marſeille zurück. Es war zwei Uhr, die Sonne brannte fürchterlich. Ich legte mich auf die gepolſterte Bank des Kahnes um Sieſta zu halten, ſelbſt erſtaunt über die Gemüthsruhe, mit der ich Chateau d'If beſucht und verlaſſen. Einige Jahre früher nur noch mit einem Funken von der Begeiſterung, die ich bei erſter Leſung der Biographie und der Reden Mirabeau's verſpürt, — wie anders hätte ich dieſen öden Felſen betrachtet, mit welchem Herzklopfen ihn betreten! Seit damals aber haben jacobiniſche Gedanken die Büſte, die ich ihm in meiner revolutionären Herzkammer aufgeſtellt, zertrümmert; der Beſchluß ward mit Lärm gefaßt und mit Schmerzen ausgeführt. Verſteckte Parkthüren, die zu einer ſchönen Königin führen, müſſen von einem mächtigen Zauber umgeben ſein — aber Geld! Geld! armer, großer Mann! — Traumlos ſchlafend kam ich in Marſeille an; was von Mirabeau zu träumen iſt, habe ich ſchon vor langen Jahren durch- und ausgeträumt.

Marſeille, den 7. Auguſt 1851.

Es iſt vier Uhr Morgens. In einer Stunde verlaſſe ich dieſe Stadt, die ich während eines kurzen Aufenthaltes lieb gewonnen habe. Sie iſt trotz dem Mangel an großen Einzelnheiten, an monumentalen Gebäuden und bedeutenden Bildungsinſtituten doch in Allem und Jedem eine große Stadt. Auf Land, Inſeln, Meer und Menſchenangeſichtern liegt jener ausgeſprochene Charakter des Südens, der für den Nordländer ſo unendlichen Reiz hat. Im regen Treiben der Gaſſen, im Lärm des Hafens fühlt man das Herz erweitert und im Contacte mit der ganzen Welt. Man vergißt alles Komiſche, das ſich die Pariſer und die ſüdlichen Nachbarn gerne von Marſeille erzählen. Den etwas kindiſchen Dialect, der allerdings komiſch klingt, ausgenommen, ſind die Marſeiller nicht komiſcher als die andern Franzoſen, ſie ſind nur anders: aber eben dieſe Verſchiedenheit iſt den Centraliſationsſüchtigen ſo ſonderbar und lächerlich. Ihr Selbſtgefühl, ihr Stolz, Bürger einer großen Weltſtadt zu ſein, wird den Söhnen Marſeille's beſonders von den Pariſern zum komiſchen Verbrechen gemacht. Dieſe erzählen ſich mitleidig, daß die Marſeiller ſagen: wenn Paris eine Canabière hätte (die große ſchöne Straße die zum Hafen führt), dann wäre Paris ein kleines Marſeille. Dieſes erfundene Sprüchwort iſt allerdings für den Stolz der Marſeiller, aber auch für die

Eiferſucht der Pariſer charakteriſtiſch: da man aus Marſeille nicht eine kleine Stadt machen kann, ſo erzählt man wenigſtens Kleines von den Marſeillern.

Sonntags gehen ſie mit Kind und Kegel auf ihre Landhäuſer oder Baſtiden. Sie wären ſehr glücklich dort Parks, Waſſerfälle und Springbrunnen à la Versailles zu finden. Aber die Vorſehung hat den Baſtiden Quellen verſagt. So beladen ſie denn Ochſen, Eſel und Maulеſel mit heiliger Salzfluth aus dem Meere und ſchleppen ſie mit großer Mühe und großen Koſten in Fäſſern hinaus. Um eine gewiſſe Stunde läßt man dann den auf dieſe Weiſe genährten Springbrunnen oder die Cascaden ſpielen; die Familie ſitzt herum, betrachtet den dünnen Waſſerfaden und preiſt die Wunder und die Fülle der Natur. Bevor der Faden zu Ende geſponnen entfernt man ſich, um die Illuſion von der Unendlichkeit und Unerſchöpflichkeit mit ſich nach Marſeille in's Comptoir zurückzutragen.

Aehnliche Geſchichten erzählt man von den Jagden der Marſeiller, zu denen ſie aus Nähe und Ferne Freunde und Bekannte einladen. Sie werden in einem hundert Schritte langen und zwanzig Schritte breiten, von einer Mauer eingefaßten Raum abgehalten. In der Mitte ſteht ein einſamer Baum, der einen Käfig mit Lockvögeln trägt. Was ſich von dieſen an fliegendem Wilde anlocken läßt,

iſt ein Raub der tapferen Jäger, die in der Umzäunung verſammelt, den erhabenen Moment abwarten, bis ſich eine Lerche oder Wachtel niederläßt.

Was übrigens die Jägerei betrifft, ſo ſind die Bewohner Languedoc's und der Provence in dieſem Stücke alle gleich lächerlich. In keinem Lande habe ich ſo viel und mit ſo großer Leidenſchaft von Jagd und Jägerei ſprechen hören, als hier, wo der Haſe eine Seltenheit, von Hochwild keine Spur iſt und höchſtens ein Rebhuhn die mühſeligen Anſtrengungen vieler heißen Tage belohnt. Wochenlang vor der geſetzlichen Eröffnung der Jagd putzt man Flinten und Jagdtaſchen, näht man Jagdkleider und kauft Munition ein. Dieſe Jagdliebe iſt um ſo feuriger, als ſie eine unglückliche iſt. Sie kommt Niemandem zu Gute, als dem Staat, dem ſie ziemlich die Kaſſen füllt, da jeder einzelne Jäger einen Jagdpaß, der nur perſönlich iſt, bezahlen muß. Für dieſelbe Summe könnte er fünfmal ſo viel Wild kaufen, als er in der ganzen Saiſon mit der fürchterlichſten Mühe erlegt. Aber die Leidenſchaft bemächtigt ſich auch Jener, die den Paß nicht bezahlen können oder wollen. So entſtehen ganze Banden von Wilddieben, die in Schaaren das Land durchziehen und einen Vernichtungskrieg gegen die Rebhühner und letzten Haſen, einen Vertheidigungskrieg gegen die Gendarmen und Gardes champêtres führen. Wenn ein ſol-

cher ſich naht, ſtecken ſie den Stiel eines Weinblattes in den Mund und biegen das Blatt ſelbſt mit der Unterlippe nach oben, ſo daß es das Geſicht bedeckt und ſie unkenntlich macht. Die zwei Einſchnitte im Blatte laſſen ihnen die Augen frei; ſo ſchießen ſie auf Gendarmen und Gardes champêtres. Beſonders furchtbar haben ſich auf dieſe Weiſe die Bewohner einzelner Dörfer in der Nähe von Saumière gemacht; man erzählt ſo viele tolle und kühne Streiche von ihnen, daß dieſelben geſammelt einen Cooper'ſchen Roman bilden würden.

Die Nürnberger Lächerlichkeiten von Marſeille haben mich zu weit geführt, und ich will nicht wieder zu ihnen zurückkehren. Im Gegentheile will ich, es in einem ſeiner Söhne feiernd, von Marſeille würdigen Abſchied nehmen. Ich habe von Papety geſprochen; es wäre ungerecht, vom jüngſten Künſtler Marſeille's zu ſchweigen, beſonders da ich ſchon, ungerecht genug, von einem ſeiner älteren, von Puget, dem Bildhauer, Maler und Architekten aus der Zeit Ludwigs XIV., geſchwiegen habe. Der jüngſte künſtleriſche Sohn dieſer ſonſt durch und durch commerciellen und künſtleriſch wenig productiven Stadt iſt Ricard, derſelbe, deſſen Portraits im letzten Pariſer Salon ſo bedeutendes und ſo gerechtes Aufſehen gemacht. Die Regierung gab ihm die Medaille, das Publikum das Zeugniß, in dieſem Fache das Beſte geleiſtet zu haben.

Ricard war lange in Italien, beſonders in Venedig, durchreiſte dann die Niederlande und England, und hatte ſo die beſte Gelegenheit, die größten Portraitmaler aller Zeiten, Titian und Vandyk, zu ſtudiren. Aus dieſem Studium zog er die beſten Früchte; dem Titian hat er ſeine unübertroffene Farbe, dem Vandyk ſeine edle Eleganz und Grazie abgelauſcht. Aber Farbe, Grazie und Eleganz ſind nur kleine Vorzüge, wenn der Portraitmaler ſeine Bilder nicht, wie eben Titian und Vandyk, wie Giorgione, Rembrandt, Velasquez gethan haben, zugleich dramatiſch und hiſtoriſch zu beleben weiß; wenn er es ſich nicht bewußt iſt, daß er zugleich Hiſtorienmaler iſt, daß auf jedem Geſicht ein Schatten und ein Strahl ſeiner Zeit liegt, daß jedes Geſicht einen Theil der ganzen Chronik ſeines Zeitalters bildet. Ricard hat das begriffen und malt darnach: wohl das höchſte Lob, das man einem jungen Künſtler von ſechsundzwanzig Jahren geben kann. Wer ſeine Bilder im letzten Salon geſehen, hat die Ueberzeugung, daß Frankreich in Kurzem an Ricard einen der bedeutendſten Portraitmaler beſitzen wird.

Es ſchlägt fünf Uhr — die Pferde ſchaudern — es iſt heller Tag; ich eile nach Aix zu kommen, dem Wahlorte des Mannes, deſſen Kerker ich geſtern beſucht habe.

In der Verlagsbuchhandlung dieſes Werkes iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Album der Bergstrasse, des Odenwaldes und des Neckarthales. Mit 40 Stahlstichen. Elegant gebunden. 2 Thlr. 22 Sgr. oder 4 fl. 48 kr.

Einzelne Blätter hieraus 12 kr.

Album der Bergstrasse. Mit 19 Stahlstichen. Elegant gebunden. 1 Thlr. 15 Sgr. oder 2 fl. 42 kr.

Album des Odenwaldes. Mit 12 Stahlstichen. Elegant gebunden. 1 Thlr. 4 Sgr. oder 2 fl.

Album des Neckarthales. Mit 15 Stahlst. Elegant gebunden. 1 Thlr. 10 Sgr. oder 2 fl. 20 kr.

Beurmann, Dr. Eduard, lieber Afghaniſtan. 8. 1843. geh. 20 Sgr. oder 1 fl. 12 kr.

Dörr, Adolf, Titan und Eros. Dichtungen. 8. geheftet. 1848. 15 Sgr. oder 54 kr.

Deſſelben, Jsmelda Lambertazzi. Romanze in drei Geſängen. Auch unter dem Titel: Poetiſche Werke von Adolf Dörr. 12. 1850. Elegant gebunden. 20 Sgr. oder 1 fl. 12 kr.

Düntzer, Dr. H., Jacques Auguſte de Thou's Leben, Schriften und hiſtoriſche Kunſt, verglichen mit der der Alten. Eine Preisſchrift. 8. geh. 15 Sgr. oder 54 kr.

Grimm, A. L., die malerischen und romantischen Stellen der Bergstrasse, des Odenwaldes und der Neckargegenden, in ihrer Vorzeit und Gegenwart geschildert. Mit 40 Stahlstichen, einem Panorama der Bergstrasse und einer Karte der genannten Gegenden. Royal-Octav. Elegant gebunden. 3 Thlr. 10 Sgr. oder 6 fl.

Daraus besonders:

Die malerischen und romantischen Stellen der Bergstrasse. Mit 14 Stahlst. Eleg. geb. 1 Thlr. 5 Sgr. oder 2 fl.

Die malerischen und romantischen Stellen des Odenwaldes in ihrer Vorzeit und Gegenwart. Mit 11 Stahlstichen und 1 Karte. Elegant geb. 1 Thlr. 5 Sgr. oder 2 fl.

Die malerischen und romantischen Stellen des Neckarthales in ihrer Vorzeit und Gegenwart. Mit 15 Stahlstichen. Elegant gebunden. 1 Thlr. 5 Sgr. oder 2 fl.

Grün, K., Bausteine. Zusammengetragen und mit einem Sendschreiben an seine Osnabrücker Freunde begleitet. kl. 8. brosch. 15 Sgr. oder 54 kr.

Dessen, die soziale Bewegung in Frankreich und Belgien. Briefe und Studien. gr. 8. geh. 20 Sgr. oder 1 fl. 12 kr.

Dessen, die Judenfrage. Gegen Bruno Bauer. 12. geh. 15 Sgr. oder 54 kr.

Hartmann, Moritz, Kelch und Schwert. Dichtungen. Dritte, sehr vermehrte Auflage. 16. 1851. broschirt. 1 Thlr. 10 Sgr. oder 2 fl. 24 kr. Elegant gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr. 20 Sgr. oder 3 fl.

Dessen, Schatten. Poetische Erzählungen. 16. 1851. brosch. 1 Thlr. 22 Sgr. oder 3 fl. Elegant gebunden mit Goldschnitt. 2 Thlr. 6 Sgr. oder 2 fl. 48 kr.

Hoffmann von Fallersleben, Diavolini. Zweite vermehrte Auflage. Cum notis variorum in usum Delphini. 8. geh. 17½ Sgr. oder 1 fl.

Dessen, Spitzkugeln. Zeit-Distichen. 8. Nur gegen baar zu 3¾ Sgr. oder 12 kr.

Löw, Wilhelm, Freiherr, zu Steinfurth, historisch-artistische Briefe, geschrieben während einer Reise nach Rom. 8. geh. 1 Thlr. 5 Sgr. oder 2 fl.

Petöfi's Gedichte. Aus dem Ungarischen übersetzt von Fr. Szarvady und Moritz Hartmann. 16. broschirt. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr. Elegant gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr. 12 Sgr. oder 2 fl. 30 kr.

Ploennies, Louise von, Gedichte. 12. geh. 20 Sgr. oder 1 fl. 12 kr.

Skizzen und Briefe aus der Gegenwart. 12. geh. 10 Sgr. oder 36 kr.

Sophokles' Tragödien, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von C. Thudichum. 2 Theile. gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr. oder 2 fl. 42 kr.

Volkslieder, ausgewählte ungar'sche. Uebersetzt und herausgegeben von Kertbeny. gr. 8. 1 Thlr. 20 Sgr. oder 3 fl.

Zimmermann, Dr. W., (Verfasser der „allgemeinen Geschichte des großen Bauernkriegs"), die englische Revolution. Allen Parteien des deutschen Volkes gewidmet. 1 Thlr. 5 Sgr. oder 2 fl.

Bayerische Staatsbibliothek München

Tagebuch

aus

Languedoc und Provence

von

Moritz Hartmann.

Zweiter Band.

Darmstadt,

Druck und Verlag von Carl Wilhelm Leske.

1853.

Gall. sp. 213 u. (2

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

Neuntes Kapitel.

Seite

Aix — Todesstille im aristokratischen Quartier — Langeweile, Mirabeau unbekannt — Monumente — König René als Maler — St. Chamas — Pont Rogue — Lavoure — Nostradamus — ein südliches Gewitter — das Gestüte der Camargue und seine Hirten . . . 1–19

Zehntes Kapitel.

Stierhetzen in Tarascon — Rohheit der Einwohner — Eine Kindesmörderin — Ankunft in Nimes — Ausflug nach dem Pont du Gard — Eine Camisardengrotte 21–50

Elftes Kapitel.

Vaunages, das Canaan der Kinder Gottes — Calvisson, das Jerusalem — Jean Cavalier, Saurin, Abauzit, Rogaret — Die Fruchtbarkeit Canaan's — Griechisches Leben in Canaan — Massacre de St. Rome — Ludwig Thieck und Thümmel — Die Emanzipation der Protestanten durch Ludwig XVI. — Jean Cavalier's Schlachten von Langlade und Nages — Witze der Geschichte — die modernen Protestanten des südlichen Frankreichs — Verhalten des Adels in den Kämpfen der „Kinder Gottes" oder „Camisarden" — Geschichtsquellen 51–96

Zwölftes Kapitel.

Bas-Vaunages — Ein vierfarbiges Dorf — Die Quäker und Methodisten — Englische Religion, englisches Geld — Abbé Jean Baptiste Favre's Obras Patoisezas — Einiges über Volks- und Patoispoesie im südlichen Frankreich — Grotten und Schlachten der Camisarden — Eine Römerbrücke — Wieder ein Schlachtfeld Jean Cavalier's — Cavalier und Roland — Rückkehr nach Vaunages 97–112

Seite

Dreizehntes Kapitel.

Zwei Briefe an deutſche Redactionen . . . . . 113—141

Provençalen.

(II. Intermezzo.)

Volkslieder und Balladen — überſetzt und bearbeitet.

A l'oumbro d'aou bouscatjé — Tirsis n'és mort, pécayré! — D'una pastoura trop cruelo un jeun Dafnis se planissinit. — Quant vous vézé tout mé ploy — Hochzeitslied — Morgenſtändchen — Matroſenlied — Der Dieb — An die rechte Hand — König Franz I. in der Gefangenſchaft — Aro l'aben attrobat etc. — Die beiden Seraſim — Die Tyrannen . . . . . 143—172

Vierzehntes Kapitel.

Montpellier — Ein Wort Göthe's — Erſte Eindrücke — Bauart der Stadt — Peyrou und Esplanade — Alexander Roussel und Peter Durand — Claude Brouſſen und ſein Henker — Ludwig XIV. und Philipp II., Baville und Alba — Proteſtanten und Katholiken — Geſellſchaft, Erziehung, Moralität — Das Volk von Montpellier und ſeine Sprache — Pecayré! — Eine Anekdote — Journalismus — Herr Daujon, ein ſonderbarer Schwärmer 173—204

Fünfzehntes Kapitel.

Montpellier — Der botaniſche Garten — Herr Martins — Das Grab Narciſſa Young's — Eine pia fraus — Die Univerſität und ihre Gründung — Ihre Geſchichte, ihr großer Ruf, ihre Berühmtheiten im Mittelalter — Rabelais — Rabelais und ſeine Späße, Rabelais und ſein Zeitalter — Rabelais und Cervantes — Eloge de Rabelais — Cultus des Genies — Profeſſor St. René Taillandier — Wie zu Montpellier Doctoren gemacht werden . 205—232

Sechszehntes Kapitel.

Montpellier — Politiſche Parteien — Religion — Ein hiſtoriſcher Rückblick — Chamford und Brizard — Kunſt — Das Muſée Fabre und ſeine Geſchichte — Seine Schätze — Vierzehn Winde — Unwirſter Ruf des Klima's und Warnung — Opfer des Klima's — Polniſche und deutſche Flüchtlinge — Peter Fries aus der Pfalz — Glück eines Flüchtlings . . . . . 233—251

Seite

Siebenzehntes Kapitel.

Cette — Ein legitimiſtiſcher Reiſegefährte — Erinnerung an Carl X. — Mireval — Julius Cäſar — Marſeille und der Einfluß der Griechen — Das Schloß von Mireval und eine Geſchichte aus ſeiner Vergangenheit — Geſchichte Marien's von Montpellier und ihres Sohnes — Frontignan — Eine merkwürdige Eiſenbahnſtrecke — Poſitives über Cette — Cette und Montpellier. Beſuch auf der Danziger Brigg „Thomas" — Hafen und Stadt — Römiſche Alterthümer — Ein franzöſiſches Volkslied . . . . 253—282

Achtzehntes Kapitel.

Der Pinienthurm und die Weiſſagung des Noſtradamus — Autoritäten, welche Montpellier loben — Der Brunnen Jaques Coeur's — Maguelone — Der Roman von Peter von Provence und der ſchönen Maguelone — Meluſine — Die ſüdfranzöſiſchen Sagen — Eine literariſche Miſtification — Ausflug nach St. Guilhem le deſert — Ein Fermier général — Aniane und der heilige Benedict — Südfranzöſiſche Bräuche — Die Drac's — Der Herault — Die Mühle von Clamens — Eine ſonderbare Brücke — St. Guilhem le deſert und ſein Grüneer Wilhelm Kurznaſe, Herzog von Aquitanien — Das wilde Thal, Felſen, Adler, giftiges Gethier . . . . . 283—326

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Neuntes Kapitel.

Aix — Todesstille im aristokratischen Quartier — Langeweile, Mirabeau unbekannt — Monumente — König René als Maler — St. Chamas — Pont Rogne — Fonvure — Nostradamus — ein südliches Gewitter — das Gestüte der Republik und seine Helden.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Aix, 6. September 1851.

Kaum fünf Stunden bin ich hier und ſchon weiß ich nicht mehr, was mit meiner Zeit zu beginnen, obwohl ich noch eine Stunde mit klaſſiſchen Waſchungen in den Bädern des Sextius zugebracht habe. Die Merkwürdigkeiten ſind erſchöpft; das Muſeum, das in ſolchen Fällen aushelfen muß, iſt geſchloſſen. Ein Ausflug nach dem Thurm Cäſar's wäre eine verdienſtliche, eine Wallfahrt nach dem Berge St. Victoire, wo die Teutonen von Marius geſchlagen wurden, wäre eine patriotiſche Unternehmung, aber es brütet etwas Unerklärliches in der Atmoſphäre, daß man ſich nicht hinauswagt. Die Leute laufen mit verhülltem Geſichte durch die Gaſſen; die Hitze iſt ganz fürchterlich, der Wind brennt wenn man die Hand emporhebt und treibt dicke, weiße Staubwolken in Wirbeln auf, durch die die Sonne bald braun, bald bläulich grau zu ſehen iſt. Es hat etwas vom Samum, oder als ſollte ein Erdbeben oder

etwas dergleichen ausbrechen. Die Bäume des Corſo, die ich heute Morgen bei meiner Ankunft grün geſehen, ſind weiß wie nach einem Schneefall. Die Verordnung des Präfekten, welche vor einer Stunde noch bei heiterem Wetter angeſchlagen wurde und das Tragen der rothen Farbe als aufrühreriſch verbietet, kann dieſen Effect in der Natur nicht hervorgebracht haben. Die Leute ſagen mir, daß ein ſolches Wetter ganz und gar nicht zu den Eigenthümlichkeiten des Landes gehöre, und daß es etwas Beſonderes zu bedeuten habe. Ich will es abwarten und Dir indeſſen ſchreiben, mein lieber Fritz. Zuerſt aber ſtecke ich den rothen, algieriſchen Beutel, aus dem ich eben dieſes Papier bezahlt habe, in den Sack, um nicht mit der Autorität in Conflict zu kommen, denn ich ſchreibe im Kaffeehauſe.

Um fünf Uhr verließ ich Marſeille. Die Pferde gingen ſo ſchnell als es auf den faſt immer aufſteigenden Wegen nur möglich iſt. Dennoch fuhren wir an zwei Stunden mitten durch Landhäuſer oder Baſtiden. Sie dehnen ſich ohne Unterbrechung weit und breit um die Stadt aus und geben ihr ſo die ſcheinbar ungeheuere Ausdehnung, die man von Notre-Dame de la garde anſtaunt. Sie ſind meiſt in üppigen Pinien, Cypreſſen, Lorbeerbüſchen ganz verſteckt und erfreuen ſich von ihren Hügeln der herrlichſten Ausſicht über die Stadt, die

Inſelgruppe von If und das blaue Meer. Der Roſenlorbeer (Oleander) ſteht trotz der vorgerückten Jahreszeit noch in vollſter Blüthe und athmet liebliche Düfte und Farben. Das Getümmel der Stadt hört lange nicht auf; fruchtbeladene Wagen kommen Einem von allen Seiten entgegen; Reiſende und Landleute aus der Umgegend ſtrömen ab und zu. Eine Kuchenverkäuferin trat noch ſchläfrig aus ihrem Hauſe in der Vorſtadt, ihr Korb trug die Inſchrift: Liberté, Egalité, Fraternité. Kaum trat ſie von der Schwelle, als ſie ihre Waare ſchon in einem Liede anzupreiſen begann. Sie ſpeculirte mit Kunſt und Politik um ihre Waare an Mann zu bringen. Sie that nichts anderes, als mancher Berühmtgewordene.

Der lachende Umkreis von Marſeille verwandelt ſich endlich in die in der Provence obligate Wüſte, der man begegnen muß, wenn man nur drei Stunden im Wagen ſitzt. Wir fuhren zwiſchen kahlen Bergen hin, über die hinaus dunklere, zum Theil bewaldete herüberlugten. An ihrem Fuße lagert Aix — lang geſtreckt wie es daliegt, mit der Vegetation, die in ſeiner Nähe zunimmt, mit den zwei gothiſchen Thürmen, ſieht es ſich nicht übel an — man glaubt eine große Stadt vor ſich zu haben.

Die Illuſion verwandelt ſich bald in eine andere. Auf dem Cours oder Corſo angekommen, glaubt man ſich in einem Kurorte zu befinden, was doch Aix längſt zu

ſein aufgehört hat. Die lange und breite Straße des Cours iſt von einer ſchönen Allee durchlaufen, in deren Schatten ſich Kaffeehaus an Kaffeehaus reiht. Hier befinden ſich auch alle Poſt-, Meſſagerie- und Omnibusbureaux — an zwanzig große Wagen ſtehen immer zur Abreiſe bereit; andere kommen und gehen. Auf den Balkonen der Gaſthäuſer langweilen ſich langweilige Engländer und Engländerinnen. Vor den Café's ſitzen und rauchen die im Süden ſo üppig gedeihenden Müſſiggänger in Civil- und Militärkleidern. Nur die Fremden und Reiſenden bringen Leben und Bewegung hervor: die einheimiſche Stadt ſcheint gar Nichts zu thun zu haben. Das wird noch wahrſcheinlicher, wenn man ſich in die Gaſſen ſüdlich vom Cours verſenkt. Es iſt das das ehemalige ariſtokratiſche Quartier von Aix, welches dem Orte allein Bedeutung gegeben hatte. Die provencaliſche Ariſtokratie war vor der Revolution eine der reichſten und ſtolzeſten von Frankreich und Aix, wo ſie ihr Parlament hatte, war ihr Hauptſitz. Die Parlamente ſind gefallen, mit ihnen der parlamentariſche Adel und die Parlamentsſtädte. Die Güter des ſehr legitimiſtiſchen Adels der emigrirt war, kamen in bürgerlichen Beſitz, und nun ſteht das prächtige Quartier mit ſeinen Paläſten, mit ſeinen ſtolzen Balkonen todt und leer. Das Gras wächſt in den Straßen; die Fenſter ſind geſchloſſen; die unteren Stock-

werke ſind von Wäſcherinnen bewohnt; die prächtigen Veſtibules ſind Sattler- und Wagnerwerkſtätten geworden. Uralte Platanen werfen ihren melancholiſchen Schatten auf dieſe geſtorbene Welt; die Waſſer der Ciſterne aus den Zeiten Ludwig's XIV. ſprechen in dieſer Stille ſo laut, daß man ihr monotanes Murmeln im entfernteſten Winkel dieſes Stadttheils hört, daß ſie im Innern der leeren Palläſte zu wiederhallen ſcheinen. Ich wollte mich nach dem Hauſe Mirabeau's erkundigen und fand in allen dieſen Gaſſen keine Seele, die ich befragen konnte. Ich kam wieder auf den Corſo zurück, fragte nach rechts und links — es wußte mir es kein Menſch zu ſagen; ſo gab ich es auf und vertiefte mich in die winklige, eckige, ſchmalgaſſige innere Stadt. Da ging es etwas lebendiger her, denn es war Wochenmarkt. Aber immer konnte man bemerken, daß man ſich in einer Stadt befinde, die dreimal ſo viele Einwohner mit Bequemlichkeit beherbergen konnte.

Auch hier viele alte, pallaſtähnliche Gebäude; ich trat auf gut Glück in das eine und andere und mußte Wölbungen, Treppen, königliche Raumverſchwendung bewundern.

Zwiſchen dieſen Häuſern nordfranzöſiſchen, ariſtokratiſchen Styles aus dem 17. Jahrhundert und dem Anfang des 18. wie wir ſie auch in Deutſchland kennen, nimmt

ſich das Palais der Juſtiz, ganz italieniſcher Art, mit ſeinen unzähligen Säulen, mit ſeinem weißen Glanze, ſehr fremdartig aus. Es hat eine ſchöne Vorhalle, vor der die beiden berühmten Rechtsgelehrten Pourtales und Simeon in weißen Marmor gehauen — mit ihren Orden und Spitzencravaten ſehr breit und würdig auf marmornen Thronen ſitzen. Der innere Hof iſt zu ſehr von Säulen überladen. Man ſieht nichts als Säulen über Säulen. Neben dieſer Verſchwendung nimmt ſich die ſchmale Doppeltreppe deſto ärmlicher aus.

Ich verließ den Pallaſt um die berühmte Kathedrale aufzuſuchen. Es iſt ein unordentliches, großes Haus, halb im Spitzbogen- halb im Rundbogenſtyle gebaut und gar nicht ſo viel daran zu bewundern, als Bücher und Reiſende Einem glauben machen möchten. Das Intereſſanteſte an ihr iſt eine mit Skulpturen bedeckte Thüre, die wahrſcheinlich aus dem 16. Jahrhundert ſtammt. Die Skulpturen ſtellen verſchiedene Tugenden und die zwölf Propheten dar. Die Geſichter ſind mit außerordentlicher Sorgfalt gearbeitet und haben ein ſchönes Relief. Beſonders zu loben iſt die Einfachheit des Ganzen, die bei ähnlichen Arbeiten, wie wir ſie in Belgien, Deutſchland und Italien ſehen, meiſt zu mangeln pflegt.

Eine andere Merkwürdigkeit der Kathedrale von St. Sauveur iſt das ſchöne Bild, das man dem König

René zuſchreibt. Es ſtellt die Jungfrau mit dem Kinde über einem Baume ſchwebend vor; ein Engel ruft einen Hirten herbei, der ſich geblendet die Augen mit der einen Hand bedeckt, während die andere den Schuh vom Fuße ziehen will. Vielleicht iſt es der Hirte Moſes. Viele Ausleger glauben, viele beſtreiten es; denn, ſagen die Letzteren, was hätte die Jungfrau mit dem Kinde in jener Geſchichte mit dem Dornbuſche zu thun? — Aber wenn David Chriſtum ankündigt, warum ſoll Moſes nicht die Jungfrau ſchon im Dornbuſche geſehen haben? Ich ſehe nicht ein: es iſt eines ſo möglich wie das andere. Uebrigens kommen uns bei den Malern früherer Jahrhunderte ſehr oft ſolche Ragouts aus alt- und neuteſtamentlichen Stoffen bereitet vor. Man muß zu ſo frommen Werken wenig Verſtand und viel Glauben mitbringen, dann thut man ihnen am wenigſten Unrecht. Auch die Geſchichte muß man auf Momente vergeſſen. Dieſes Alles bei Seite, verräth das Bild eine Meiſterhand. Zu dieſer Reinheit der Zeichnung, zu dieſer Lebendigkeit und Harmonie der Farben, zu dieſem leichten Ausdruck der Wahrheit in Stellung und Mienen bringt es keine königliche Dilettantenhand.

Das Bild iſt von zwei Flügelthüren bedeckt, welche innen und außen von derſelben Hand und mit größerem Glücke noch als das Hauptbild gemalt ſind. Auf den

vier Flächen ſieht man die Jungfrau mit dem Engel Gabriel — den König René und ſein Weib — wieder den König René in Geſellſchaft zweier männlicher und einer weiblichen Heiligen — die Königin in ähnlicher Geſellſchaft. Der Kopf der Heiligen auf dieſer vierten Bildfläche iſt unendlich reizend und ſchön; er überſtrahlt weit die Himmelskönigin und die Erdenkönigin. Letztere iſt allerdings bedeutend häßlich. Daß das Bild nicht von König René herrühre, beweiſt ſein eigenes Portrait auf dem einen Flügel; der Kopf hat eine ſolche Stellung, daß er ſich unmöglich ſelbſt gemalt haben kann. Daß aber dieſer Kopf wie das ganze Werk von einem und demſelben Meiſter herrühre, iſt nicht zu leugnen; es iſt ein und derſelbe Charakter in Zeichnung, Farbe und Auffaſſung. Von König René's Kopfe ſtrahlt ein ſo beſtimmter, individueller Ausdruck, daß man von der Aehnlichkeit des Portraits feſt überzeugt iſt.

Ein Mann, der ſo malen konnte, im fünfzehnten Jahrhundert, ſo malen konnte, hätte ſich nicht mit Regieren abgegeben. König Ludwig hat weniger gelungene Poeſieen gemacht und hat für ſie ſeinen Thron verlaſſen; denn welchem Künſtler, wenn er die Wahl hatte, wäre ſie zwiſchen Kunſt und Thron ſchwer geworden. So ſchließe ich auch daraus, daß das Bild wohl ein Geſchenk König René's ſei, daß man ſich mit der Zeit gewöhnt habe es

„das Bild von König René“ zu nennen, daß er es aber mit keinem Pinsel berührt habe. Er wäre sonst auch als Maler etwas bekannter geworden, denn es ist des größten Malers seiner Zeit würdig. Auf dem Piedestal der Brunnenstatue, welche die Aixer dem guten König René aufgerichtet, heißt es, seine Lieblingsbeschäftigung sei Beglückung seiner Unterthanen gewesen. Connu! Connu! Rechts und links sind die Medaillen zweier Rathgeber, wie zwei verantwortliche Minister beigegeben.

Siehst Du, lieber Fritz, wenn ich Dir noch sage, daß es hier einen deutschen Schuster Namens Wagner giebt, der sein Haus zum deutschen Stiefel nennt, und daß sich der Verräther gar nicht darum kümmert, daß die Teutonen hier geschlagen worden, daß er sich aber sehr für Mirabeau interessirt — so habe ich Dir das Merkwürdigste mitgetheilt, was von Aix überhaupt mitzutheilen ist, und ich eile nach der Post um nach St. Chamas und von dort nach Arles zurückzufahren.

St. Chamas 6. September 1851 Nachmittag.

Mit Hülfe von fünf feurigen Hengsten flog ich von Aix nach St. Chamas, und es ist gut zu fliegen über diese unerquickliche Strecke, besonders wenn ein Gewitter in der Luft hängt. Schwarz lag das Gebirge hinter uns und hüllte sich immer dichter in Wolken ein. Kaum war

der Thurm Cäsar's zu sehen, aber drohend brach der Berg St. Victoire durch alle Wolken. Er heißet eigentlich nur Victoire oder Victoria. So haben ihn die Römer zum Andenken an ihren Sieg über die Germanen genannt, aber das spätere Christenthum hat sein „St." hinzugefügt, und es hat sich wohl auch ein phantasievolles Pfäfflein gefunden, das die Legende zu dem „St." ersann. Genug, man verehrt jetzt dort eine heilige Victoria. Neben mir im Imperiale saß ein poetischer Aixer, der mir die Topographie des Landes erklärte. Von der Schlacht der Römer und Germanen sprach er mit einer Befriedigung, als wäre er selbst ein Römer, und mit einem Interesse, als spräche er von Marengo. Sie scheint überhaupt der historische Stolz der Gegend zu sein. Alles, was er mir erzählte, belegte er zugleich mit pathetischen Versen, die von seiner Mache zu sein schienen. Von dem armen, unbekannten Flüßchen, der Arc, an dessen Ufern sich der Kampf entsponnen, behauptet er in seinen Versen, es nähme mehr Platz in der Geschichte, als in seinem Bette ein. Das nenne ich doch eine patriotische Illusion.

Links von uns lagen die weiß schimmernden Bogen des Pont de Roque-Favoure, den ich schon diesen Morgen gesehen habe. Er verbindet zwei ziemlich hohe Berge und bildet den schönsten Theil der großartigen Wasser-

leitung, welche die fernen Waſſer der Durançe nach Marſeille führt. Ein kühnes, römerwürdiges Werk, bei dem die Marſeiller weder Geld, noch Mühe und Kunſt geſpart haben.

In der Nähe von St. Chamas zeigte man mir den Flecken Salon, ungefähr zwei Stunden Weges von uns entfernt, am Fuße der Berge, welche die große Ebene begränzen. Dort ruht in ſeinem Grabe der berühmte Gelehrte und Charlatan des 16. Jahrhunderts: Noſtradamus. Er war in dem nicht fernen St. Remy von jüdiſchen Eltern geboren, trieb Arznei, bezwang in mehreren Städten Südfrankreichs die Peſt, bezog dafür eine Rente von der Stadt Aix und zog ſich mit dieſer nach Salon zurück, wo er ſich die Zeit mit Prophezeihen verkürzte. Ueber ſeinem Grabe ſoll ſein treffliches Portrait ſich befinden.

Hier in St. Chamas wird eben heute das Feſt des Localheiligen gefeiert. In der Ferne ſehe ich viel geputztes Volk; es wäre intereſſant es in der Nähe zu ſehen. Es iſt das hier im Süden, wo jeder kleine Ort ſeinen beſonderen Heiligen und ſein beſonderes Feſt hat, die beſte Gelegenheit das Volk kennen zu lernen. Die Feſte drängen ſich ſeit Anfang Auguſt und hören erſt ſpät nach der Weinleſe auf. Von dieſer, je nach den Hoffnungen die ſie erregt oder erfüllt, hängt die Lebendigkeit, die

Freude, der Pomp der Feſte ab. — Auch eine römiſche Brücke vor dem Eingang in das romantiſch gelegene Dorf wäre intereſſant; aber ich fürchte den Bahnzug zu verſäumen, da ich nach heute in Arles ſein muß. Ich begnüge mich damit den Etang de Berre zu betrachten. Wie romantiſch lieblich ſah er aus, wie voll Süden, als ich ihn vor einigen Tagen geſehen, heute blickt er wie ein heiliger See an einem nordiſchen Göttertempel, auf dem cimeriſche Nacht lagert. Das Gewitter, das ſich ſeit heute Morgen vorbereitet, liegt zu dichten Wolken geballt, auf ſeinen Waſſern und über ſeinen Bergen. Bald wird es losbrechen; die Luft iſt von Elektricität überladen. Noch brütet es und ſcheint über ſeine eigene Wuth nachzudenken. Die Lokomotive pfeift; es geht nach Arles zurück. Wenn ich St. Chamas nach Jahren wiederſehe, wird es wahrſcheinlich ein ganz anderes Ausſehen haben. Man trägt ſich ſeit lange mit dem Gedanken, den Etang de Berre in einen Hafen zu verwandeln. Die Vortheile wären unermeßlich; die Schiffe würden einige Meilen tief in's Land dringen und da ſo ſicher vor Anker liegen, wie ein heimgekehrter Wanderer, an ſeinem Herde. Dann aber Ade! Marſeille, altes Maſſalia! Deine Stunde hat geſchlagen — deine Börſe verfällt und deine Geldſäcke wandern nordwärts in das jetzt weltvergeſſene, arme St. Chamas.

Arles, 6. September 1851 Mitternacht.

Das war ein Wetter wie ich es in dieſem Leben und wahrſcheinlich auch in einem vergangenen nicht geſehen habe. Ich weiß es nun was die Energie eines ſüdlichen Sturmes, von der man mir ſchon viel geſprochen, zu bedeuten habe. Kaum hatten wir St. Chamas verlaſſen, als ſich auch ſchon die Wolken vom Etang de Berre aufmachten, um uns zu verfolgen. Sie erreichten uns auf der Ebene des Crau, verbreiteten ſich mit Blitzesſchnelle über den ganzen Himmel und ſenkten ſich dann ſo tief, daß wir wie in einer Nebelkappe ſtacken. Wenn man vorwärts ſah, war es als würde die Lokomotive die dunklen Mauern, die ſich vor ihr aufthürmten nicht durchbrechen können. Ohne alles Vorſpiel begann es mit Regen, Donner und Blitz zugleich. Der Donner des einen Blitzes war noch nicht verhallt, als ihn ſchon ein anderer Blitz durchſchnitt und ein anderer Donner ihm in's Wort fiel. Hundert Gewitter ſchienen ſich auf dieſer Ebene ein Rendezvous gegeben zu haben, um einen polniſchen Reichstag abzuhalten. Es waren lauter Dantons, welche ſprachen, und am Ende wurde man handgemein. Blitz auf Blitz hüllte die Erde, ſo weit man ſehen konnte, in eine violette Nacht. Der Regen floß in Niagarafällen herab. Ein Geiſtlicher im Wagen zog ſein Brevier hervor und begann eifrig zu leſen; einige Weiber beteten, ein ner-

weibes verhüllte ſich den Kopf mit dem Mantel ihres Nachbars und warf ſich unter die Bank. In der Sumpfgegend lag das Schilf, das ſo ſchwer zu brechen iſt, niedergeſchmettert da; die Thamarisken zerrauften ſich in Verzweiflung das Haar, und die Pappeln neigten und beugten ſich. Endlich konnte auch die Lokomotive nicht weiter; ſie ſtockte mehreremals, ſeufzte tief auf und jagte weiter bis ſie wieder außer Athem ſtehen blieb. Einmal ſchlug der Blitz kaum zehn Schritte von uns in den Boden, und der kleine See, der ſich geſammelt hatte, ritzte in Atomen in die Luft. Hundert Köpfe reckten ſich aus den Fenſtern hervor und riefen dem Maſchinenführer zu, doch zu halten, da ſie fürchteten, die Reibung der Waggons könnte den Blitz auf ihre Häupter ziehen. Der Maſchinenführer aber hörte ſie nicht oder wollte unter Dach kommen. So langten wir endlich in Arles an. Viele Reiſende, die weiter gewollt, ſprangen doch entſetzt aus dem Wagen, glücklich unter Dach zu ſein. Auf dem Bahnhofe mußten wir an eine Stunde warten, bis ſich die Omnibus entſchloſſen uns in die Stadt zu führen. Auf dem Wege dahin drängten ſich zahlloſe Spaziergänger in den Wagen um den Regenſtrömen zu entgehen, und wir mußten uns entſchließen zarte Weiblein auf den Schooß zu nehmen. Es waren Arleſerinnen und ſo tröſtete man ſich über dieſes Schickſal. Die Gaſſen waren überſchwemmt;

nun ſitze ich ſchon ſeit fünf Stunden im Hotel des Forums und noch hat das Unwetter keinen Moment in ſeiner Gewaltſamkeit nachgelaſſen. Man fürchtet für die Nacht einen Spaziergang des Rhones in Arles' Gaſſen. Das iſt wahrhaftig nichts Gewöhnliches; das iſt ein außerordentliches Naturereigniß, ſo gewaltig wie ein Erdbeben, oder der Ausbruch des Veſuvs. Bei all' den Strömengüſſen iſt es jetzt um Mitternacht noch ſo heiß, wie es um Mittag war. Das war es alſo, was der Samum von heute Morgen zu bedeuten hatte. Ich bin überzeugt, daß man von dieſem Gewitter im Lande ſprechen werde.

7. September 1851.

Nach dem Kirchengange, denn es iſt Sonntag heute, habe ich mich weiter mit menſchlicher Schönheit nicht beſchäftigt, um mich deſto ungeſtörter der Bewunderung von Thierſchönheit hinzugeben. Ich beſuchte das große Geſtüte der Republik. Ein prachtvolles Inſtitut; alles ſo reinlich und elegant gehalten, als wäre es für Hofdamen und nicht für ſinnlich geſtimmte Hengſte eingerichtet. Alle Pferderaçen Frankreichs ſind hier auf's Würdigſte vertreten und werden kaum von den Exemplaren fremder oder gekreuzter Geſchlechter verdunkelt. Das normanniſche Roß hat ſich ſeiner derben Muskelhaftigkeit neben dem Engländer nicht zu ſchämen; es wäre ſonſt die falſche

Scham des derben Bauersmannes neben dem Gentelman. Die anglonormanniſche Raçe erinnert auf's Deutlichſte an manche Geſichter, die man im engliſchen Oberhauſe geſehen. Nur der ächte Araber mit ſeiner Nervoſität, mit ſeinen feurigen Augen, ſeinem feinen Kopf und der faſt menſchlichen Naſe ragt durch eine gewiſſe pſychiſche Ariſtokratie über die anderen hervor und darf ein gewiſſes Recht auf ariſtokratiſches Gebahren in Anſpruch nehmen. Einer befindet ſich hier, der ſeinen ehemaligen Beſitzer zum reichen Mann gemacht hat. Nachdem er ihm hunderttauſend Franken in Wetten gewonnen, ließ er ſich für eine gleiche Summe noch an die Regierung verkaufen. Wie viele beſſere Männer haben ſich zu kleinerem Preiſe an Regierungen verkauft! — Es iſt eine böſe Zeit, da die Pferde mehr gelten, als ſolche würdige Staatsbürger. Allerdings iſt es noch problematiſch ob der Sophiſt, ſo heißt der edle Renner, dem Staate nicht beſſere Dienſte leiſten wird, als all' die andern Verkauften, an die ich hier denke. — Ein gewiſſer brauner Angloaraber, den kennen zu lernen ich auch noch die Ehre hatte, hat bis jetzt noch keinen Reiter auf ſeinem Rücken geduldet, aber ſeine Pflichten als Secretär des Geſtütes ſoll er gewiſſenhafter und treuer erfüllen, als alle ſeine Collegen. Tout comme chez nous.

Der heutige Tag ist einmal der Thierheit gewidmet. In den Gassen sehe ich einen großen Anschlagezettel, der einen Stierkampf in Tarascon ankündigt. Dieses für den Süden Frankreichs so charakteristische Schauspiel darf nicht versäumt werden. Ich packe ein und fliege nach Tarascon. — Lebe wohl schönes und schönbewohntes Arles! Wann werde ich dich wiedersehen mit deinen Antiken, mit deinem Mittelalter und was mehr ist, mit deiner lebenden, blühenden, liebenden und geliebten Gegenwart?! —

Zehntes Kapitel.

Stierhetzen in Carascon — Rohheit der Einwohner — Eine Kindesmörderin — Ankunft in Nimes — Ausflug nach dem Pont du Gard — Eine Camisardengrotte.

Nimes, 8. September 1851.

Vom Thürmchen eines Privathauſes habe ich dem grauſamen Spiele zugeſehen, deſſen man gewöhnlich nur noch die Spanier für fähig hält.

Das Theater war mit ſo merkwürdiger Sorgloſigkeit conſtruirt, als ob hier von kleinen Gaukeleien und nicht von Kämpfen mit wilden, eben erſt aus den Sümpfen geholten Stieren die Rede wäre. Man kann ſagen, daß ſie in offener Gaſſe ſtattfanden; ein Beweis, wie vertraut die Leute des Südens mit dergleichen ſein mögen. Die breite Gaſſe, welche vom Schloſſe des Königs René auf der einen, von den Privathäuſern auf der andern Seite gebildet wird, war an den zwei Ausgangspunkten ganz einfach durch zwei Bretterwände geſchloſſen, und dieſe von ſo hinfälliger Natur, daß ſie der Stier mit einem Hörnerſtoß hätte über den Haufen werfen können. Die eine

war auch ſo nachläſſig hingelehnt, daß ſie während des Kampfes mehreremal niederfiel. Eine Unbequemlichkeit hat nach der Meinung des Kenners dieſer Schauplatz darin, daß er durch den Schloßgraben in eine obere und untere Hälfte getheilt wird, und dieſe Unbequemlichkeit wurde heute noch durch das Waſſer erhöht, welches von der geſtrigen Rhoneüberſchwemmung im Graben ſtehen geblieben war. An den Wänden der erwähnten Privathäuſer waren Strick- und Holzleitern angebracht, um den verfolgten Stierkämpfern die Möglichkeit der Rettung zu geben. Dieſer Leitern waren unzählige, denn — das iſt das Eigenthümliche und Schmähliche dieſer Spiele im ſüdlichen Frankreich — denn auch der Toreados waren unzählige; mit einem Worte ſo viele als Zuſchauer. Das ganze Volk, Jeder, der die wenigen Sous bezahlen kann. Männer, Weiber, Kinder, Alles ohne Unterſchied wird in die Umzäunung eingelaſſen.

Bei meiner Ankunft hatten die Kämpfe ſchon begonnen, ein Stierhatte bereits das Seinige gethan und man erwartete den zweiten. — Die Hunderte von Zuſchauern ſtanden in Gruppen zuſammen und unterhielten ſich auf's Lebhafteſte. Vieler Blicke ſahen ſtarr nach der Stallthüre, aus welcher der erwartete Kämpfer kommen ſollte. Ueberall Geſchrei, Rufen, Zanken, Pfeifen, Ausbrüche der Ungeduld. Endlich that ſich die Thüre auf, ein Jubelgeſchrei

erhob ſich und auf dem Kampfplatz erſchien der ſehnlichſt Erwartete. Die erſten Schritte lief er ganz harmlos dahin, keines Kampfes, keiner Gefahr, keines Feindes gewärtig. Bald mußte er alle drei kennen lernen. Ein Geſchrei voll Wuth und blutiger Luſt empfing ihn, darauf ein Regen von Steinen und von Stöcken, vor ſeinen Augen wehten hundert der bunteſten Tücher und plötzlich umringte ihn eine ſchreiende Menge mit Hohn und Spott und Herausforderungen. — Jetzt ſtutzte der arme Opferſtier. Unſchlüſſig ob er ſich vertheidigen ſoll, hält er einen Moment inne und betrachtet die Menge, dann wendet er ſich um und eilt der Thüre zu, aus der er gekommen war. Neue Schläge, Stiche, Hohngeſchrei verfolgen ihn. Er findet die Thüre verſchloſſen und kehrt mit halb erwachtem Zorn zurück. Mit vorgeſtreckten Hörnern ſtürzt er auf die Menge der Feinde los, die auseinanderſtiebt wie Sand im Winde und ſich auf die Leitern und Planken rettet. Viele werfen ſich auf's Geſicht und bleiben regungslos liegen. Der Stier eilt an ihnen vorbei, ſpringt über das Geländer des Schloßgrabens und hinein in das Waſſer, wo er wieder ruhig ſtehen bleibt. Aber das Funkeln der Augen, der hoch in die Luft gehobene Schweif zeigen, daß ihn ſein Gleichmuth zu verlaſſen beginnt.

Die edlen Helden, die ſich bei ſeiner erſten Drohung

in unerreichbare Positionen geflüchtet oder den Tod geheuchelt haben, sind jetzt empört, daß er sich den Angriffen ihrer Ueberzahl zu entziehen sucht. In Massen stürzen sie ihm nach, sie waten durch's Wasser und greifen ihn von allen Seiten zugleich an, bis sie ihn auf den trockenen Theil des Schloßgrabens gelockt haben. Dort entwickelt sich nun erst der eigentliche Kampf. Männer und Buben umringen den Stier, reizen ihn, fordern ihn heraus durch Schläge und Stiche. Während er sich dem Einen mit den Hörnern zuwendet, packt ihn der Andere am Schweife und lockt seine Aufmerksamkeit nach einer anderen Seite, aber schon hat ein Dritter und gleich darauf ein Vierter ihm einen Stich oder einen Schlag in den Schenkel oder auf die Rippen versetzt. Der Stier macht einen gewaltigen Sprung, die Menge flieht auf die Felsen, auf denen das Schloß steht.

Das innigste Mitleid mit dem armen Thiere und ein tiefes Gefühl der Empörung gegen die Barbaren ergreift den civilisirten Zuschauer. Er nimmt Partei für den feige und grausam Verfolgten und freut sich mit der drohenden, imponirenden Stellung, die er jetzt einnimmt.

Schwarz von der Spitze des Hornes bis an das letzte Ende des Schweifes und bis zur untersten Klaue, leicht beweglich und flink, fast anmuthig in der Ruhe, mit schlanken Beinen und schlankem Halse, war es ein pracht-

voller Anblick, wie er jetzt gleich einem Löwen beide Flanken mit dem Schweife ſchlug, wie er erſt die Vorderklaue, dann die hintere am Boden wetzte, daß er tiefe Furchen grub und den Sand weit hinter ſich zurückwarf, wie er ſeine Waffe, die Hörner, prüfend auf- und niederwiegte und das in Wuth immer mehr erglühende Auge aus dem ſchwarzen Körper heller und heller leuchtete. Ein dumpfes Brüllen begleitete dieſe Vorbereitungen zum Angriff. Dann ſtand er ſtill und maß ſeine Feinde, die ihn in den Graben verfolgt und ſich auf die ſteilen Felſen gerettet hatten. Sie waren ſtille und klammerten ſich krampfhaft an die ſchmalen Vorſprünge. Auch die übrigen Zuſchauer wurden ſchweigſam und tiefe Stille herrſchte über der eben erſt brüllenden Maſſe. „Der iſt böſe,“ hörte man hier und da murmeln.

Wie es ſeine Stellung und ſeine Vorbereitungen vorher errathen ließen, ſo that auch der Stier. Dießmal begann er den Angriff. Mit ungeheurem Muth und mit der Schnelligkeit einer geſchleuderten Kugel warf er ſich auf den Felſen, an welchem ſeine nächſten Feinde hingen. Seine Natur vergeſſend, verſuchte er es ſogar zu klettern, glitt aber bei jedem Verſuche von dem glatten Geſtein herab. Durch die vergeblichen Angriffe ermuthigt, fingen wieder die Helden ihren Kampf mit Stöcken und Tüchern an, um ihn zu neuen vergeblichen Anſtrengungen

zu reizen. Der Stier ermüdete nicht, er unternahm einen Sturm nach dem andern. Wenn er unverrichteter Sache vom Geſtein herabglitt, trat er einige Schritte zurück, wetzte Horn und Klaue auf's Neue, brüllte und warf ſich wieder auf die uneinnehmbare Feſtung der Feinde, die immer mehr ermuthigt, ihn durch Händeklatſchen, Hohngelächter, geſchwungene Tücher und Schläge mit langen Stäben zu immer größerer Wuth zu reizen ſuchten. Aber klüger als ſeine Feinde, ließ der Stier von ſeinen erfolgloſen Angriffen plötzlich ab. Ruhig ſtellte er ſich hin, offenbar feſt entſchloſſen in dieſer Stellung zu verharren, bis Einer oder der Andere vom Felſen herabſteige. Es war eine förmliche Belagerung. Starr, wie in Erz gegoſſen, ſtand er; nur der Kopf bewegte ſich manchmal hin und her, um die ganze feindliche Linie zu beobachten. Das dauerte ſo einige Minuten. Aber die Zuſchauer auf der oberen Hälfte des Schauplatzes fingen an ſich zu langweilen, ſie wollten keinen Blokus, ſie wollten Kampf, vielleicht Blut. Wie auf ein gegebenes Zeichen regnete ein Hagel von Steinen auf den Stier nieder, ungeheures Geſchrei erhob ſich, hundert bunte, meiſt rothe Tücher wehten. Aber der Stier ließ ſich nicht aus ſeinem Gleichmuthe und der einmal eingenommenen Stellung bringen, unbekümmert um Steine, Geſchrei, bunte Tücher, ſtand er ſtarr und reglos wie zuvor, immer die Feinde beachtend,

die er ſich als Ziel auserſehen hatte. Schon floß purpurnes Blut aus vielen Wunden an Kopf und Körper, aber er zuckte nicht; nur manchmal ſchob er voll Verachtung mit dem Hinterfuße einen Stein weg, der neben ihm niedergefallen war. — Das Geſchrei der Zuſchauer nahm zu, man ſchimpfte über die Tücke und das Phlegma des Stieres und über die Unternehmer, die ſo ſchlechte Subjecte dem Volke vorzuführen wagten, man ſchrie und rief; es drohte ein Aufruhr gegen die Entrepreneurs aufzubrechen; man wollte den Stall ſtürmen und andere Stiere loslaſſen; auch wollte man den Kampf nicht auf den Schloßgraben beſchränkt ſehen, man wollte ihn oben haben, wo ſich die Majorität der Verſammelten befand.

Da erſchienen denn, ungefähr nach einer Viertelſtunde des Geſchreis, die Piqueurs. Drei Männer in Hemdärmeln durchwateten das Waſſer und gingen vorſichtigen Schrittes auf den Stier los. In den Händen trugen ſie die Trydents oder Dreizacke dreiſpitzige, ſcharfe, feſte Gabeln, am Ende einer langen Stange befeſtigt. Die Piquers ſind Knechte der Adminiſtration und beſtimmt, einen zu ruhigen Stier mit ihren Inſtrumenten in Wuth zu bringen oder, wenn er ſich zu weit von der Stätte des Schauplatzes verliert, wie im gegenwärtigen Falle, ihn zurückzuführen, indem ſie ſich, nachdem ſie ihn gehörig gereizt, von ihm dorthin verfolgen laſſen. Alle drei

griffen den Stier auf einmal von hinten an, ſo daß er gezwungen war, ſeine Aufmerkſamkeit vom Felſen ab und auf die Feinde zu wenden, die ihm direct auf den Leib rückten. Er zauderte nicht einen Augenblick und nahm muthig den überlegenen Kampf an. Er bog den Nacken und ſtürzte mit vorgeſtreckten Hörnern auf die drei Piqueurs los. Aber dieſe hielten ſtramm die Dreizacke vor; der Stier ſtürzte darein und bohrte ſich ſelbſt drei dreifache Wunden in die Stirn. Er bebte zurück und ſchüttelte das Blut ab, das dunkel und dick hervorquoll und ihm im Augenblicke eine ſchauerliche Maske über das ganze Geſicht bildete. Kaum hatte er die Augen frei, als er wieder den Kampf begann. Aber ſchon flohen die Piqueurs; der Stier verfolgt ſie durch's Waſſer, hinauf auf den oberen Schauplatz, wo ihn am Rande ſchon eine dichtgedrängte Menge mit Schreien erwartet. Der Zweck iſt erreicht, die Piqueurs verſchwinden, die Männer und Buben vom Felſen ſpringen hinab und verfolgen den Verfolgenden, bald wird der Kampf ein allgemeiner ſein. Aber jetzt hätte es leicht geſchehen können, daß der Stier ſeine Wuth wenigſtens an einem ſeiner menſchlichen Feinde gekühlt hätte. Denn dort, wo der obere Schauplatz mit dem Graben durch einen ziemlich ſteilen Abhang verbunden iſt, konnte die enggedrängte Menge nicht ſchnell genug vor dem anſtürmenden Stiere auseinanderſtieben und in

der That packte dieſer einen Mann aus der fliehenden Hinterreihe. Man konnte es nicht deutlich unterſcheiden, ob der Mann ſich ſelbſt hingeworfen oder ob ihn der Stier niedergeſtürzt hatte, man ſah ihn nur zu Füßen ſeines fürchterlichen Feindes und dieſen einige Augenblicke mit ſeinem Horn auf ihm herumwühlen. Wie aus einem Munde erſcholl der Schrei des Entſetzens, als der Stier weiter lief und der Mann wie todt auf dem Boden liegen blieb. Aber kaum hatte ſich der Stier auf einige Schritte entfernt, um die Menge zu verfolgen, als der Todte aufſprang und glücklich, ſo davon zu kommen, aus dem Circus eilte. Vom linken Auge floß ihm ein Strom von Blut, die Kleider waren vom Horn ſo zerfetzt, daß ſie, als er ſich erhob, wie Zunder von ihm abfielen und nur ein Stück von der Jacke und vom Hemde am Oberleibe hängen blieb. Wenn nicht die Wunde, hätte ihn die Scham zwingen müſſen, den Schauplatz zu verlaſſen.

Jetzt, da man den Stier oben hatte, nahm erſt das Vergnügen den Charakter an, den das Volk wollte. Von allen Seiten umringten ihn dichte Haufen, die ihn verhöhnten, ſtachen, ſchlugen. Wandte ſich der Stier gegen einen ſolchen Haufen, ſtob er auseinander; die einen klammerten ſich an die Bretterwand, die andern ſchwangen ſich auf die Leitern, die dritten warfen ſich in langen Reihen längs der Mauer ſteif wie Todte auf den Boden

Indeſſen hat ſich ſchon ein neuer Haufe gebildet, der wie ein Schwarm von Horniſſen auf das gequälte, wie toll hin und her rennende Thier zuſtürzt. — Das iſt das eigentliche Spiel, wie es beliebt iſt.

So ging es mit geringer Abwechſelung durch Stunden fort. Ein Stier nach dem andern kam harmlos aus dem Stalle, um ſchon nach wenigen Minuten zur äußerſten Wuth gebracht zu ſein und nach halbſtündiger oder ſtündiger Verfolgung der grauſamſten Art, aus vielen Wunden blutend, wieder dahin zurückzukehren, um einem andern Platz zu machen. So habe ich fünf oder ſechs Stiere kommen und gehen geſehen. Um etwas Abwechslung in's Spiel zu bringen, läßt man manchmal zwei oder auch drei zugleich auf dem Schauplatze. Dießmal war man gezwungen, die ganze Zeit hindurch zwei draußen zu laſſen, da der arme Kämpfer, deſſen Thaten ich beſchrieben, durch keine Liſt und durch keine Gewalt vom Kampfplatze zu bringen war. Es ſchien, als wollte er ſich um jeden Preis rächen. — Die andern folgten dem taureau-guide, oder Führerſtier, der gezähmt und dazu abgerichtet iſt, die kampfunfähig oder müde gemachten in den Stall zurückzuführen. — Rührend war es, wenn zwei, drei oder mehre Stiere zugleich auf dem Platze waren, wie ſie ſich ſogleich zuſammenfanden und faſt ein Quarré bildeten, um ſich gemeinſchaftlich gegen den ge-

meinſchaftlichen Feind zu vertheidigen. Aber man wußte ſie immer zu trennen. Endlich, ſchon gegen Abend, erſchien ein prächtiger Stier, der zwiſchen den Hörnern die rothe Kokarde trug. Wer ihm dieſe vom Kopfe reißt, gewinnt einen beſtimmten kleinen Preis von 5 bis 6 Frcs. Man bezeichnete einen gewiſſen derben, zugleich flinken Lümmel, als den wahrſcheinlichen Sieger. Er war es auch; leiſe ſchlich er, nach langen, vergeblichen Anſtrengungen, von der Seite an den Stier heran, packte zu gleicher Zeit ein Horn und die Kokarde — ein Ruck und er hatte den Preis gewonnen. — Mit einem Sprunge hatte er ſich der Verfolgung des Stiers entzogen, den ſchon andere anfielen und ſo vom Sieger abzogen.

Ich habe ſchon erwähnt, daß ſich Zuſchauer jedes Standes, jedes Alters, jedes Geſchlechts im Circus befanden, und daß ſie Zuſchauer und handelnde Perſonen zugleich waren. Daß Jungens von 8 und 10 Jahren am Kampfe Theil nahmen, könnte man als Gaſſenbuberei auslegen und müßte es nicht für charakteriſtiſch für das Volk und ſeine Leidenſchaft für dieſe Spiele halten. Was aber bezeichnend iſt, unglaublich klingt und doch nicht minder wahr iſt: ich habe mitten im Circus, oft mitten in dem Haufen, der den Stier angriff, oder vor ihm floh, viele Ammen mit Kindern auf dem Arme, eine mit dem Kinde an der Bruſt geſehen.

Nach dieſen letzten Worten darf ich wohl keine Silbe mehr hinzufügen, um die Leidenſchaft für dieſe Spiele, oder vielmehr die Wuth, zu charakteriſiren. Sie wird den Kindern anerzogen, die nach den Schulſtunden Course de Taureaux ſpielen, indem dem einen Knaben künſtliche Hörner um den Kopf gebunden werden und die andern ihn auf alle mögliche Weiſe plagen. Wenn ein ſolcher öffentlicher Stierkampf ſtattfinden ſoll, hört man Tage lang vorher in allen Kaffeehäuſern und in Familienkreiſen davon ſprechen, und wenn er vorbei, wird jede Phaſe, jede geringſte Einzelheit deſſelben mit einer Wichtigkeit durchdiscutirt, als ob es ſich um das Wohl des Staates handelte. Am Vorabend verſammelt ſich ſchon die halbe Bevölkerung eines Ortes, um die Stiere, die aus der Camargue hergetrieben werden, am Eingange des Stalles zu erwarten und wo möglich durch Herausforderungen, geheim angebrachte Verwundungen, das Spiel ſogleich zu beginnen.

Bei ſolcher Leidenſchaftlichkeit ſollte man eigentlich mehr Muth vorausſetzen; was aber dieſe Spiele beſonders bezeichnet, iſt neben der Grauſamkeit die niedrigſte Feigheit. Denn es iſt im Grunde kein Kampf, es iſt nur ein Necken und Quälen und Plagen des armen Thieres; man reizt es nur zur Wuth, man läßt es nur leiden, ohne daß es ſich gegen die Uebermacht des Feindes,

bei den angebrachten Vorſichtsmaßregeln und der regelmäßigen Flucht, ſobald der Stier einen ernſten Angriff macht, vertheidigen oder für ſeine Leiden rächen könnte. Dadurch wird der Anblick eines ſolchen Schauſpiels hier widerlicher, als er es in dem viel verrufenen Spanien ſein mag. Dort kämpfen einige verlorne Subjecte, die vielleicht der Hunger zu ſolchem Gewerbe zwingt, einen ernſten und tapfern Kampf; ſie allein auf eigene Fauſt, einer oder höchſtens nur einige gegen die Gewalt des Stiers; hier wagt man es, in ungeheurer Ueberzahl den Feind kaum anzugreifen, man quält ihn nur auf niederträchtige Weiſe.

Ich geſtehe es, daß ich während der ganzen Stunde, die der Kampf dauerte, Partei gegen meine Gattung für den Stier genommen habe. Oft mußte ich mich mit Widerwillen abwenden. Einer meiner Nachbarn machte die Bemerkung: Wenn die Stiere heute Nacht in ihre Sümpfe zurückkehren, werden ſie den Brüdern von den wilden Beſtien erzählen, die ſie kennen gelernt haben.

Die unglücklichen Thiere, die ſo traurige Beſtimmung haben, ſind Kinder der Camargue, des großen eigenthümlichen Sumpflandes, das man auch das Rhonedelta nennt. Sie ſind nicht übermäßig groß oder muskulös, aber nervös, flink und feurig. Im ruhenden Zuſtande, wie im Laufe, haben ſie eine gewiſſe leichte Grazie, die

ſie vor andern ihrer Gattung auszeichnet. Hier, wo man, durch die hiſtoriſchen Denkmäler daran gewöhnt, gern alles aus uralten Zeiten herleitet, nennt man ſie Abkömmlinge der puniſchen Stiere, die Hannibal bei ſeinem Durchzuge in's Land gebracht haben ſoll, ebenſo wie man die Camarguepferde Abkömmlinge der Araberroſſe nennt, welche die Mauren bei ihrem Abzuge in der Camargue vergeſſen haben. Ihrer Farbe, ihrem Feuer, ihrer Raſchheit nach könnte man die Stiere allerdings für Landsleute der Numidier halten. — Sie werden in den Sümpfen geboren und wachſen daſelbſt unter freiem Himmel in wilder Freiheit auf, bis ſie zur Schlachtbank in die benachbarten Städte oder zu den beſchriebenen Spielen geführt werden. Von letzteren kommen ſie wieder in ihre Sümpfe oder Marais oder Palluden zurück. Des Abends werden ſie entweder ſich ſelbſt überlaſſen fortgejagt, wo ſie dann allein ihre Heimath wiederfinden, oder werden von Reitern, die mit langen Spießen bewaffnet ſind, dahin zurückgetrieben. Dieſe Reiter bringen ſie auch, nicht ohne Gefahr und Mühe (ungefähr wie man in Texas bei ähnlichen Gelegenheiten zu verfahren pflegt) zum erſtenmale in ihrem Leben unter Menſchen und auf den Kampfplatz.

Ebenſo grauſam, doch weniger widerlich, mögen die Ferraden, eine ähnliche Art von Spielen, ſein, die ich

aber nicht ſelbſt geſehen habe. Da kämpfen einzelne mit dem Stiere. Es kommt darauf an, ihn mit gekreuzten Armen an den Hörnern, oder an einem Horn und einem Fuße zu packen und ihn niederzuſtürzen, wo ihm dann ein rothglühendes Eiſen mit dem Namenszuge des Beſitzers auf den Schenkel gedrückt wird.

Aber alle Thierquälerei übertreffend, ungeheuer und faſt myſtiſch grauenvoll iſt die dritte Art von Spielen (wie kann man hier noch von Spielen reden!), die an gewiſſen Feſten ſtattfinden. Da wird der Stier vorn an den Hörnern und rückwärts am Schweif mit ſtarken Stricken gebunden, von vor- und nachſchreitenden Männern feſtgehalten, daß er ſich weder nach rechts noch nach links bewegen kann und keinen Ausweg zur Flucht hat. So wird er den ganzen Tag, oft mehre Tage durch die Gaſſen des Dorfes geführt und von den Bewohnern ununterbrochen geplagt, gereizt, geſchlagen und geſtochen, bis er den Leiden oder der ohnmächtigen Wuth erliegt und todt zuſammenbricht.

Was ſagen Sie zu dieſem Vergnügen? Iſt der Menſch eine ernſthafte Beſtie oder nicht? und wie amüſirt ſich dieſe ernſthafte Beſtie? — Man begreift es in manchen Momenten, daß ein begeiſtertes Mitglied eines Antithierquälervereins zugleich ein Reactionär oder Menſchenfeind ſein kann.

Dieſe Spiele werden noch lange nicht unterdrückt

werden. Regierung und gesetzgebende Versammlung Frankreichs haben eine so heilige Scheu vor Eigenthum und Eigenthümern. Und die Stiere bringen den Eigenthümern so viel Geld ein; ist das nicht einer Rücksicht werth? Im Departement du Gard sind sie zeitweilig verboten; man nahm Veranlassung zum Verbot von mehreren Unglücksfällen, die vorkamen. In Aigues-Vives z. B. wurde vor kurzem ein Familienvater von Stieren aufgespießt und zwei junge Leute anders getödtet. Der eigentliche Grund der Unterdrückung aber war, daß man das Zusammenströmen einer gewaltigen Volksmasse im Departement du Gard scheuet — sei es bei was immer für Gelegenheit. Kam doch selbst auf den Markt von Baucaire Herr Carlier in höchst eigener Person, von fünfundzwanzig Agenten begleitet, um den unschuldigen Markt zu überwachen. — In vielen Dörfern beharrt das Volk trotz des Verbotes bei seinen Spielen; da schickt man Soldaten hin, tödtet die Stiere und erklärt den Belagerungszustand. — Darin ist der Grund zu suchen, warum die Regierung im Departement du Gard sich der armen Stiere und des menschlichen Gefühles annimmt, im legitimistischen Departement des Bouches du Rhone aber die Barbarei nach wie vor fortbestehen läßt. Politik darf keine Sentiments haben, sagte man im vorigen Jahrhundert. Als ich in der Nacht von Tarascon nach Nimes

fuhr, erlebte ich etwas, das mir als die traurige und noth-wendige Conſequenz ſo böſer Gewohnheiten wie die Stier-kämpfe erſchien. Auf einer der Nebenſtationen empfing uns eine aus mehreren hundert Köpfen beſtehende Volks-maſſe; ſchon von Ferne hatten wir ihr Geſchrei mitten durch den Lärm des Bahnzuges gehört; es nahm noch zu, als wir uns näherten und ſchien ſich, da wir hielten, in Raſerei verwandeln zu wollen. Wir ſteckten die Köpfe aus dem Wagen und erfuhren, daß die zwei Gendarmen, die wir in der Mitte des Volkshaufens erblickten, eben im Begriffe waren, mit einem Weibe, das ſie führten, in den Wagen zu ſteigen, um ſich nach Nimes, dem Sitze des Gerichtes zu begeben. Das Weib, ſeit Jahren von ihrem Manne getrennt, hatte ein Kind geboren, von dem man nicht wußte, wo es hingekommen war. Der Volks-haufe hatte ſich verſammelt, um die Unglückliche noch zu verhöhnen; das war das Geſchrei, das uns empfangen hatte, das in dem Augenblicke, da die Unglückliche in den Wagen ſtieg, ſich in furchtbares Gelächter verwandelte und ſich als ziſchendes, pfeifendes, ſchreiendes Charivari fortſetzte, als der Bahnzug ſchon längſt in Bewegung war. Mit Schmerzen ſage ich es: wieder waren es die Weiber, die ſich hier als Furien auszeichneten. O die Sphynx, halb Göttin, halb Unthier! — Neben mir im Wagen ſaß ein ſchwarzer Pfaff, der eben ſo dumm-

neugierig wie die Andern dem traurigen Schauspiel zusah. Ein Wort seines liebenden Meisters, eine Erinnerung nur an das Aufheben des ersten Steines hätte diese Menge vielleicht abgehalten, ein gefallenes Weib, das sich bereits in den Händen der Gerechtigkeit befand, zu verhöhnen und es sein Urtheil vorher kosten zu lassen und auf bitterere Weise, als es das Gericht bieten kann. Aber der Pfaff schwieg. Freilich dazu ist er nicht da, seine Pflicht ist es nur, Fasten zu predigen, und die dagegen sündigen, mit Buße zu belegen. — Erdrückt von all' der Rohheit, die ich an diesem Tage verkörpert gesehen, kam ich in Nimes an. Im Bahnhof sah ich die arme Sünderin aus dem Wagen steigen; sie hielt das Gesicht mit beiden Händen bedeckt; die Gendarmen behandelten sie menschlich. —

Nimes, den 9. September 1851.

Das Frühstück bei Durand, einem Restaurant und Gastronomen erhabener Größe war eingenommen und wir, ein lieber Freund und ich, so würdig vorbereitet zu dem Ausfluge, den wir vor hatten. Beim Frühstück bediente uns ein Kellner, der Thiers heißt und die frappanteste Aehnlichkeit hat mit dem gewesenen Minister gleiches Namens, der in diesem Augenblicke seinen abgetragenen Napoleonismus, seine Geschichte des Consulates und des

Kaiſerreiches bereut und ſie eines Tages vielleicht noch bitterer bereuen wird. Der Kellner und Doppelgänger des reuigen Staatsmannes iſt zugleich ſein Couſin. Man muß dergleichen Vorkommniſſe aufzeichnen, da ſie, wenn die Dinge ſo fortgehen, bald zu den größten Sonderbarkeiten gehören und die Verwunderung unſerer Nachkommen erregen werden.

Geſtärkt durch das Frühſtück, das uns der Bürger Thiers ſervirte, beſtiegen wir das Cabriolet um einer der merkwürdigſten und erhabenſten Römerbauten, dem ſogenannten Pont du Gard, unſeren Beſuch zu machen. Der Weg ging während zwei bis drei Stunden durch eine ziemlich unerquickliche Gegend; erſt in der Nähe des Gard oder Gardons, am Eingange in ein ſchön bebautes Thal, das durch ein altes Schloß gehütet und von alten Bäumen beſchattet wird, wird ſie freundlicher und giebt dem Gemüthe jene Heiterkeit, die zum Genuſſe eines erhabenen, antiken Kunſtwerkes unumgänglich nothwendig iſt.

Wo dieſes kleine Thal in das größere des Gard oder Gardons mündet liegt ein freundliches Dorf, das den Stapelplatz aller Beſucher des römiſchen Monumentes bildet. Es iſt hergebracht, daß man im Gaſthauſe Pferd und Wagen ſtehen läßt und von da aus zu Fuß dem Gardon entgegen geht, während welcher Zeit das freundliche

Gasthaus ein üppig südliches Mittagessen für die Rückkehrenden bereitet. Dieses Gasthaus giebt dem fremden Wanderer auch einen Führer mit. Der Führer heißt Porthos, wie der Eine der Dumas'schen Mousquetäre, und ist unter seinen Collegen gewiß einer der merkwürdigsten dieses Jahrhunderts. Den Namen eines Cicerone verdient er nicht, denn schweigsam, ja stumm, geht er neben dem Wanderer einher und begnügt sich durch einfaches Stehenbleiben auf die schönsten An- und Aussichtpunkte aufmerksam zu machen. Er unterscheidet sich dadurch auf's Vortheilhafteste von seinen Collegen, die gewöhnlich im Wanderer keinen eigenen Gedanken aufkommen lassen und es für ihre Pflicht halten, die ganze Zeit mit eingelerntem Geplauder auszufüllen. Eine andere Tugend unseres Führers ist die, daß er dem Wanderer eine gewisse Sicherheit einflößt, daß man ihm durch Wüsten und Wälder ohne Furcht vor Räubern, so wie hier den Cevennen entgegen wandern könnte, ohne die geringste Scheu vor den Wölfen, die in ihren Höhlen lagern. Denn trotz seinem gutmüthigen Auge sieht man es ihm an, daß er, gereizt, furchtbar werden und von seiner ganz gewaltigen Leibesbeschaffenheit, die an den Löwen erinnert, von seiner außerordentlichen Kraft, die ihm den Namen des stärksten unter den Mousquetären verschafft hat, mit großem Erfolg Gebrauch machen könnte. Und all' diese Tugenden, wie

billig, uneigennützig ſtellt er ſie dem Fremdling zu Gebote. Niemals — ich weiß es gewiß — hat er auch nur das kleinſte Trinkgeld für ſeine Bemühungen angenommen; aber er verſchmäht es nicht, bei der Rückkehr in's Gaſthaus, freundlich und beſcheiden am Mittageſſen theil- und ſo, wahrhaft feinfühlend, dem dankbaren Fremdling ein Stück ſeiner Dankeslaſt abzunehmen. — Unter Menſchen ſind dieſe Tugenden alle ausgeſtorben, beſonders unter jenen Menſchen, die auf der großen Touriſtenſtraße oder in der Nähe berühmter Monumente wohnen — wie das die edlen Stauffacher der Schweiz, die hoſenloſen Clans Hochſchottlands, die romantiſchen Räuber Calabriens und der Legationsrath Gerhard in Leipzig beweiſen. Unter Menſchen ſind ſie ausgeſtorben; ſie haben ſich in die Hunde geflüchtet — denn Porthos iſt, was ich zu ſagen vergeſſen habe, nichts anders als ein Hund, ein großer, gewaltiger, rieſiger Hund, der aus den menſchenleeren Ebenen der Camargue ſtammt, ſeine Stammgenoſſen an Weisheit, Schönheit, Größe und Kraft weit überragt; den Stolz ſeines Hauswirthes und den Troſt des fremden Wanderers ausmacht.

Hundert Schritte hinter dem Dorfe auf einer kleinen Erhöhung blieb er zuerſt ſtehen und ſah nach rückwärts. Wir folgten ſeinem Auge und erblickten eine überaus niedliche Kettenbrücke, die luftig und geiſterhaft über dem

tiefen und wilden Flußbett des Gardon ſchwebt und überaus maleriſch zwei ſchöne Dörfer verbindet.

Nach zwanzig Minuten ungefähr waren wir an dem Punkte angelangt, wo man den Pont du Gard zum erſtenmale erblickt. Der Anblick iſt ſo groß, ſo überwältigend, daß wir lange, lange Zeit, gebannt an dieſelbe Stelle, ſtehen blieben, als fürchteten wir, mit einem Schritte vorwärts oder rückwärts ein Atom dieſer Schönheit zu verlieren. Porthos wußte dieſes Gefühl zu würdigen, denn er legte ſich ruhig hin und überließ uns dem großen Eindrucke. Wie dankbar war ich ihm für ſeine Stummheit! Ein anderer Cicerone an ſeiner Stelle hätte die Schönheit zu anatomiſiren angefangen und eine Rede gehalten, von der ein einziges Wort hinreicht in Verzweiflung zu bringen.

Wie freue ich mich die Amphitheater von Nimes und Arles vor dem Pont du Gard geſehen zu haben; nach dieſem wären ſie mir klein und häßlich erſchienen. Auf dieſem großartigſten aller Aquaducte der Welt liegt neben der ganzen rieſenhaften Gewalt des Römerthums, oder vielmehr verhüllend über dieſer, ein Reiz von Schönheit und Anmuth, wie er ſonſt den Römerwerken zu fehlen pflegt, und wie er ſelbſt bei den herrlichſten Bauten aller Zeiten und aller Stile ſelten iſt. Frankreich beſitzt im Pont du Gard ein Kleinod, das es hüten und bewahren

ſollte, wie nur irgend eine Koſtbarkeit, die einem Lande, einem Volke Werth giebt und einen der ſchönſten Reſte jener Welt, die mit ihrem Abfalle den Geiſt von Jahrtauſenden groß zu nähren im Stande war.

Es iſt ein unfreundliches, wildes, felſiges Thal, das der Pont du Gard durchſchneidet und zum Wallfahrtsorte des fernen Wanderers macht. Rechts und links ſteil und rauh abfallende Felſen, die theilweiſe von wilder und ſtruppiger Vegetation bedeckt ſind, und an deren Fuße ſich eine mit Mühe gewonnene Straße hindrückt. Tief unten im Grunde rollen die gelben Wellen des Gardons, die nur angeſchwollen im Stande ſind, die Felſenklippen in ihrem Schooße zu bedecken. Was ſie da an Wildem und Unwirthlichem verhüllen, erſetzen ſie reichlich durch ihr eigenes, hochaufſpritzendes Getos, durch die Wuth ihrer Schnellungen und den Sturm gegen die römiſchen Pfeiler, die ihnen ruhig Trotz bieten.

Der Pont du Gard beſteht aus drei Bogenreihen, die in drei Stockwerken über einander fortlaufen. Das unterſte Stockwerk, das mit den Füßen theils im Waſſer, theils auf den Felſen des Flußbettes und der Ufer ſteht, ſetzt ſich aus ſechs gewaltigen Bogen zuſammen. Ueber dieſes erſte Stockwerk läuft das zweite mit elf, und über dieſes zweite das dritte mit fünfunddreißig Bogen hin. Die Bogen jedes oberen Stockwerkes ſind um ein Be-

deutendes kleiner als die Bogen des Stockwerkes, das ſeine Baſis bildet, und obwohl der ganze Bau oben, wo er die höchſte Höhe der beiden Berge, breiter ſein muß, als an ſeinem Fuße, wo er nur die Ufer des Fluſſes verbindet; ſo gewinnt das Ganze doch auf dieſe Weiſe, d. i. durch Verkleinerung des Maßſtabes der Bogen nach oben zu, und durch die Durchſichtigkeit der Bogen ſelbſt etwas Leichtes, Luftiges, ich möchte ſagen Vegetabiliſches, wodurch es wie von Natur in die Höhe ſtrebt und die Schwere ſeiner Maſſenhaftigkeit vergeſſen macht, ohne an natürlicher Würde und Größe zu verlieren. Einer der unteren Bogen iſt breiter als die anderen in derſelben Reihe; er überſpannt allein den Fluß, wenn ſich dieſer in ſeinem gewöhnlichen Zuſtande befindet und nicht von Regen oder dem geſchmolzenen Schnee der Cevennen angeſchwollen iſt. Ebenfalls breiter iſt der über ihm ſtehende Bogen der oberen Reihe; aber dieſe kleine Unregelmäßigkeit, die durch die Breite des Fluſſes geboten war, verſchwindet ganz in dem ungeheuren Werke, deſſen Symmetrie ſie gar nicht ſtört. Bemerkt man ſie auch, ſo trägt ſie nur bei, dem Baue den wohlthuenden Anſchein der Unwillkürlichkeit, des Entſtandenen und nicht Gemachten zu geben.

Erſt das dritte Stockwerk trägt das Rinnſaal oder den eigentlichen Theil der Waſſerleitung — denn der

Pont du Gard, was ich wohl nicht erſt zu bemerken brauche — iſt der Träger des Waſſers von einem Ufer zum andern, jenes klaren, hellen Waſſers, das die Römer 41,000 Metres weit aus den Gebirgen, über Berg und Thal ihrer lieben Stadt Nemauſus zugeführt, und den beiden Bächen, die man heute Aure und Airan nennt, zu Nutz und Frommen ihrer römiſchen Bürger entzogen haben. Die Rinne, hoch genug, daß ein Mann mit einiger Neigung des Kopfes unter ihrer Decke fortwandeln kann, iſt oben von behauenen Steinen überdacht und unten und an den Seiten vermittelſt eines Cements dicht gemacht. Dieſer Kitt iſt ſo vortrefflich, daß noch heute das Regenwaſſer, welches durch die oberen von der Zeit gemachten Oeffnungen einfällt, nur durch Verdunſtung entfernt wird und daß es des Hammers und des Meißels bedürfte, um ihn zu verletzen. An den Mauern hat ſich hier und da eine üppige ſüdliche Vegetation angeſiedelt, die nur dazu beiträgt, das Leben und Regen in dieſem unvergleichlichen Kunſtwerke zu erhöhen und zu vermannigfachen. Aber ſelbſt die wilden Feigenbäume, die, wie wir es hier oft ſehen, ihre Wurzeln in den feſteſten Felſen bohren, haben es nicht vermocht, einen Stein aus ſeinen Fugen zu drängen. So feſt ſind dieſe auf einander geſchichtet, ſelbſt da, wo ſie kein Kitt, ſondern die bloße Berechnung des Architekten und die Genauigkeit des Stein-

metzen verbinden. So feiert hier im Kleinen wie im Großen der menſchliche Geiſt einen großen Triumph über die Materie. Mit dieſem Einen Baue verbindet er ja vom gewaltigen Strome getrennte Berge, verſetzt er Flüſſe und zeugt ein Kunſtwerk, das ſtärker iſt, als Felſenmauern. So unbedeutend ſind die Schäden, die ihm die Zeit und manche Barbaren zuzufügen vermochten, daß er noch heute dem Beſchauer denſelben Eindruck macht, deſſen ſich Agrippa erfreut haben muß, als er ihn vollendet ſah und ſich ſagte ein Monument aere perennius ſeiner geliebten Provinz gegeben zu haben. Die moderne Brücke, die man an den Fuß des Pont du Gard geklebt hat, um die Chauſſee von einem Ufer zum andern zu führen, nimmt ſich neben dieſer ſo unbedeutend aus, daß ſie ganz verſchwindet, dem Werke ganz und gar keinen Eintrag thut, und daß es Einem nicht einfällt, den Baumeiſter derſelben der Arroganz und das Departement der Taktloſigkeit anzuklagen.

Wie groß die Römer als Adminiſtratoren waren und wie ſie für die kleinen Bedürfniſſe ihrer Bürger ebenſo gut als für die großen ſorgten, beweiſt der kleine Fußweg, den ſie am dritten Stockwerke des Aquaductes angebracht haben, um Fußwanderern den Weg über den oft angeſchwollenen Fluß zu erleichtern. Unwillkürlich erinnert man ſich da an eine gewiſſe Eiſenbahnbrücke,

die über die Loire führt. Umſonſt petitioniren die Bewohner der beiden Ufer um einen Fußweg, der mit den geringſten Koſten angebracht werden könnte. Sie erlangen ihn nicht, und der jedes Jahr austretende Strom verhindert oft Wochen lang die Verbindung naher, im eifrigen Verkehr lebender Nachbarn, die ſich dadurch in Handel und Wandel geſtört ſehen. Wenn man nur großartige Brücken, Tunnels, Monumente, Muſeen, Univerſitäten hat, mit denen man à la tête de la civilisation marſchirt — was liegt an Fußſteigen und Dorfſchulen?

Noch an ein anderes modernes Kunſtwerk wurde ich durch den Pont du Gard erinnert: an den Pont de Roque-Favoure, in der Nähe von Aix, den ich vor einigen Tagen geſehen, und der den Marſeillern friſches, ſüßes Gebirgswaſſer zuführt. Gewiß ein verdienſtliches und ſchönes Werk; eine Waſſerleitung, wie ſie moderne Jahrhunderte ſonſt nicht geſchaffen haben. Ich habe ſie angeſtaunt und doch — wie klein erſcheint ſie mir jetzt, wenn ich ſie neben den Pont du Gard ſtelle.

Wahrhaft erhoben nahm ich Abſchied von dieſem in ſeiner Art herrlichſten Monumente. Wenn ich mich oft vor römiſchen Bauten zweifelnd fragen mußte, ob ich dieſen von ſo Vielen bewunderten Römern nicht Unrecht thue, indem ich ſie bloß kalt oder halb erſchrocken anſtaune, ſo nahm ich dießmal die Genugthuung mit, von

ganzem Herzen und mit ganzer Seele bewundert und im innerſten Gemüthe Preislieder auf dieſe berechnenden Unterdrücker einer Welt geſungen zu haben.

Ganz in der Nähe des Pont du Gard bemerkten wir noch eine Grotte, die an ihrem Eingange von halbverfallenem Gemäuer geſchloſſen war. Vielleicht eine jener Grotten, die Bâville, der Alba Languedoc's, hat vermauern laſſen, nachdem ſich die Proteſtanten hineingeflüchtet hatten. Ich wandte mich ab, um mir den erhabenen Eindruck durch die Miſere, die Einem hier noch ſo nahe liegt, nicht ſtören zu laſſen. Genug dieſes Elendes hatte ich ſchon in ſeinen Spuren kennen gelernt. Der proteſtantiſche Paſtor aber, mein Freund, blieb lange und traurig vor den hohlen Augen dieſer Grotte ſtehen.

Elftes Kapitel.

Vaunages, das Canaan der Kinder Gottes — Calvisson, das Jerusalem — Jean Cavalier, Saurin, Abauzit, Nogaret — Die Fruchtbarkeit Canaan's — Griechisches Leben in Canaan — Massacre de St. Come — Ludwig Cleck und Chämmel — Die Emanzipation der Protestanten durch Ludwig XVI. — Jean Cavalier's Schlachten von Langlade und Nages — Witze der Geschichte — die modernen Protestanten des südlichen Frankreichs — Verhalten des Adels in den Kämpfen der „Kinder Gottes" oder „Camisarden" — Geschichtsquellen.

Calviſſon, 7. Auguſt 1851.

Seit vierzehn Tagen ungefähr ſitze ich in Calviſſon und wohne in dem hiſtoriſchen Hauſe, welches den großen Camiſardenführer Jean Cavalier am Ende ſeiner Laufbahn eine Zeit lang beherbergte. Ich ſchreibe dieß in ſeiner Stube. Von hier aus unterhandelte er mit dem Marſchall Villars, der ſein Hauptlager in Nimes hatte und erlag der Eitelkeit, mit Ludwig XIV. puissance à puissance zu unterhandeln. Er verließ die Sache ſeiner Glaubensbrüder, nachdem er für ſie Jahre lang Wunder der Tapferkeit gethan und zu einer Zeit, wo dieſe noch entſchloſſen waren, ihrem Propheten bis auf den letzten Mann zu folgen. Cavalier hat eine wunderbare Aehnlichkeit mit Görgey. Plötzlich aus dem Nichts aufgetaucht, erfüllt er, ein armer, achtzehnjähriger Schäferjunge, der die Herden eines Andern hütet, die Welt mit dem Rufe ſeiner Thaten und die Herzen ſeiner Kampfgenoſſen mit

einem unbeugbaren Muthe, der einer zehnfach überlegenen Macht durch alle Wechſelfälle eines langen Krieges Stand hält. Plötzlich wird er ſelber müde, und er iſt der Einzige, der den prophetiſchen und aufmunternden Worten, die aus ſeinem eigenen Munde kommen, nicht mehr glaubt. Marſchall Villars verſteht ſich auf Cavalier; er ladet ihn in ſein Hauptquartier, er empfängt und behandelt ihn wie man den Heerführer einer feindlichen und legitimen Macht behandelt — voll von Stolz kehrt Cavalier nach Calviſſon zurück und weiß es nicht, daß er ſich eigentlich ſchon in die Hände des Feindes gegeben, da er von ihm Geld und Nahrung annimmt, um ſeine Kampfbrüder zu erhalten. War es Komödie, war es ein Mittel die Stimme ſeines eigenen Gewiſſens zu übertäuben, daß er auf den Ruinen des proteſtantiſchen Tempels noch ſo mächtig und ergreifend predigt und wahrſagt, wie damals, da er als ſchwächlicher Schäferjunge ſich in den Grotten der Cevennen zum erſtenmale zu den Kindern Gottes geſellte? Vielleicht beides — denn noch ſtack eine Erinnerung des „Propheten“ in ihm und ſchon war er auch der Prahler, der ſpäter die unzuverläſſigen Memoiren geſchrieben. Aber wir wollen nicht zu ſtrenge mit ihm ſein; ſagt er doch ſelbſt: Ich war ein Kind, und ich hatte Niemand, der mir hätte rathen können. Dieſes wirklich Kindiſche und Kindliche in ſeinem ganzen Weſen, das Vertrauen in

königliche Verſprechungen, die ſchmeichelhafte Art und Weiſe, wie man ihm von feindlicher Seite entgegen kam, alles das iſt geeigneter Cavalier zu entſchuldigen, als all' die Gründe, die man anführt den ungariſchen Verräther rein zu waſchen und ſtellt jenen vertrauenden, unwiſſenden Jüngling hoch über dieſen menſchenverachtenden, vielerfahrenen Mann. — In Calviſſon hat der junge Hirt wohl die gewaltigſten Gemüthserſchütterungen ſeines Lebens erfahren. Nachdem er hier, von wo aus er ſeine meiſten und ruhmvollſten Schlachtfelder überſehen konnte, als König verehrt, als Prophet von dem herbeiſtrömenden Volke angebetet worden war; nachdem er ſich in Träume künftigen Ruhmes gewiegt und im Geiſte ſich an den Siegen gefreut hatte, die er, der Convention mit dem Marſchall Villars gemäß, als Oberſter Ludwigs des XIV. auf ſpaniſchen Schlachtfeldern erkämpfen ſollte, kehrt er eines Tages in ſein Lager zurück und findet die Kinder Gottes vom heftigſten Zorn gegen ihn entbrannt. Sie empfangen ihn als Verräther, der die Sache Gottes verlaſſen will, mit Spott und Verwünſchungen; ſein Befehl wird nicht mehr gehört; er iſt entſetzt, und die ihm in jede Todesgefahr gefolgt, wenden ſich von ihm und folgen jetzt dem wilden Propheten Ravanel, der geſchworen hat, den letzten Tropfen Blut für das Evangelium zu verſpritzen. Was kümmern ſie, die für ihren

Gott ſterben wollen, die Punkte, die Cavalier mit dem Marſchall aufgeſetzt? enthält doch keiner die Beſtätigung, daß ſie ihre Tempel wieder aufführen, überall das Lob Gottes ſingen können. Cavalier beſchwört, bittet, weint — umſonſt! Er iſt verlaſſen, und nur dem armen Propheten Moſes dankt er es, daß ihm der ſtarre Ravanel, „das Schwert Gottes," nicht eine Kugel durch den Kopf jagt. Beſchämt kehrt er, der verſprochen hatte mit einem Regimente zu kommen, nur von wenigen Freunden begleitet, zum Marſchall zurück; die Frau Marſchallin, der er vorgeſtellt wird, erſucht ihn ihr in ihrem Boudoir ein wenig zu prophetiſiren. Er ſchweigt. — Als er in den Kahn ſteigt, um über den Rhone zu fahren, um ſein Vaterland für immer zu verlaſſen, will er noch einen Pſalm anſtimmen, als letztes Lebewohl — der Offizier, der ihn begleitet, verbietet es. — In Verſailles ſieht ihn der große König von der Seite wie ein wildes Thier an und zuckt die Achſel, und wenige Wochen nach ſeiner pomphaften Unterhandlung mit dem Marſchall flüchtet er bei Nacht und Nebel mit ſeinem Häuflein von Freunden über die Schweizer Grenze um dem Kerker zu entgehen, der ihn trotz königlicher Verſprechungen, in Neubreiſach oder in einer Baſtille erwartet.

Calviſſon iſt nicht nur durch Cavalier, es war zu allen Zeiten in der Geſchichte der Proteſtanten berühmt.

Lange Zeit ſpielte es den Hauptort des Proteſtantismus in Vaunages und Umgegend, und am Eingang in die Cevennen gelegen, war es der Vermittler zwiſchen den Gebirgsbewohnern und den Proteſtanten Niederlanguedoc's, der Ebene, die ſich von Vergez bis an's Meer hinzieht. Hier wurde auch der große Redner der freien Arminianer, Saurin, geboren, deſſen Haus man noch heute in der Nähe des Tempels zeigt, und von hier flüchtete ſich in zarter Jugend, um den Dragonaden zu entgehen an der Hand ſeiner Mutter jener Abauzit, der Freund Newton's, Leibnitz' und Jean Jaques'. Er ſtammte von einem berühmten arabiſchen Arzte, der im zwölften Jahrhunderte in dieſes Land einwanderte und einen Stamm gründete, in dem ſich Wiſſenſchaft und freie Forſchung forterbten. Sein letzter Abkömmling ſitzt durch Zufall heute wieder in Calviſſon — es iſt der verdienſtvolle und beredte Paſtor Abauzit. — Der ziemlich hohe Hügel vor meinem Hauſe trägt die Ruinen des Schloſſes, welches der Familie des großen Rechtsgelehrten Nogaret gehörte, der im dreizehnten Jahrhunderte mit der Ohrfeige, die er dem Papſte Bonifazius gegeben, und die in ganz Europa widerhallte, gewiſſermaßen die Reformation begonnen hat.

Die Bewohner des heutigen Calviſſon ſind friedliche Leute, denen man nichts von der Extaſe, die ihre Vorfahren ergriffen und nichts vom Prophetenthum, das jene

beherrſchte, anmerkt. Nur wenn einem in der Gaſſe das Raſſeln des Webeſtuhles oder der Krämpler entgegenſchallt, denkt man unwillkührlich an die Weber und Krämpler, die die größere Anzahl von Propheten geliefert haben. Aber auch dieſe Gewerbe ſind in Abnahme, da ihnen die Maſchinen von Nimes eine überlegene Concurrenz machen, und die Calviſſoner beſchäftigen ſich mit Bereitung von ſüßen Compots, deren Stoff ihnen die herrlichen Früchte von Vaunages liefern und die ſie in alle Welt verſenden.

Vaunages heißt das große Keſſelthal, welches ſich hinter Calviſſon plötzlich breit und weit ausdehnt. Am Fuße der kahlen Berge, die es umgeben, iſt es ringsumher von einer bedeutenden Anzahl größerer und kleinerer Flecken bekränzt. Hiſtoriſch, oder anderweitig die bedeutendſten unter dieſen ſind St. Come, Claranſac, Cavairac, Langlade, St. Dioniſy u. ſ. w. Seinen Namen hat dieſes Thal von dem Flecken Nages, der an ſeinem Eingange gegenüber von Calviſſon liegt; die Kinder Gottes aber nannten es ſeines geſegneten Bodens wegen: Canaan. In der That iſt es eines der fruchtbarſten Thäler des Südens. In dieſem Augenblicke erliegen die Bäume unter der Ueberzahl ihrer Früchte; trotz des großen Handels, den man treibt, weiß man nicht was mit der ungeheuren Menge von Feigen, Mandeln, Pfirſichen, Melonen, Pflaumen und Trauben anzufangen. Man giebt

ſie den Ziegen als Futter. Vor und nach der Weinleſe eſſen Menſchen und Thiere nichts als Trauben — Ziegen, Hunde, Pferde, Eſel und Mauleſel nähren ſich von der köſtlichen Beere, die ſo treffliche Weine liefert, daß man ſie in Paris als Madeira, Malaga und Alicante verkauft. Der Wein von Langlade kann mit dem beſten Bordeaux wetteifern und kommt auch als ſolcher in den Handel. Auf vielen Bauernhöfen kann man in verſchiedenen Winkeln und Ecken, unter Brennholz und Gerümpel verſteckt, ungeheuere Fäſſer ſtehen ſehen, die voll des edelſten Weines ſind. Nach zwanzig Jahren einmal fällt es dem Beſitzer ein, ſolch ein Faß anzuſtechen, und ſiehe da, er findet einen edel gealterten Saft, den er Madeira, Malaga, Alicante tauft. Die franzöſiſchen Geſetze und die Octrois der Städte ſind Schuld, daß der Bauer ſeine Reichthümer nicht ſo verwerthet, wie er es unter anderen Umſtänden könnte. Auch ſehnt man ſich nirgends ſo wie hier nach Frytrade. Doch iſt Alles wohlhabend; die man hier Arme nennt, ſind immer noch Leute, die ihr gutes Stück geſegneten Bodens beſitzen, da der Boden vielgetheilt iſt. Die Gemeinden alle haben, mehr weil es Brauch als Bedürfniß iſt, ihre Armenkaſſen, doch werden ſie ſelten in Anſpruch genommen. Wenn es geſchieht, ſo geſchieht es, wie mich verſchiedene Paſtore und Maires verſichern,

nur von den Allerärmſten, die mit dieſem Zuſchuſſe ihre Steuern bezahlen.

Bei mehreren Ausflügen in das Land von Vaunages hatte ich Gelegenheit mich an dieſer Wohlhabenheit zu erfreuen. Die Dörfer ſind eben nicht immer ſehr reinlich — das liegt im Charakter des Südländers — aber nirgends tritt Einem das traurige Bild der Noth entgegen. Ich habe hier noch keinen Bettler geſehen. Faſt jedes Dorf hat irgend einen monumentalen Schmuck — einen Brunnen, eine Kirche ein Gemeindehaus — alle aber ſind mit ihren engen Gaſſen, mit ihren Quaderhäuſern, mit ihren Treppen, die vom erſten Stocke auf die Straße führen, mit ihren Plattformen vor den Thüren der oberen Stockwerke, mit den tiefen und gewölbten „Salons“ ebener Erde, vor denen der ſchattige Vorhang weht, und in die man im Vorübergehen blickt — alle ſind ſie maleriſch und würden dem Künſtler mit den müßigen Gruppen der Männer und der arbeitſamen Weiber manchen ſchönen und dankbaren Stoff bieten. Der Landmann iſt mit ſeinem Ueberfluſſe nicht geizig. Wandert man an der Seite eines in dieſer Gegend nur halbwegs Bekannten, wie es bei mir der Fall geweſen, ſo wird man jeden Augenblick gebeten, einzukehren und einige Früchte und ein Glas Wein einzunehmen. Der Wirth entſchuldigt ſich dann, daß er nicht Bier anbieten könne, womit man

in dieſem Weinlande den Gaſt beſonders zu ehren glaubt. So kann man wie ein homeriſcher Held von Gaſtmahl zu Gaſtmahl wandern. Bei einem Bauer in St. Come nahm ich ein wahrhaft fürſtliches ein — die edelſten Weine, die ſüßeſten Früchte und die beſten Fleiſche erdrückten die Tafel. Die beiden Hausfrauen, Schwiegermutter und Schnur, bedienten uns wie Sklavinnen und ſetzten ſich, nach der Sitte des Landes, nicht zu Tiſche. Die große, geräumige Halle, aus der man auf die Vorhalle, die zugleich Küche iſt, blicken kann, ſobald der wallende Vorhang aufgeht; der Bratſpies am Herde und das friſche Fleiſch daran; die urſprünglichen Handmühlen; die zweihenkligen Krüge; die ſchlanken Amphoren, in denen der Wein und die ungeheueren, bauchigen Thongefäße, in denen das Waſſer aufbewahrt wird; die Ampel, die von der Decke herabhängt, mit ihrem oben überbogenen Griffe, ganz in der Form, wie man ſie in Pompeji findet — endlich draußen der blaue, wolkenloſe Himmel und das Lorbeergebüſch, das durch die Fenſter Kühlung weht — reicht das Alles nicht hin, einen vom ſüßen Weine halbbetäubten Wanderer zu überzeugen, daß er ſich in ſchönen, antiken Zeiten, unter ſchönem klaſſiſchem Himmel befinde, als Gaſt bei irgend einem Männerbeherrſchenden? Nur die Hausgötter verriethen, daß man ſich in moderner Welt befinde. An der Wand hingen die Bilder von Barbes,

von Ledru-Rollin, mit der rothen Schärpe und Schleife, von Raspail an ſeinem Gefängnißgitter. — Nach dem Mahle führte man uns in kühle Gartenſtuben, wo Betten zur Sieſta bereitet waren. Beim Erwachen bot man Waſſer zum Waſchen und ſüßen Weines zur Erquickung und wieder erhob man die Hände zum lecker bereiteten Mahle.

Als ſich die fürchterliche Hitze gelegt hatte, gingen wir durch eine allmälig aufſteigende Schlucht dem Gebirge zu, nach der ſogenannten Fontaine de Robert, um einen koniſchen Berg herum. Nach ziemlich langer, beſchwerlicher Wanderung ſtanden wir auf hiſtoriſchem Boden. Das freundliche Thal Vaunages war verſchwunden; kahle, verwitterte Berge ſtarrten uns an; ſchweigende Einſamkeit umgab uns, und ſo weit das Auge durch die Schluchten dringen konnte nichts als troſtloſe Gebirgswüſte. Wie wahr hat Ludwig Tieck in ſeinem „Aufruhr in den Cevennen“ die Zuſammenkunftsorte der Camiſarden, wo ſie der Begeiſterung der Propheten horchten, zu ſchildern verſtanden. Wenn er, wie ich es glaube, dieſe Gegenden nicht ſelbſt geſehen, dann iſt die Divination des Dichters zu bewundern. Auf dem kleinen Plateau, auf dem wir ſtanden, verſammelten ſich eines Tages die Kinder Gottes in großer Anzahl um ſich von ihrem Propheten predigen zu laſſen. Zu Hunderten lagen ſie da, lauſchend, keines Ueberfalles gewärtig und horchten den Worten, die aus

dem Laube eines Nußbaumes zu ihnen erſchallten. Aber ſie waren von den Katholiken jenſeits des Berges verrathen. Plötzlich wimmelte es ringsum auf allen Bergſpitzen von königlichen Truppen und Kugeln regnen in die fromme Schaar. Nur ſehr wenige ſollen entkommen ſein. Le massacre de St. Come iſt noch immer eine ſchreckliche Erinnerung im Herzen des Volkes. — Der Berg, der uns von Vaunages trennte, ſcheint ein Begräbnißplatz der Römer geweſen zu ſein. Häufig findet man, beſonders am ſüdlichen Abhange, antike Aſchenkrüge, die aber von den Arbeitern ſogleich zerſchlagen werden, da man in ihrem Bauche Münzen vermuthet. Wenn ſie aber nur Aſche enthalten, werden die Scherben bei Seite geworfen. Vor Kurzem fand man eine gewaltige Bleikiſte. An jeder der vier Ecken befand ſich ein Aſchenkrug. Die Aſchenkrüge wurden zerbrochen, die Kiſte nach dem Gewicht verkauft. Oft ſtößt der Spaten auf Grabſteine, da es aber zu beſchwerlich wäre, dieſe ganz auszugraben, zieht man es vor, ſie wieder mit Erde zu bedecken. Die Bewohner dieſer Gegenden ſind eben doch keine Griechen.

8. Auguſt 1851.

Ungefähr drei viertel Stunden von St. Come gegen Oſten liegt Claranſac. Es wäre Nichts von dieſem Dorfe zu berichten, wenn es nicht, nach der Meinung vieler Be-

wohner dieſer Gegend in der Schreckenszeit der franzöſiſchen Revolution eine gewiſſe Rolle geſpielt hätte. Kurze Zeit vor 1789 warf der Seigneur von Claranſac ſein Auge auf das ſchöne Weib eines Bauern, ſeines Unterthanen. Um ungehindert die Reize der ſchönen Unterthanin genießen zu können, ſchickt er, ein zweiter König David, ihren Mann, den armen Uria, fort nach Nimes, mit dem ſtrengen Befehle, mehrere Tage in dieſer Stadt zu verweilen, und was er auch immer hören möge, ſie bei Androhung der härteſten Strafen nicht zu verlaſſen. Der arme Knecht gehorcht. Aber kaum drei Tage in Nimes bemächtigt ſich ſeiner die gewaltigſte Unruhe. Er hält es nicht länger aus, und in der Nacht ſchleicht er in ſein Dorf zurück. Er horcht vor ſeinem Hauſe und hört und ſieht endlich durch eine Fenſterritze ſein Weib im verzweifelten Kampfe gegen den gnädigen Herrn. Er dringt hinein — und wird in ſeiner eigenen Stube von ſeinem Herrn, der bewaffnet iſt, erſchlagen. Es iſt geſchehen und Niemand wagt von der That zu ſprechen. Der Edelmann ſetzt ſeine Bewerbungen bei der ſchönen Wittwe fort. Aber der Erſchlagene hat einen Freund, einen Wildſchützen. Dieſer weiß gut zu zielen, und auf freiem Felde einmal rächt er den Todten durch einen einfachen Schuß aus dem Gebüſche. — Er wird, ich glaube, dafür lebendig auf's Rad geflochten. Die Zeit hat nicht Zeit die Erinnerung

an dieſe Geſchichte aus den Köpfen der Bauern des Baunages zu ſtreichen. Die Revolution bricht aus, und die gebrochenen Schlöſſer, die verſtümmelten Wappen, die Flucht ſo vieler Seigneurs zeugen, wie lebhaft dieſe Erinnerung noch in den Köpfen geſpukt habe. Uebrigens waren alle dieſe Seigneurs dieſer eifrigen Proteſtanten eifrige Katholiken — um ſo eifrigere und verfolgungsſüchtigere, als ſie alle Apoſtaten und ſogenannte Neubekehrte waren, die nächſten Abkömmlinge jener Ariſtokraten, die die Glaubensſache und ihre Kämpfer verließen und verriethen, ſobald es ſich nur noch um den Glauben und nicht, wie zur Hugenotten- und Frondezeit um Feudal- und Coterieintereſſen handelte. Faſt alle Adeligen Languedoc's haben ſich zur Zeit der Cevennenkriege auf dieſe Weiſe bewährt. D'Aigaliers und der alte Marquis von Salgas ſind rühmliche Ausnahmen. Zwar nahmen ſie beide nicht Theil an dem Kampfe ihrer Landsleute und Glaubensgenoſſen, aber der Erſte ſuchte wenigſtens als Vermittler zwiſchen dieſen und dem Hofe ſein möglichſtes zu thun und verläugnete ſeine Ueberzeugung auch in den ſchwierigſten Lagen nicht, und der andere war den Cevenolen freundlich, vergaß ſeinen Adel, zeigte ſeine Sympathie für die begeiſterten Hirten und verhehlte ſie nicht, ſelbſt als man ihn im hohen Alter auf die Galeerenbank von Cette ſchmiedete.

Von Clarenſac fuhren wir nach Caverac, dem Dorfe,

in welchem unſer Thümmel unter arkadiſchen Schäfern ein elyſeiſches Leben geführt haben will. Nun dieſes arkadiſche Dorf iſt heute das unfreundlichſte, roheſte, ſchmutzigſte in Vaunages und als ſolches im ganzen Lande verrufen. Wir ſahen das Schloß, das ehemals dem Herrn von Caverac, heute der Commune gehört. Der große Park iſt in Weingärten verwandelt; nur einige ſteife Taxushecken und eine prachtvolle Cypreſſenwand zeugen von der entſchwundenen Herrlichkeit. Der proteſtantiſche Tempel, der ſich wie die Schule und der Communalſaal im Schloſſe befindet, beſitzt eine Kanzel, die eine Geſchichte hat. Man ſieht es ihr auf den erſten Blick an, daß ſie einmal eine Cheminée geweſen. Ihr herrlicher, ſehr bunter Marmor iſt das Geſchenk eines Papſtes an einen Abbé, welcher einſt in Caverac gewohnt und mit dem Marmor für ſeine wüthenden Pamphlete gegen die Proteſtanten belohnt worden. Und heute predigt der proteſtantiſche Paſtor von dieſem Marmor herab und klopft ihn wahrſcheinlich mit beſonders heiliger Luſt. In dieſem Schloſſe ſoll auch Bâville, der unerbittliche Verfolger der Proteſtanten nach dem Maſſacre von St. Come übernachtet haben. Die Herrn von Caverac ſollen in früheren Jahrhunderten beſondere Hoheitsrechte im Lande beſeſſen haben. Sie hielten eine Art von Hof, und die Adeligen der Umgegend theilten ſich in ſolche, welche bei Hoffeierlichkeiten bloß

bis an's Gitter, und in ſolche, welche in das Innere gelaſſen wurden um Kniee beugend ihre Aufwartung machen zu dürfen. Heute ſitzt der Conseil municipal des ſouveränen Volkes von Caverac in den ſchönſten Salons des feudalen Schloſſes. — Ich ſah da ein Grab in einem Privatgarten — ähnliches ſah ich ſchon in Nages und anderen Flecken des Landes. Das Volk liebt es hier ſeine Lieben in der Nähe, in einem Garten am Hauſe, auf einem benachbarten Felde zu beſtatten. Das Geſetz iſt eigentlich dagegen, aber die Sitte iſt ſtärker. Sie rührt aus der Zeit her, da man den Proteſtanten kein ehrliches Begräbniß geſtatten wollte, da man ihnen keinen Begräbnißplatz anwies und ihnen, was ſie auch verſchmäht hätten, nicht erlaubte ihre Todten in katholiſch geweihten Boden zu bergen. — Ich kann nicht umhin, hier das Edict Ludwigs XVI. mitzutheilen, welches nach langen Kämpfen, wohlgemerkt im Jahre 1787 erſchienen iſt und den Proteſtanten eine Art von bürgerlicher Exiſtenz zugeſtand. Ich überſetze es aus dem vortrefflichen Buche: Napoleon Peyrats „Histoire des Pasteurs du Désert und enthalte mich jeder Bemerkung:

„Wir Ludwig XVI., König von Frankreich, überzeugt „von der Fruchtloſigkeit Jahrhundert langer Verfolgungen „und weichend der öffentlichen Meinung, die Euch in „Schutz nimmt, haben beſchloſſen, vielmehr aus Noth-

„wendigkeit als aus Sympathie, euere bürgerliche Exiſtenz „anzuerkennen; in Folge deſſen werden von nun an euere „Weiber und Kinder legitim, euere perſönliche Freiheit geachtet, euer Gottesdienſt geduldet, euer Handel frei ſein. „Für dieſe königliche Gnade werdet ihr dem Staatsdienſte „unterworfen und die katholiſche Religion, die einzig herr„ſchende, zu unterhalten verpflichtet ſein; aber im Uebrigen „bleibet ihr für immer von allen Aemtern der Verwaltung, „der Rechtspflege, des Unterrichts ausgeſchloſſen und jedes „Mittels zum Einfluſſe auf den Staat beraubt. In Einem „Worte, es wird euch von uns nicht bewilligt, als was „das natürliche Recht euch zu verweigern nicht erlaubt."

9. Auguſt 1851.

Reiſen! — Es iſt wohl die ſchönſte und unſchuldigſte aller Leidenſchaften, die Reiſeluſt. — Aber ohne Ziel iſt das Reiſen faſt ſo traurig wie ein Leben ohne Zweck, ohne Idee. Wenn nicht die Heimath das letzte Ende des Wanderers, der vielen Mühen ſüßer Lohn iſt, iſt es ein Irren in der Wüſte, ein Im-Kreiſe-Gehen, ein Streifzug durch eine unendliche Fläche, von deren Horizonte kein ſchattiger Baum, kein gaſtliches Licht winket. Der Wanderer muß die Ausſicht auf einen heimiſchen Herd haben, um den herum ſeine Lieben ſitzen, die mit Theilnahme den Erzählungen von fremden Ländern, von Abenteuern

und beſtandenem Mühſal horchen. George Sand beſchreibt einmal das ſüß unheimliche Gefühl des Alleinſeins in fremder Ferne, irgendwo in einem weltvergeſſenen Thale, in einem labyrinthiſchen Gebirge, da man ſich ſagt: Jetzt biſt du zum erſtenmale allein, keine Seele weiß dich zu ſuchen; jetzt biſt du frei; dir, dir ganz allein und den Geiſtern in dir überlaſſen. Wenn aber dieſes Gefühl ein alltägliches geworden, dann hat es ſeinen Reiz verloren. — Ich ſchreibe dieß auf einem Felsſtücke ſitzend, beſchattet von einem wilden Brombeerſtrauch, der mich gütig gelabt hat, da ich ſeit Stunden, vom Wege verirrt, allen Menſchenwohnungen ferne bin. Vor mir ein ſchmaler nur ſelten von der Ziege und dem Jäger ohne permis de chasse betreten — er verliert ſich in verwittertem Geſtein — um mich dehnt ſich weit und breit eine kahle Gebirgswüſte, aus grauen Bergrücken zuſammengeſtückelt. Weit hinter mir der freundliche Gau Vaunages und weit vor mir die Ketten der Hochcevennen, die vierfach und fünffach, gezackt und in langgeſtreckten Linien hinziehen. Ein grauer Schleier zittert in der Mittagsſonne glühend über ihren Häuptern. Nichts bewegt ſich rings, als etwa eine Eidechſe, die aus den kalkigen Steinen ſchlüpft und durch zwei Hügelreihen von mir getrennt, die Flügel einer Windmühle die einförmig und einzeln auftauchen und verſchwinden. — Empfinde ich jenes ſüß unheimliche Ge-

fühl? Mehr als jeder andere braucht der Wanderer eine Heimath — der gezwungene Reisende wandert nicht — er flieht.

10. August 1851.

Schräge gegenüber von Caverac, am südlichen Rande und in der östlichen Hälfte des großen Kesselthales liegt Langlade, die Heimath des besten Weines von Vaunages. Auf seiner Höhe steht noch heute die Windmühle, an deren Fuße eine der bedeutendsten und ruhmvollsten, obwohl unglücklichen Schlachten der Camisarden begonnen hatte. Marschall Montrevel war abgerufen und sollte dem Marschall Villars Platz machen. Er wollte Languedoc nicht verlassen ohne den Ruhm wenigstens Eines bedeutenden Sieges mit sich zu Hofe fortzutragen. Zu diesem Ende that er alles Mögliche; er streute falsche Gerüchte über seine Abreise aus, um die Camisarden, die ihm auflauerten, irre zu führen, theilte seine Truppen in mehre Haufen, ließ sie Kreuz- und Querzüge und maskirte Märsche machen und sammelte sie endlich alle und mit einemmale um Vaunages herum, wo sich eben Cavalier befand und von Dorf zu Dorf zog um zu predigen. Cavalier hatte eben die Festungsmauern von Clarensac niedergerissen und auf ihren Trümmern gepredigt und prophetisirt. Von da zog er in das gegenüberliegende

Langlade und ließ ſeine Camiſarden, ungefähr 700 Mann Infanterie und 100 Reiter in den Weingärten am Fuße des Berges lagern. Müde von den ununterbrochenen Streifereien fielen ſie bei herannahender Nacht in einen tiefen Schlaf. Auch Cavalier, auf einem Steine ſitzend, entſchlummerte leiſe. Nur wenige Reitervorpoſten wachten. Da plötzlich wimmelt es auf den Höhen hinter ihnen von königlichen Dragonern die mit verhängtem Zügel und mit dem Rufe: tue! tue! auf das Camiſardenlager losſprengen. Die Kinder Gottes fahren aus dem Schlaf und greifen zu den Waffen und die hundert Reiter ſchwingen ſich auf ihre Pferde. Mit letzteren ſtürzt Cavalier ſogleich auf den Feind und führt einen ſo gewaltigen Schock aus, daß dieſer weicht und endlich zu fliehen beginnt. Der Prophet Catinat verfolgt ihn; aber Cavalier, dem beim erſten Angriff das Pferd unter dem Leibe weggeſchoſſen worden, kann ihm nur nachſehen. Er ſammelt ſeine Infanterie, um ſie aus der Gefahr zu retten, die er von allen Enden heraufziehen ſieht; denn die erſten Schüſſe hatten die von allen Seiten aufgeſtellten Truppen geweckt und ſie ziehen von Rechts und Links und Gegenüber in gewaltigen Colonnen, das Gros unter Anführung des Marſchalls heran. Letzteres füllt die Ebene; die Höhen ſind von den geſammelten Truppen bedeckt und rückwärts kommt der verfolgende Catinat, ſelber verfolgt, aus den Ebenen von Bergez

zurück, wo er das Regiment Charleroi getroffen, mit dem vereinigt sich die geschlagenen Dragoner gegen ihn kehren. Die Camisarden sind eingeschlossen; die Ueberzahl des Feindes ungeheuer. Nur gegen Nages, welches jenseits des Berges liegt, scheint ein Entkommen möglich; wenn Cavalier es erreicht, ehe ihm der Marschall folgen kann, schlägt er sich vielleicht durch die dort stehenden Truppen; ein Bauer will ihm noch dazu einen Hohlweg zeigen, vermittelst dessen er das Dorf gewiß früher erreicht, als der Marschall. Unglückseligerweise folgt ihm Cavalier. War der Bauer ein Verräther? Denn als die Camisarden am Ende des Hohlweges ankamen, ist er von allen Seiten dicht besetzt und die Kugeln regnen auf sie herab. Cavalier stürmt und bahnt sich mit unglaublicher Tapferkeit einen Weg mitten durch den Feind. Er ist nun in der Nähe von Nages, trotz der Verratherei oder Dummheit des Bauern; aber auch dieses Dorf ist angefüllt von feindlichen Truppen, die ihm aus allen Gassen, auf allen Wegen und Pfaden, zwischen Gärten und Gehölzen entgegenströmen — der Weg, der zur Ebene führt, ist von Reiterei dicht besetzt und wahrscheinlich auch vom Regiment Charleroi, das Catinat bis hierher verfolgt hatte. Nur noch die Höhe hinter ihm, die er vorhin durch den Hohlweg umgangen hatte, ist frei. Jetzt will er sie nehmen um sich dort zu vertheidigen, oder von ihr in die Ebene

hinabzuſtürzen. Er wendet ſich ihr zu — da iſt indeſſen der Marſchall auf ihrer höchſten Spitze angekommen — die Mauern der Weingärten ſind alle beſetzt — und wie Mauern ſtehen von allen Seiten die königlichen Colonnen, eine hinter der andern.

In dieſem fürchterlichen Augenblicke ruft Cavalier ſeinen Leuten folgende Worte zu: Kinder, wir ſind gefangen und lebendig gerädert, wenn es uns an Muth fehlt. Es bleibt uns nur ein Mittel: wir müſſen uns Bahn brechen und dieſen Leuten auf den Leib rücken. Folget mir und haltet feſt zuſammen!

Nach dieſer Anrede beginnt der verzweifelteſte, verbiſſenſte, hartnäckigſte Kampf. Wüthend ſtürzen ſich die Camiſarden auf die Feinde; nicht mehr mit dem Feuerrohr, man ſchlägt ſich mit dem Bajonett in der Hand; auch dieſes wird fortgeworfen und wie, in der Schlacht bei Canä, umſchlingt man ſich mit den Armen, faßt man ſich an den Köpfen, an den Haaren und Händen, Zähne ſind die beliebteſten Waffen. Die Feinde dringen immer mächtiger, maſſenhafter vor, die Camiſarden verlieren ſich einzeln in den Wellen und ſind zerſtreut. Nur mit der größten Mühe reißt ſie Cavalier von ihren Opfern los und ſammelt ſie wieder zu Schaaren.

Der Weg von Nages in die Ebene, die ſich gegen Calviſſon hin erſtreckt, iſt von dem kleinen Fluſſe Rosny

durchſchnitten, der von Caverac kommend ſeine ärmlichen Wellen dem Vidurl zuführt, wenn er nicht in der Sommerhitze, ſchon auf halbem Wege gänzlich verdampft iſt. Die Straße von Sommières nach Nimes führt mittelſt einer Brücke, eine kleine Viertelſtunde von Nages, über dieſen Bach. Die Brücke mußte Cavalier paſſiren, wenn er die Ebene von Calviſſon und den Weg in's Freie gewinnen wollte. Die Zeit drängte, denn die Sonne war dem Sinken nahe. Dorthin wendete er ſich mit ſeiner kleinen, wiedergeſammelten Schaar und führt gegen die auf der Brücke aufgeſtellten Dragoner ſo gewaltige Choes aus, daß nach und nach einzelne Haufen paſſiren können. Auf dieſe Weiſe aber bleibt er ſelbſt mit einem nur ſehr kleinen Peloton allein und abgeſchnitten zurück; denn die große Anzahl der Dragoner ſammelt ſich nach jedem Choc auf's Neue und ſtopft die Brücke immer wieder. Ein rührender und heldenmüthiger Zug, den Cavalier in ſeinen Memoiren ſelbſt erzählt, rettet ihn aus dieſer mißlichen Lage. —

Unter ſeinen Lieutenants befand ſich auch ſein zehnjähriger Bruder, der ſich ſchon in mehren Gefechten durch Heldenmuth und durch aufopfernde Liebe zu ſeinem brüderlichen Feldherrn ausgezeichnet hatte. Er ritt einen kleinen Camarguer Hengſt und trug einen kleinen Jagdſtutzen — ein kurzes Schwert und im Gürtel ein Paar

Miniaturpiſtolen; alles in Harmonie mit ſeiner kleinen Geſtalt. Für dieſen Tag, den er blutig heraufziehen geſehen, hatte er ſich noch beſonders „wie zu einem Feſte“ aufgeputzt, die Hemdärmel weit über den Ellenbogen zurückgeſchlagen und um die Arme hochrothe Schleifen gewunden. So ſprengte er, den Zügel auf den Hals ſeines Schlachtroſſes gelegt, die Piſtole in der einen, das kleine Schwert in der andern Hand überall in's dichteſte Kampfgewühl, und da Piſtole und Schwert nicht weit reichten, dem Feinde, den er ſich auserſehen, immer auf den Leib. Bei dem Sturme auf die Rosnybrücke war er einer der Erſten, der die Feinde durchbrach und ſie paſſirte. Da er aber ſah, wie diejenigen, die mit ihm herübergekommen waren, und mit ihnen Catinat und Ravanel das Weite ſuchten, ohne den Uebergang der Zurückgebliebenen weiter zu befördern oder ſich um den abgeſchnittenen Cavalier zu bekümmern, warf er ſeinen Hengſt quer über die Straße, ſchnitt ſo den Fliehenden den Weg ab und die Piſtole emporerhebend rief er ihnen entgegen: Kinder Gottes! wo eilet ihr hin? beſetzt die Ufer des Baches, greifet den Feind an! decket den Rückzug meines Bruders! — Die Fliehenden bleiben ſtehen, thun wie jener befiehlt und Cavalier iſt gerettet. In guter Ordnung zieht er ſich über das coupirte Terrain von Calviſſon in die Schluchten gegenüber zurück —

immer verfolgt, aber immer noch kämpfend, bis er ſich mit Hülfe der im Süden ſchnell heranbrechenden Nacht in den Gehölzen verliert und ſo bald den Blicken des Feindes gänzlich entſchwindet.

Dieß iſt der blutige Tag des 16. April 1704, einer der unglücklichſten und ruhmvollſten für die Camiſarden. Der Kampf gegen einen mehr als ſechsfach überlegenen Feind hat von Morgens zwei Uhr bis in die Nacht gedauert und das Schlachtfeld gewann in ſeinem Verlaufe eine Ausdehnung von mehr als zwei Stunden. Jeder Schritt Terrain mußte auf's Blutigſte erfochten werden. Man weiß nicht, ſoll man mehr die Hartnäckigkeit, den Muth, die Ausdauer, die Todesverachtung der Camiſarden oder die Kaltblütigkeit, den ſicheren Blick ihres Führers bewundern, der mitten unter unzähligen Hinterhalten und Fallen, von allen Seiten und immer neu umſtellt, ſtets das im Augenblicke ſicherſte Mittel zur Rettung, den im Momente einzig möglichen Ausweg erſpähte? Als einige Wochen darauf Villars das Schlachtfeld beſichtigte und ſich den Verlauf des Kampfes erzähl[illegible] ließ, rief dieſer vielleicht bedeutendſte Feldherr Ludwigs XIV., dieſer in der That competente Richter voll Verwunderung aus: Wahrlich, das iſt Cäſars würdig! — Und in ſeinen Memoiren wiederholt er noch: Cavalier benahm ſich an jenem Tage auf eine Weiſe, die alle Welt in Erſtaunen

ſetzen muß. Ein homme de rien, ohne Erfahrung in der Kriegskunſt, der ſich in den ſchwierigſten und delicateſten Lagen ſo benimmt, wie es ein großer Feldherr gethan hätte!

Wie großen Heldenmuth auch Cavalier in der Schlacht bei Nages bewährt haben mag, ſie ſcheint doch der Anfang ſeines inneren Verfalles geweſen zu ſein. Kurze Zeit nach dieſer Niederlage beginnt er ſeine Unterhandlungen mit Villars, während alle ſeine Kampfgenoſſen noch den ungeſchwächten Muth bewahren. Er hatte die Uebermacht kennen gelernt und beginnt die reguläre Kriegskunſt, die Combination zu reſpectiren, den ungeregelten Muth, den Kampf auf eigene Fauſt, die Geltung der Perſönlichkeit zu verachten. Als Prophet hat er ſeine kriegeriſche Laufbahn in den Cevennen begonnen; er beſchließt ſie als Soldat. An die Stelle der Begeiſterung iſt die Berechnung, an die Stelle der Aufopferungsluſt für eine heilige Sache iſt eitle Ruhmſucht getreten, an die Stelle des Prieſterthums gedankenloſer militäriſcher Ehrgeiz. Einer regulären Armee anzugehören, in ihr einen hohen Rang einzunehmen, ſcheint ihm das höchſte Ziel aller Wünſche. Nicht mehr wofür, ſondern ob er ſich überhaupt ſchlagen werde, iſt noch bei ihm die Frage. In dem Tractate, den er mit Villars abſchließt, ſteht der Artikel, der ihm ein Regiment, eine Oberſtenſtelle und

Schlachtfelder in Spanien und Portugal verſpricht, obenan. Er iſt bereit, ſich für Ludwig XIV., den Verfolger ſeines Glaubens und ſeiner Landsleute, gegen England, das heißt gegen ſeinen bisherigen Bundesgenoſſen zu ſchlagen. Iſt das vielleicht franzöſiſcher Patriotismus? Keineswegs! Denn als jener Tractat nicht in Scene geſetzt werden kann, geht er in ſardiniſch-engliſche Dienſte und kämpft auf denſelben Schlachtfeldern gegen Ludwig, auf denen er ſeinen Fahnen hatte folgen wollen. Er war zum Condottiere geworden und ſtirbt am Ende als militäriſcher Gouverneur der engliſchen Inſel Wight.

Nicht umhin kann ich hier des Zufallſpieles zu erwähnen, das ich aus Napoleon Peyrat's Buch kennen lerne; daß nämlich Cavalier durch ſeine Heirath mit dem ſchauerlichen Jeſuiten Père Lachaiſe, dem Beichtvater Ludwigs XIV. und fanatiſchen Feinde der Camiſarden und mit Voltaire verwandt worden iſt. — In Chelſea, das damals ein einſames Dorf, heute eine Vorſtadt Londons bildet, zeigte man mir die Gaſſe, in welcher Cavalier die letzten Jahre ſeines Exiles verlebte. Dieſelbe Gaſſe hat noch andere große Verbannte Frankreichs geſehen: den edlen Labourlie, den Katholiken, der aus dem Cevennenaufruhr das machen wollte, was ſein ſpäterer Nachfolger und Nachbar in derſelben Gaſſe, Mirabeau, aus der Verſammlung der Notabeln gemacht hatte: keine

protestantische, keine katholische, sondern eine die Menschheit ergreifende, sociale Revolution. Heute ist dieses Dorf der französischen Verbannten der stille Aufenthaltsort englischer, der Gesellschaft müder Berühmtheiten. Dort wohnt Thomas Moore, der Sänger der irischen Leiden und Thomas Carlyle, der Geschichtsschreiber der französischen Revolution und Bewunderer seines anteriören Nachbarn Mirabeau. „Der alle Formeln verschluckt hat," Schicksal! Wind! Menschen, Staub und Blüthen! Wie wirbelt alles durch einander, von einander und zusammen — aus allen Zeiten, an allen Orten und zuletzt macht Alles nur Eines aus! — Und wie ich hier an die Camisarden denke, an Rad und Galgen, die einst auf allen diesen Bergen prangten, an die Scheiterhaufen, die unweit von hier, in Nimes und Montpellier, rauchten, da schon Voltaire lebte, an die Gasse vor meinem Hause in der sich vor kaum 35 Jahren noch die Protestanten gegen die frommen Sendlinge der Congregationen vertheidigen mußten, mit Gewehren, die sie schnell aus der Erde scharrten — und wie ich mich wieder an den Sänger der irischen Leiden erinnere, rufe ich aus: Was der Katholicismus am Protestantismus im südlichen Frankreich verbrochen — es findet nicht seines Gleichen, wenn nicht in dem, was die Protestanten an den Katholiken Irlands gethan.

10. Auguſt 1851.

Heute, Sonntag wohnte ich dem proteſtantiſchen Gottesdienſte im hieſigen Tempel bei. Beide, Gottesdienſt und Tempel ſind von höchſter Einfachheit. Letzterer iſt ein längliches, gewölbtes, von Gallerien umgebenes Gebäude mit einer Säulen getragenen Vorhalle. Im Innern kein Bild, kein Zeichen, nicht einmal ein Crucifix — der Thüre gegenüber die hölzerne Kanzel — vor ihr in Reihen aufgeſtellte Strohſeſſel. Der Gottesdienſt beſtand aus einer Predigt, in welcher viel von Gott, wenig von Chriſtus die Rede war; die „Grace," welche den Hauptinhalt ausmachte, wurde nicht calviniſtiſch troſtlos, ſondern als Liebe Gottes zu den Menſchen dargeſtellt. Ein anderer Vorzug der Predigt war ihre Kürze. Dann wurde vom Prediger ein Gebet für die Republik verleſen, worauf die Abſingung eines Pſalmes folgte. Die Pſalmen der Proteſtanten Frankreichs ſind ihrer Geſchichte und ihrer Stammväter wegen intereſſant. Ihr Compoſiteur iſt Goudimel, der ſchon unter Franz I. lebte und nach der Bartholomäusnacht in Lyon getödtet wurde. Die Ueberſetzer oder Dichter der Pſalmen ſind Clemens Marot und Theodor de Béze. Die Worte haben ſich allerdings moderniſirt, aber die Compoſition iſt dieſelbe geblieben; dieſelben ernſten, einfach erhabenen Laute, wie ſie unter den Salven der Bartholomäusmörder und ſpäter in der Wüſte

der Cevennen ertönte. — Auffallend war mir es, daß einzelne Männer während des ganzen Gottesdienſtes den Hut auf dem Kopfe behielten; freilich liebt es der Südfranzoſe ebenſo wenig wie der Spanier ſein ſtolzes Haupt zu entblößen, aber in der Kirche muß es doch ſonderbar erſcheinen; weniger ſonderbar, vielmehr natürlich erſchien mir das ſonſtige ungenirte Betragen der ganzen Gemeinde, das ſich mit einer ſtillen, ungeheuchelten Andacht ganz gut vertrug. Obenan, der Kanzel ganz nahe, ſaßen die Mitglieder des Conſiſtoriums; denn jede proteſtantiſche Gemeinde, die eine Kirche beſitzt, hat auch ihr Conſiſtorium, das aus Laien beſtehend, vollkommen frei keine Autorität über ſich erkennt, den Paſtor nach Gutdünken wählt und die Kirchenangelegenheiten verwaltet.

An der Verfaſſung der proteſtantiſchen Kirche im ſüdlichen Frankreich wäre wenig oder Nichts zu tadeln. Sie iſt frei und bietet ihren Gliedern alle Mittel die Geiſtlichkeit vor Verpfaffung zu bewahren. Aber man macht von dieſen Mitteln keinen Gebrauch, dazu fehlt es — es ſei offen heraus herausgeſagt — ſowohl bei Laien wie bei Geiſtlichen an der nothwendigen Bildung. Das ganze Leben des franzöſiſchen Proteſtantismus iſt in Stagnation gerathen und äußert ſich höchſtens in einem kleinen, vergelnden, gehäſſigen Antagonismus gegen die römiſche Kirche. Von einem Streben nach innerer Ausbildung,

nach Erweiterung und Fortſchritt iſt nirgends die Rede, wie man es doch vom Proteſtantismus in unmittelbarer Nachbarſchaft der feindlichen Kirche, wie man es von einer Minorität, die trotz aller Freiheit und Gleichheit unterdrückt und zurückgeſetzt iſt und jetzt mehr als ſeit lange und wie man es endlich nach geſchichtlichen Antecedenzien erwarten ſollte. Die Laien ſind wie alles Volk Südfrankreichs wenig vom Lichte erhellt, und die Paſtöre ſind es verhältnißmäßig (einige Ausnahmen ungerechnet) noch weniger. Die Letzteren, in der Trägheit der Ignoranz, verſchanzen ſich in alten Formen und Worten, die ſie, um ihre Verſchanzung, wie ſie glauben, dauerhaft zu machen, immer mehr und mehr erſtarren laſſen. Alles friſche Leben wird ſo fern als möglich gehalten, und die jungen Leute, die, meiſt aus Deutſchland in neuerer Zeit manchmal mit neuen Gedanken, mit Fortſchrittsverſuchen heranrücken, ſehen bald ihre Ohnmacht dem überlegenen und verſchanzten Feinde gegenüber ein und ergeben ſich in das Unvermeidliche und heulen mit den Wölfen, wenn ſie nicht den Beruf gänzlich verlaſſen. Vor Kurzem erſt, um ein Beiſpiel für viele anzuführen, weigerten ſich die Paſtöre eines ganzen Kantons der Conſecration eines jungen Collegen beizuwohnen, weil er in ſeiner Theſe behauptet hatte, die heilige Schrift ſei wohl ihrem Inhalte, aber nicht ganz der Form nach vom heiligen Geiſte

inſpirirt. — Allgemeines Entſetzen ergriff die frommen Herren über das unſelige Gift, welches die jungen Leute aus Deutſchland herüberbringen, denn Herr Vignié, jener junge Candidat, hat ein halbes Jahr in Deutſchland ſtudirt.

Aber die Unwiſſenheit iſt nicht die einzige Urſache des Verfalles der franzöſiſchen proteſtantiſchen Kirche; er hat tiefere und verdammenswerthere Gründe, und unter dieſen nenne ich nur, da ich einmal im Ausplaudern bin, die herrſchende Intrigue. Nach der franzöſiſchen Revolution that ſich, wie in allen Sphären, auch hier ein regeres Leben kund, welches dem erſchlafften Körper Erfriſchung und Verjüngung verſprach. Das ſchreckte das fromme England, und es warf ſich mit ſeinem plumpen Eifer und ſeinen dicken Geldſäcken darüber her, und mit ſeinem gottſeligen Gelde ſchuf es die Methodiſten; Genf hingegen ſchuf, ebenfalls mit Geld, die Pſeudorationaliſten, welche wenigſtens ebenſo antiphiloſophiſch, und, der abſichtlichen Unwiſſenheit der Methodiſten gegenüber, unabſichtlich unwiſſend ſind. Beide Parteien bekämpfen ſich gegenſeitig mit der höchſten Erbitterung, ſchelten einander fanatiſch und ungläubig, und da hier nicht Gedanke gegen Gedanke, ſondern Intrigue gegen Intrigue, Eigennutz gegen Eigennutz kämpft, gehen alle edleren Intereſſen darüber zu Grunde. Der Paſtor, der nicht Partei ergreift und ſich

nicht von einer der beiden Seiten bezahlen läßt (denn die Zahlungen gehen noch heute fort, und die von engliſcher Seite verdienten es zuerſt die Aufmerkſamkeit des aufrichtigen Proteſtanten auf ſich zu ziehen), wird weggeſchoben und bringt es nie zu irgend welcher Bedeutung. Die Révue de Théologie in Straßburg macht gegen dieſe Parteien eine wohlgemeinte, aber vergebliche Oppoſition. Die Geſchichte ihres Herausgebers iſt für die Genfer Partei charakteriſtiſch. Er wurde nur darum ſeiner Stelle als Profeſſor verluſtig, weil er ſo verderbt war Neander's, des fürchterlichen Rationaliſten Meinung über die Bekehrung Sauli, nicht als die ſeine hinzuſtellen, ſondern bloß als die Meinung eines berühmten Gottesgelehrten zu citiren.

Wie günſtig geſtimmt und wie durch die heldenmüthige Geſchichte und das lange Martyrium voreingenommen für die Proteſtanten man immer in dieſe Gegenden kommen, wie ſehr man ſich ihnen durch ihren Republikanismus nahe fühlt — ſieht man dieſe Dinge genauer, kann man doch nicht umhin den Kopf zu ſchütteln. Erſt nach langem Kampfe ſchreibe ich dieſe Andeutungen nieder, nachdem ich durch Monate und mancherlei Umſtände begünſtigt, Perſonen und Zuſtände in der Nähe betrachtet habe. Allerdings muß ich hinzufügen, daß der proteſtantiſche Clerus vom katholiſchen dieſes Landes an Ignoranz babyloniſch

überragt wird. Ich ſpreche nur von der Ignoranz dieſes Letzteren; ſeine übrigen Eigenſchaften ſind dieſelben wie überall und bekannt.

Und da ich einmal von Theologie ſpreche, darf ich wohl auch eines Klingelbeutels erwähnen. Einer der merkwürdigſten ſeinem Inhalte nach iſt wohl nach jedem Sonntagsgottesdienſte der von Calviſſon. Der Paſtor erlaubte mir ihn durchzuwühlen und ſo viele Münzen als ich nur wollte, auszutauſchen. Da fand ich denn unter andern, beſonders römiſche und ruſſiſche. — Ja römiſche und ruſſiſche, wie ſonderbar das auch klingen mag. So berühren ſich Zeiten und Völker. Viele römiſche Münzen, wie ich ſchon oft erwähnt, curſiren hier unter den Bauern als Sousſtücke, und ſie lieben es, ſie in den Klingelbeutel zu werfen, da man in etwas entlegneren Gegenden, wo man an ihren Anblick weniger gewöhnt iſt, oft zaudert ſie als Sous anzunehmen. Die Kirche aber, denkt der Bauer, hat einen guten Magen. — Die ruſſiſchen Kopeken ſind im Süden noch aus der Zeit der Invaſion ſehr häufig. — Ich fand zwei römiſche „Sous“ — die eine aus der Zeit des Antoninus, mit wohlerhaltenem Gepräge des Kopfes und der Inſchrift. Beides war auf der anderen bedeutend zerſtört, die Inſchrift unleſbar. Ich rathe den Numismatikern des Nordens ſich mit den Pfarrern des Südens in Verbindung zu ſetzen.

11. Auguſt 1851.

Geſtern machte ich noch einen Spaziergang nach Nages um das berühmte Schlachtfeld noch einmal in Augenſchein zu nehmen und ich ſah, daß es gut war! Auf dem Wege begegnete ich vielen ſonntäglich geputzten Bauern, die mit ihren Familien den Abend auf ihren Feldern, die Gärten gleichen, zubringen und Früchte ſammeln. Sie zeigten mir mehre Aecker, die als Gräber der Gefallenen bezeichnet werden, und in denen man noch in unſeren Tagen oft Menſchenknochen findet. Dieſe Felder zeigen deutlich den Weg an, den Cavalier auf ſeinem Rückzuge genommen. Vom Balkon des Pfarrhauſes aus überblickt man die Hälfte des Schlachtfeldes, heute ein blühender Garten, der in dem Augenblicke, da ich ihn geſehen, in Abendgluth und in den holdſeligſten Frieden getaucht war. — Dieſer Beſuch erinnerte mich an eine andere, aber ſiegreiche Schlacht, die Cavalier im Jahre 1703, an 13. November daſelbſt geſchlagen. Er war mit nur wenigen bewaffneten Camiſarden in der friedlichſten Abſicht von der Welt hierher gekommen. Er wollte nur predigen und die Kinder Gottes von Nages, die er auf dem Hügel hinter dem Dorfe verſammelte und zu denen noch andere Kinder Gottes aus der Umgegend herbeigeſtrömt waren, durch ſein begeiſtertes Wort zur Ausdauer ermuthigen. Wirklich hatte er ſchon zu predigen angefangen, als er eine ge-

waltige Heermacht, Fußvolk und Reiter, unter Anführung des sehr tapfern Firmonen heranstürmen sah. Cavalier ist der Erste der vom Feinde entgegneit um seine Stärke zu erkennen. Kaum hat er sich aber auf eine gewisse Entfernung von seinen Leuten fortgewagt, als aus einem von Olivenbäumen bedeckten Hohlwege ein Cornett mit zwei Dragonern hervorsprengt. „Du bist Cavalier," ruft der Cornett, „ich kenne dich! — Du entrinnst nicht, so ergieb dich! Du sollst gutes Quartier haben!" — „Ich will aber nicht!" antwortet Cavalier und schießt mit seinem Gewehre den armen Cornett nieder. — Einer der Dragoner hat zugleich auf Cavalier angelegt, aber gefehlt. Cavalier ist geschickter, reißt nach dem ersten Schuß die beiden Pistolen aus dem Gürtel und erlegt den Dragoner, mit der andern Pistole verfolgt er den schon fliehenden zweiten Dragoner und läßt nicht ab, bis er auch den vom Pferde geschossen. Dann erst kehrt er zu den Seinen zurück. Die wenigen bewaffneten Camisarden haben sich indessen hinter den Gartenmauern vor den unbewaffneten in Schlachtordnung gestellt, und beginnen bald, von Dämmen, Mauern und Bäumen geschützt, eine mörderische Füsillade auf den anstürmenden Feind. Aber diese Ordnung dauert nicht lange. Die Weiber können dem Kampfe nicht so ruhig vom Hintertreffen aus zusehen. Sie durchbrechen die Reihen der bewaffneten

und unbewaffneten Männer, ſpringen auf die Mauern und laſſen mit Geſchrei einen ungeheuern Steinregen auf die Dragoner niederſchmettern. Aber auch damit noch begnügen ſie ſich nicht. Sie ſtürzen ſich von den Mauern hinab und dringen in die Gehege, in denen ſich der erſchrockene Feind feſtzuſtellen ſucht. Ihnen nach dringen die Männer, dem Geſchrei, dem Steinregen der Weiber, Gewehrdonner und Kugelregen nachſendend. An der Spitze der Weiber ſteht ein junges Mädchen, eine Prophetin, Louiſe Guignon, auch Lucretia, die Vivaraiſerin genannt. Mit dem Rufe: Hoch das Schwert Gideons! Hoch das Schwert des Ewigen! wirft ſie ſich in's dichteſte Gedräng des Feindes. Sie hat das Schwert eines gefallenen Reiters mit beiden Händen ergriffen und tödtet was ihr begegnet. Die Weiber ahmen ihr Beiſpiel nach, die Männer folgen den Weibern. Aus einem Gehege nach dem andern wird der Feind getrieben, noch bevor er ſich recht aufgeſtellt. Bevor noch der Befehl zum Angriff gegeben, iſt er vom Steinregen, vom heftigen Andrang, vom Geſchrei der Weiber, vom Geſang der Pſalmen aus der Faſſung gebracht; er zieht ſich zurück; er flieht endlich aus tauſend Wunden blutend bis er ſich hinter Bizac wieder ſammelt, um von Calviſſon aus Verſtärkung an ſich zu ziehen. Nach Stunden kehrt er nach Nages zurück um ſeine Schmach zu rächen. Aber längſt hat

Cavalier ſeine Predigt beendigt, längſt iſt er mit den Kindern Gottes aus der Gegend verſchwunden.

Von Nages wanderte ich nach dem kaum eine halbe Stunde ſüdlich gelegenen Vaiſſière, der letzten Gränze der Vaunages, des kleinen Canaan der Camiſarden. Beſcheiden liegt das ſchöne Dorf am Fuße eines bedeutenden Hügels, von welchem herab ein noch heute mit tüchtigen Mauern und Thürmen prangendes Schloß das Dorf und die Gegend beherrſcht und in den etwas einförmigen Anblick dieſes Winkels romantiſche Abwechslung bringt. Die Revolution brachte es in bürgerlichen Beſitz. Einſt gehörte es dem in den Religionskriegen verrufenen Baron St. Come. Er war einer der vielen Abgefallenen; aber noch ſchlechter als dieſe, ſpielte er lange Zeit die Rolle des treuen Proteſtanten um ſeine Glaubensbrüder, für Lohn deſto ſicherer zu verrathen. Erſt nachdem er durch offenen Verrath den königlichen Truppen, die er als Führer hätte zurückſchlagen ſollen, Nimes geöffnet und ſich ſo ſeine Rolle für die Zukunft unmöglich gemacht hatte, warf er den Mantel der Heuchelei ab und trat als ſchamloſer Agent Montrevel's und als unbarmherziger Denunziant auf. Vor dieſem Schloſſe erhielt er den definitiven Lohn ſeiner Denunziaziönchen. Denn als er es eines Morgens in ſeiner Caroſſe, von guter Eskorte bedeckt verließ,

um ſich nach Nimes zu begeben, wartete ihm Catinat, der Prophet auf und ſchlug ihm das Hirn ein.

Man glaube nicht, daß ich Tendenz oder wohlfeile Polemik gegen den Adel mache, indem ich ſo oft auf den Abfall, den ſchändlichen Verrath, die apoſtatiſche Verfolgungsſucht der Languedoc'ſchen Ariſtokratie zurückkomme. In den beſten Quellen, die ich hier beigeben werde, darunter katholiſche, kann man ſich von der Wahrheit des Geſagten überzeugen, von der Wahrheit, daß die Adeligen Nichts von den größten Schändlichkeiten, vom bitterſten Verrath an ihren Glaubensgenoſſen abhielt, nachdem es den Anſchein gewonnen hatte, daß auf proteſtantiſcher Seite wenig Vortheil zu holen war. Die Vergleichung mit anderen Zeiten und Ländern, die Nutzanwendung und die Moral überlaſſe ich dann dem Leſer ſelbſt.

Dieſes aber ſind die Quellen, die ich theils zu dem erwähnten Zwecke, theils für jene Leſer aufzeichne, die durch das bereits Erzählte etwa auf die nähere Kenntniß der Geſchichte der franzöſiſchen Proteſtanten begierig geworden ſind. — Ich begnüge mich vor der Hand mit der Hinweiſung bis es mir in ſpäteren und beſſeren Zeiten vielleicht gegönnt iſt, dem deutſchen Publikum ein Werk, über dieſen Gegenſtand, der ſeine Aufmerkſamkeit ſo ſehr verdient, ſelbſt vorzulegen.

Die Geſchichte der Proteſtanten Frankreichs von An-

lang der Reformation bis auf unſere Tage von G. de Felice, Profeſſor der Moral in Montauban. Dieſes neueſte Geſchichtswerk der Proteſtanten iſt gleich ausgezeichnet durch ſeine Form wie durch ſeinen Inhalt. Aus dem durchgängig edlen Style blickt allüberall Wahrheitsliebe und Treue durch. Trotzdem, daß das ſtarke Volumen dagegen zu ſprechen ſcheint, ſchließt es doch Alles Kleine und Anekdotiſche aus und beſchäftigt ſich nur mit der Hauptſache und mit dem, was dieſe charakteriſirt.

Geſchichte der Hirten der Wüſte ſeit der Rücknahme des Edictes von Nantes bis auf die franzöſiſche Revolution von Napoleon Peyrat. 2. Theil. Ein verdienſtliches, mit großem Fleiße gearbeitetes Buch, dem man nur hier und da den beſchränkten Theologen und darum auch den Parteimann anſieht. Trotzdem frei von Kleinlichkeit, edel in der Auffaſſung und, wo ſich der Theolog vergißt, ein weiter Geſichtskreis. Komiſch iſt Herr Peyrat, wo er auf die Philoſophen des vorigen Jahrhunderts zu ſprechen kommt; er kann ihre großen Verdienſte, die ſie ſich, wenn auch nicht um den Proteſtantismus, doch um die Proteſtanten erworben haben, nicht läugnen — und ſoll er ſie loben die Gottloſen? Er iſt ſehr genirt.

Geſchichte der reformirten Kirche von Nimes von A. Borrel. Obwohl nur eine Specialgeſchichte iſt ſie bei der großen Bedeutung, die Nimes im Süden hat und

immer hatte doch gezwungen weit auszugreifen und bietet viel des Lehrreichen und Leſenswerthen.

Geſchichte der Unruhen in den Cevennen und des Camiſardenkrieges von Court, Verf. des franzöſiſchen unparteiiſchen Patrioten: Der Verfaſſer dieſes höchſt verdienſtvollen Buches iſt identiſch mit jenem Court, den die franzöſiſchen Proteſtanten, als Regenerator ihrer Kirche verehren, mit demſelben, der die lebensgefährliche Sendung übernahm unter Ludwig XV. „in der Wüſte" das Evangelium zu predigen, der der Prophetenanarchie ein Ende gemacht und in Lauſanne das Seminar geſtiftet um die Propheten durch ordentliche Paſtöre zu erſetzen. Sein Buch iſt gewiß vortrefflich zu nennen; es hat alle damals zugänglichen Quellen erſchöpft, es giebt unendlich viele und nur charakteriſtiſche Details und hat den Grund zur Geſchichtſchreibung über dieſen Gegenſtand gelegt. — Der Verfaſſer hat dazu ſelbſt noch viele Augenzeugen des Camiſardenkrieges gekannt und den Schauplatz bis in's Kleinſte ſtudirt — aber er iſt parteiiſch, nicht eben ſehr wild parteiiſch — aber doch ein klein wenig pfäffiſch parteiiſch und zwar nicht gegen die Feinde der Camiſarden, ſondern gegen dieſe ſelbſt, d. i. gegen die Propheten. Die demokratiſche Theokratie, die ſo lange in den Cevennen geherrſcht, da die Camiſarden ſich aller Paſtöre entſchlugen, nicht erſt fragten, ob dem der ihnen

predigte und ſie begeiſterte, die Hand aufgelegt worden, die ſelbſt alle im Nothfalle aus dem Stegreife predigten, die Bibel auslegten und die Pſalmen ohne Vorſänger ſangen — die demokratiſche Theokratie iſt dem Hierarchen Court, ohne daß er es geſteht, ein kleiner Dorn im Auge. Es iſt erklärlich, hat doch der wohlmeinende Mann ſein Leben lang gegen ihre Ueberbleibſel und die mit ihnen verbundene Anarchie, wie er es nannte, zu kämpfen gehabt.

Die Memoiren Cavalier's, die engliſch erſchienen ſind. Cavalier prahlt ein wenig, ja, es iſt noch die Frage, ob er nicht ein wenig lügt. So z. B. iſt es noch immer problematiſch, ob er wirklich dieſe Unterredung mit Ludwig XIV. gehabt, in der er dem König ſo ſchöne Lehren giebt, und von der er ſo ausführlich erzählt. Nach St. Simon hat ſich ihn Ludwig XIV. nur auf dir Treppe von Verſailles zeigen laſſen und iſt in der Ferne achſelzuckend an ihm vorübergegangen. Auch hat ſich nur von einer ſolchen entrevue und nicht von einer Unterredung die Tradition in der Familie erhalten. Ein Herr Cavalier, der letzte Abkömmling des Hauſes, den ich im Jahr 1845 in Paris kennen gelernt, hat mir wenigſtens ſo geſagt. — Die Memoiren Cavalier's ſind auch ſpät und aus dem Gedächtniſſe geſchrieben, ohne alle Hilfsmittel von Noten

und Aufzeichnungen. Dieſe ſcheinbar eine der beſten, iſt doch eine der trüben, wenn auch intereſſanten Quellen.

Der wiedererwachte Fanatismus (le fanatisme renouvelé) vier Bände zur Zeit und auf dem Schauplatze des Cevennenkrieges ſelbſt geſchrieben. Der Verfaſſer L'ouvreleuil erzählt gut und einfach was er geſehen und gehört, zwar nicht immer mit viel Kritik, aber ſtets in der beſten Abſicht, die Wahrheit zu ſagen. Er iſt katholiſcher Prieſter und ganz katholiſcher Prieſter, aber ohne blinden Fanatismus, menſchlich und mitleidig läßt er ein Herz für die Leiden der Unterdrückten ſehen und fühlt manchmal Bewunderung für ihren Heldenmuth. Ganz anders iſt Flechier, Biſchof von Nimes. Seine „ausgewählten Briefe“ ſtellen ihn ganz ſo dar, wie die Hiſtoriker. Fanatiſch, verfolgungsſüchtig, jeſuitiſch geiſtreich, biegſam und ſchmiegſam dem Hofe und den Großen gegenüber, grauſam gegen die Beſiegten, ſchmeichelnd der noblen Weltlichkeit, iſt er ſelbſt galant und belle esprit — in der Gefahr iſt er feig. Man muß ihn kennen, um zu wiſſen, mit welchen Feinden es die Camiſaden zu thun hatten, daß ſie nie und nimmer auf menſchliche Behandlung rechnen und das Schwert nie einſtecken durften.

Gegen dieſes Letztere ſcheinen „die Memoiren des Marſchall Villars“ zu ſprechen, ſcheinen aber auch nur, denn bei näherer Einſicht erkennt man aus dieſen

zwar nicht vom Marſchall ſelbſt geſchriebenen doch inſpirirten Memoiren, daß der eben ſo kluge als menſchenfreundliche Villars mit ſeiner Verſöhnungspolitik am Hofe Ludwig's XIV. allein ſtand. Denn die Reſte der Partei Colbert, die Fenelons und Baubans, die Ruinen von Port Royal kann man doch nicht zum Hofe zählen.

„Die Geſchichte des Fanatismus.“ Bruey's, der Verfaſſer als ehemaliger Proteſtant und als Apoſtat nach der Rücknahme des Edicts von Nantes iſt ein viel eifrigerer Feind der Camiſarden als jener Prieſter von St. Germain — er übertreibt und verleumdet wohl auch gerne. Doch ſchreibt er gut und bringt als Zeitgenoſſe und Augenzeuge viel Thatſächliches. Die mancherlei Widerſprüche in ſeinem Buche ſind leicht herauszufinden.

Die Briefe der Frau von Maintenon, dieſer Frau die ſchlechter iſt als ihr Ruf. Gegen intime Freunde und Bruder wagt ſie es, ſich über manchen verfaulten Charakter, der in dem Cevennenkriege eine Rolle geſpielt, offen und wahrhaftig auszuſprechen, obwohl ſie denſelben bei Hofe unterſtützt. Man erkennt, wie wenig bei den Helfershelfern Ludwig's XIV. die Religion, wie viel ihr eigenes Intereſſe zu bedeuten hatte, und daß in den Cevennen Tauſende geſchlachtet wurden, um in Verſailles einen kleinen Platz zu behaupten.

Von hohem Intereſſe müſſen die Memoiren d'Aigalier's

ſein, des friedſeligen, vermittelnden Mannes, der ununterbrochen zwiſchen den Cevennen und Verſailles hin und her reiſte und dem blutigen Kriege durch Nachgiebigkeit von beiden Seiten ein Ende zu machen ſuchte. Der edle Mann hat ſeine Memoiren geſchrieben, das iſt gewiß, und darin beide Lager und den Hof nach eigener Anſchauung geſchildert, ob aber dieſe Aufzeichnungen noch beſtehen, das iſt fraglich. Man behauptet, daß ſich das Originalmanuſcript in der Bibliothek zu Genf befinde. Von anderer Seite wird das beſtritten, oder das in Genf ſein ſollende Manuſcript als apokryph bezeichnet.

Bayerische Staatsbibliothek München

Zwölftes Kapitel.

Vas-Vaunages — Ein vierfarbiges Dorf — Die Quäker und Methodisten — Englische Religion, englisches Geld — Abbé Jean Baptiste Faure's Obras Patoucèpas — Einiges über Volks- und Patoispoesie im südlichen Frankreich — Grotten und Schlachten der Camisarden — Eine Römerbrücke — Wieder ein Schlachtfeld Jean Cavalier's — Cavalier und Roland — Rückkehr nach Vaunages.

16. Auguſt 1851.

Von Calviſſon aus erreicht man zu Pferde den ſüdweſtlich gelegenen Flecken Congenies in einer halben Stunde. Man muß Congenies geſehen haben, denn es iſt in dieſen Landen wegen ſeiner gemiſchten Bevölkerung berühmt. Seine 1500 — 2000 Einwohner theilen ſich in ungefähr gleichen Theilen in Katholiken, Reformirte, Methodiſten und Quäker. Allgemein werden ſie wegen der Eintracht gelobt, die unter ihnen trotz dieſer Glaubensverſchiedenheit herrſcht. Sieht man aber die Dinge in der Nähe, überzeugt man ſich bald, daß es mit dieſer evangeliſchen Friedſeligkeit nicht ſo weit her ſei, und zwar ſind es die frommen Methodiſten, welche Zwietracht und Hader ſtiften. Immer Bibelſprüche und Pſalmen im Munde ſind ſie heftige Eiferer, die den lieben Nachbar entweder bekehren wollen, oder die Verachtung gegen Alle, die der Gnade nicht theilhaft geworden, offen zur Schau tragen. Es iſt eben der

Hochmuth der beſonders Frommen, der ſie auszeichnet. Ihr Urſprung, ihre Entſtehungsgeſchichte ſind auch nicht von Flecken frei. Nicht nur, daß ſie engliſches Geld zuerſt in's Leben gerufen, engliſche, evangeliſche Klugheit hat ſie auch organiſirt. Vor Jahren kam ein Miſſionär, einer von denen, wie wir ſie auch in Deutſchland kennen, nach Congenies, gewann durch Zureden, ſogenannte Unterſtützungen, eine Anzahl Einwohner für ſich und gewöhnte ſie nach und nach den proteſtantiſchen Tempel, ſeine Geiſtlichen und die früheren Glaubensübungen zu vernachläſſigen und zu verachten. Darüber beunruhigt fragten ihn bei einer Synode in Nimes die reformirten Paſtore nach ſeinem Zwecke und ob er denn Willens ſei eine Theilung in die ohnehin ſchwache evangeliſche Kirche zu bringen. Mr. Curt, der Miſſionär, gab die beruhigendſten Antworten, verſprach was man nur wollte, und man ließ ihn gewähren. Nach einem halben Jahre hatte er gegen ſeine ſämmtlichen Verſprechungen gehandelt.

Das Quäkerthum iſt eine eingeborene Pflanze und hat in ſeinem Urſprunge gar Nichts mit dem Quäkerthume Englands gemein. Die hieſigen ſtammen direct von den Camiſarden. Gewöhnt an die demokratiſche Theokratie der Kinder Gottes und an die Predigten die unmittelbar aus dem Munde der Begeiſterten im Volke hervorkamen, wollte ſich ein Theil der Proteſtanten keiner

Art von Paſtoraten mehr fügen und verharrten außerhalb der Hierarchie, welche nach langen Bemühungen Court (nicht zu verwechſeln mit dem obengenannten Miſſionär Curt) im vorigen Jahrhunderte organiſirte. Die fromme Naſe der engliſchen Quäker hatte ſie bald ausgewittert, und da beide in dieſem Hauptpunkte einig waren, war es nicht ſchwer, die gänzliche Vereinigung zu Stande zu bringen und dieſe Cevenolen zur Annahme auch der Aeußerlichkeiten, der Sitten und Formen der engliſchen Quäker zu bewegen. Heute ſieht es ihnen Niemand an, daß dieſe Stillen im Lande die Abkömmlinge der wilden Kinder Gottes ſind.

Vor dem Dorfe dehnt ſich ein großer, neuer Begräbnißplatz aus, der in zwei ungleiche Theile getheilt iſt. Der kleine gehört den Katholiken, der größere den Nichtkatholiken gemeinſchaftlich. Die Quäker haben ihr Bruderhaus, die Methodiſten ihre Betſtuben und die Reformirten ihren Tempel. Zu Anfang dieſes Jahrhunderts mußten ſich dieſe Letzteren noch aus einem Olivenbaume heraus predigen laſſen. Daß die Katholiken hier auch ihre Kirche haben verſteht ſich von ſelbſt; ſie bauen ſich überall Kirchen und Kapellen, und wenn nur zwei Katholiken im Dorfe wohnen ſollten, wie z. B. in Nages. In dieſem Augenblicke errichten ſie, zum ſtillen Aerger der Reformirten, in allen Dörfern, auf allen Straßen dieſes proteſtantiſchen

Landes Kreuze zu Ehren des Jubiläums. Wenn aber bei einer Prozession in Nimes ein vorübergehender Protestant den Hut nicht tief genug abzieht, entsteht ein Aufruhr.

Ein dreiviertelstündiger Ritt trug mich aus diesem vierfarbigen Dorfe über Berg und Thal dem hübschen Aubais zu, welches wegen seiner schönen Lage, von einem in diesem Lande so seltenen Wiesenthale und wegen seines gewaltigen Schlosses, das in der Revolution zerstört worden, den Reisenden schon zu interessiren vermag. Mich aber interessirte es vorzugsweise wegen eines verspäteten Troubadours, der im vorigen Jahrhunderte hier sein halbes Leben verbrachte; unbekannt und ohne Anerkennung; als obscurer Bibliothekar des Marquis d'Aubais. Es ist das der Abbé Jean Baptiste Favre, der wenigen deutschen Lesern bekannt sein mag. In Languedoc kennt und liebt ihn nicht nur das gebildete Publikum; manche seiner geistvollen Scherze sind auch dem ungebildeten geläufig und seine Sidje dé Cadaroussa hat manchen Winterabend den Valets mancher Ferm verkürzt. Er ist im Jahre 1728 in der Nähe von Saumières geboren und starb 1783 als Bibliothekar auf dem Schlosse Aubais, ohne daß mehr als einige unbedeutende Kleinigkeiten von ihm gedruckt und bekannt geworden wären. Nach den wenigen ihn überlebenden Nachrichten spielte er im Schlosse und den

benachbarten Dörfern als Rathgeber, Freund, Lehrer und beſonders als heiterer und erheiternder Geſellſchafter ein wenig die Rolle des Pfaffen vom Kahlenberge. Aus ſeinen Schriften aber, die ſeit ſeinem Tode zu mehreren-malen geſammelt herausgegeben wurden,*) erkennen wir in ihm einen fernen Verwandten jener zahlreichen Dichter-familie oder vielmehr Dynaſtie, die durch alle Literatur-epochen Frankreichs durchgeht, für ſie bezeichnend iſt und der franzöſiſchen Literatur neben allen anderen Literaturen ihren beſonderen und nur ihr eigenthümlichen Stempel aufdrückt: die Familie der Rabelais; Mathurin Renier, Lafontaine, Molière, Baumarchais, Béranger — mit ihren größeren und kleineren Nebenzweigen. Favre gehört zu dieſer Familie, und da wir ſeinen Werth nicht über-treiben wollen, wie man das bei neuen Entdeckungen gerne thut, ſo wiederholen wir, allerdings als ferner Anver-wandte. Er beſitzt wie jene den gewiſſen heiteren Geiſt, der vom deutſchen und engliſchen Humor ſo verſchieden iſt, und den die Franzoſen von heute mit Vorliebe als ésprit gaulois bezeichnen. Seine vier in der Languedocer Mundart geſchriebenen Bände enthalten unendlich viel Witz, geſunde Rabelais'ſche Derbheit und klaren, geſunden Menſchenverſtand, der ſehr oft, naiv

*) Obras Patouèzas de M. Favre. A Montpéyé. 1839. Iſt wohl die letzte Ausgabe.

und bündig ausgesprochen, homerisch anmuthet. — Sein bekanntestes und beliebtestes Werk ist das schon erwähnte komische Heldengedicht „die Belagerung von Cadarussa," in welchem sich der Abbé besonders über den Klerus, die Mönche und den päpstlichen Legaten in Avignon lustig macht. — Die Parodieen der Odyssee und der Aeneide, in eben so klangvollen, gereimten Versen wie jenes Gedicht, sind nicht nur eine Art Uebersetzung aus den alten Sprachen in's Languedoc'sche, sie sind zugleich eine Uebertragung vom klassischen Boden auf den südfranzösischen, wo sich aus Griechen- und Römerzeiten noch so vieles von alten Zuständen, Sitten, Trachten und Geräthschaften erhalten hat. Die Könige und Helden der alten Dichter sind ihm reiche Bauern, die Königshöfe und Hallen südfranzösische Meiereien, die Kämpfe und Schlachten südfranzösische Prügeleien oder noch heut zu Tage übliche, aus antiker Zeit stammende Kampfspiele und Uebungen jeder Art. So auf die heimischen ländlichen Zustände angewendet, werden jene Gesänge unter der Feder des geistvollen Dichters neue Dichtungen, die zugleich treue Sittenschilderungen und humoristische Dorfgeschichten sind. Wie voll und schön das Neuprovençalische des Abbé Favre klingt, mögen die Einleitungsverse seiner Belagerung von Cadarussa beweisen:

Yéou qu'ay long-téms sus moun vièouloun
Rasclat, e'n dèspiè d'Apoulloun,
A la sourdina è sans maliça
La glouèra daou famous Ulixsa,
Yoy, sus un sujèt pus nouvèl'
Embé l'assisténça daou Ciel,
Infàtigable vio ou lounayre,
Vole ènsajà moun saoupre fâyre.

Muza, sè m'ajudes un paou
La bezougna anara pas maou.
Anen, vièïa Nympha, couraje!
S'ajis pas que dé fâ tapaje.
E quinta fénna n'ayma pas
Lou cariïoun é lou tracas?

Neben der Ueberſetzung der achten Satyre des Horaz und einiger Epigramme des Martial in die Languedocer Mundart, findet man in den vier Bänden noch zwei Komödien, eine Art Novelle und ein kleines komiſches Gedicht „die Predigt des Herrn Siſtre;“ lou sermoun dè Mossou Sistre — eine komiſche Darſtellung dörflicher Kanzelberedſamkeit. In dieſen letzten genannten Werken tritt überall jener Humor hervor, der nicht unter Thränen lächelt, ſondern mit breiten weißen Zähnen lacht; ein geiſtreicher Jean qui rit. In einigen franzöſiſchen Gedichten — die Abbé Favre bei Lebzeiten veröffentlichte, ſoll er vollkommen unbedeutend, Fiſch im Trocknen ſein. Das erinnert an unſeren öſterreichiſchen Stelzhammer, der ſo prächtige Dialectgedichte und ſo platte hochdeutſche

ſchreibt. Das Beiſpiel Abbé Favre's ſollte ſeinen poetiſchen Landsleuten von heute als Warnung und Fingerzeig dienen, vor welchen Klippen ſie ſich zu wahren haben, auf welchem Felde ſie Lorbeeren erwerben können. Der Bäcker von Nimes, Herr Reboul, den Lamartine über Kopf „in den Ruhm geſtürzt hat," wäre vielleicht ein ganz leidlicher Patoispoet geworden, wenn er den Handwerker hätte die ihm natürliche Sprache ſprechen laſſen. Herr Reboul aber iſt eitel, ſpricht hochfranzöſiſch, in geſpreizten Alexandrinern von Agamemnon und Achilles und hat ſich ſo zu einem affectirten, verſpäteten und oft höchſt lächerlichen Nachahmer der Klaſſiker gemacht. Aehnliches könnte man dem talentvolleren und natürlicheren Charles Poncy, dem Maurergeſellen aus Toulon vorwerfen. Sein Gedicht über das Rauchen läßt es ahnen, welche ſchöne Accente, welche tiefen Naturlaute in dieſem Dichter ſchlummern; ſpräche er wie es ihm um's Herz iſt, von der Leber weg, wie er ſich mit ſeinen Collegen unterhält, ſie kämen in allen ſeinen Gedichten zum Vorſchein. So aber zwingt er ſich wie ein gebildeter Pariſer zu ſprechen; wie beengt muß ſich da ein ehrlicher Handwerker aus der Provence fühlen. Auch büßt er den Zwang, den er ſeiner Muſe angethan; trotz George Sand, die ihn mit einer herrlichen Vorrede in die Welt eingeführt, trotz Arago und Béranger, die ihn mit gedruckten Briefen unterſtützten, iſt er ſchon nach

wenigen Jahren ſo viel wie vergeſſen. Freilich haben die Volkspoeten und die Volkspoeſie im heutigen Frankreich auch außer der Sprache einen ſchweren Stand. Im Volke iſt die Naivität verſchwunden, welche der Naturpoeſie Seele und Leben giebt, und die ſogenannte Kunſtpoeſie iſt noch nicht auf dem Punkte angelangt, wo ſie, wie in Deutſchland, wie bei Göthe, Uhland, Heine, Wilhelm Müller, mit der Einfachheit und Natur der Volkspoeſie zuſammentrifft — auf jenem höchſten Punkt der Kunſt. Die franzöſiſchen Romantiker haben den Weg dahin erſt angebahnt. Dem Volkspoeten fehlt auf der einen Seite die Naivität, auf der andern die Bildung und der kritiſche Blick, die zu jenem ſchönen Gipfelpunkte führen. Man nenne mir nicht Béranger! — Béranger iſt ein großer Dichter, den das Volk allenfalls verſteht, aber er iſt kein Volks- kein Naturpoet.

Die Stellung der ſüdfranzöſiſchen Patoispoeten, wenn wir ſie nicht Volkspoeten nennen wollen, wird noch durch das Verhältniß und den Zuſtand ihrer Sprache erſchwert. Am längſten konnten ſie ſich allerdings in einer Provinz erhalten, wo man am längſten „die Franzoſen“ ſagte, wenn man vom Volke des Nordens ſprach, wo man durch Geſchichte, Charakter, verſchiedene Religionsauffaſſung, ſelbſt verſchiedene politiſche Inſtitutionen dem Lande der Langue d'oui am fernſten ſtand. Seit der Revolution

centraliſirt ſich Frankreich immer mehr in Sitte, Geſetz und Sprache, und die von Oc liegt in der Agonie, noch ehe die nordiſche deren ganze Stelle beim Volke auszufüllen vermag. Schon in einem halben Jahrhunderte vielleicht werden die Lieder, die bereits heute faſt nur für den Kirchthurm geſungen werden, über dem Grabe der Mutter gänzlich verklingen. Die Languedoc hat längſt ihr Leos erfüllt; ſie beſteht nur noch aus Ruinen, die ſich mit franzöſiſchen Sprachfragmenten ſtützen, und es könnten größere Patoisdichter als Jasmin, der Perückenmacher aus Agen kommen, ſie würden ſie nicht wieder aufbauen. — In einem halben Jahrhunderte wird es vielleicht noch einen particularen Patriotismus geben, der die Schönheiten des Südens den Nordländern im Liede rühmen wird, aber das Lied wird ein franzöſiſches ſein, wie das Lied des liebenswürdigſten Idyllendichters, des Bretonen Brizeux. Dann wird auch dem Volkspoeten die franzöſiſche Sprache, die natürliche ſein. Heute muß man ihm zurufen: warum zwingſt du dich in einer dir halbfremden Sprache zu ſingen? — und ſingt er in ſeinem Patois, bedauert man das vorausſichtlich kurze Leben ſeines wahr empfundenen Geſanges.

Das Schloß von Aubais, das mich zu ſolcher Abſchweifung verleitet hat, liegt ungefähr eine viertel Meile weit von dem ſogenannten ~~Roques~~ d'Aubais, einem

kalkigen Felſenpaß, durch den ſich der zu Zeiten wilde Gebirgsſohn, der Vidurle, einen Durchgang erzwungen hat. Uebrigens braucht es nicht einmal eines wilden Baches um einen Felſenrücken, wie ſie die hieſigen Gebirge bilden, zu durchbrechen. Das kalkige Geſtein iſt verwittert, die Schichten liegen nur loſe übereinander und das Innere iſt meiſt von Grotten und natürlichen Gängen durchhöhlt. Auch dieſer wild ausſehende Vidurlepaß enthält rechts und links mehre Grotten, von denen die gröſsere am Fuſse des Felſens ſich befindet, gerade da, wo ihn der Vidurle beſpült, ſo daß man nur mit einem Kahn zu ihr gelangen kann. Wahrſcheinlich war auch ſie einmal eine Waffenkammer, ein Getreidemagazin oder ein Hospital der Camiſarden. Wenigſtens hielten ſie ſich viel in der Nähe auf, und Cavalier hat auch hier einen Sieg über die königlichen Dragoner errungen, die in zwei Haufen auf ihn herankamen um ihn einzuſchließen und deſto ſicherer zu verderben. Cavalier aber ſtellte ihnen Anfangs nur ſechszig Recruten entgegen, die keine andere Waffe hatten, als die David'ſche Schleuder des Hirten. Ein Hagel von Steinen regnete auf die Dragoner nieder und brachte ſie in Unordnung. Dann erſt brach Cavalier mit ſeinen ſchwerer Bewaffneten hinter dem Felſen hervor und erſchlug was ſich ihm entgegen ſtellte. In zwei Haufen war der Feind angekommen, nach zwei Seiten

hin ergriff er die Flucht. So viele Pferde wurden erobert, daß Cavalier ſeine Reiterei nach dieſem Tage bedeutend vergrößern konnte. In dieſem Kampfe bei dem Felſen von Aubais zeichnete ſich wieder die junge Prophetin aus, die bei Nages wie eine Deborah gekämpft hatte. Cavalier zog nach gewonnenem Siege gegen Congenies, um, wie er immer pflegte, dem Herrn zu danken, zu predigen, zu prophetiſiren, Befeſtigungen niederzureißen und einige Verräther zu richten.

Folgt man dieſem Gebirgsfluſſe, der vorzugsweiſe der Camiſardenfluß iſt, führt er einen durch die Ruinen eines altfranzöſiſchen Parkes plötzlich vor einen Reſt der alten Römerwelt. Unfern von Gallargue erheben ſich aus ſeiner hier träge ſchleichenden Welle, rechts und links von Gebüſch bedeckt, zwei prächtige Bogen, Reſte einer Römerbrücke. Sie war ein Theil der großen Straße, die von Nimes nach Montpellier führte, zum größten Theile noch heute beſteht und in der Volksſprache von den vielen römiſchen Münzen, die man in ihrem Schutte findet, lou camin de la moneta heißt. In der Nähe der Brücke will man noch tiefgegrabene Gleiſe entdecken, die Ueberreſte der Spuren ſein ſollen, wie ſie die Römer auf manchen ihrer Straßen angelegt haben. Die Brücke, aus ſchön behauenen Quadern beſtehend, iſt außerordentlich zweckmäßig gebaut, um die im Winter und Frühling wild

heranstürmende Woge des Vidurle zu brechen, bevor sie selbst die Brücke bricht. Die zwei Bogen, welche in der Mitte des Flusses stehen, waren durch zwei andere mit den beiden Ufern verbunden. Diese aber sind verschwunden. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts soll die ganze Brücke gestanden haben. Nur die Steinbrüstung hat gefehlt. Aber die Hirten von Lunel, um die von Gallargue zu hindern, daß sie ihre Schafe nicht auf die Garrigues oder Weideplätze am westlichen Ufer treiben, haben den Bogen auf jener Seite abgebrochen. Aus Trotz, obwohl zwecklos, haben nun die Hirten von Gallargue auf ihrer Seite dasselbe gethan. So sind im südlichen Frankreich die schönsten Denkmale römischer Kunst zu Grunde gegangen, und wie zahlreich waren sie in dieser von den Römern besonders geliebten und begünstigten Provinz, in der sie nur eine Fortsetzung ihres Italiens gesehen haben.

Von Gallargue kommen wir auf der Eisenbahn nach Bergez, von wo aus wir wieder die Ebene von Languedoc bis gegen Aigues Mortes und das Meer übersehen — jeder Punkt auf dieser weiten Fläche ist mit einem Siege Cavalier's bezeichnet. Besonders um ihretwillen hat er sich seine herrliche Cavallerie geschaffen. Wie ein Blitz aus den Wolken fuhr er aus dem Gebirge auf die Ebene nieder, schlug und die Wolke schloß sich wieder hinter ihm.

Der größere Roland, die eigentliche Seele, der Geiſt jenes großen Aufruhrs, ſaß faſt unbeweglich in der großen Wolke; Cavalier war der Blitz von ſeiner Hand geſchleudert. Auch in Vergez hat Cavalier mit 80 Reitern einen Sieg gegen mehre Compagnien erfochten.

Von hier kehren wir nordwärts wieder nach Calviſſon zurück und haben ſo auch die Bas-Baunages, das Anhängſel jenes Canaan's, durchwandert. Das Thal, das uns nach Calviſſon führt, iſt offenbar ein ehemaliges Flußbett, das bei Vergez endete, da es dort in das Meer mündete, das ſich heute die ganze Breite der Ebene zurückgezogen hat. Der Fluß kam aus dem Baunages, das ſeiner ganzen Form nach ein See geweſen ſein muß. Die Oeffnung zwiſchen Calviſſon und Nages zeigt es deutlich, daß er hier durchgebrochen. Die beiden einander gegenüberliegenden Bergesenden ſind wie die zwei regelmäßig abfallenden Theile eines Dammes, zwiſchen dem eine wilde Fluth ſich den Ausgang erſtürmte. Auf den Abhängen der nördlichen Berge der Baunages iſt es auch nicht ſchwer die ehemaligen und noch lebendigen Quellen zu entdecken, welche den See geſpeiſt haben.

Dreizehntes Kapitel.

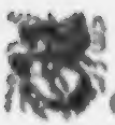
Zwei Briefe an deutsche Redactionen.

Erſter Brief.

Aus dem Seebade.

An die Redaction des deutſchen Muſeums.

Au Grau, den 3. Auguſt 1851.



Jeder richtige deutſche Schriftſteller hält es bekanntlich für ſeine Pflicht, wo er ſich in einem Badeorte befindet, auch ſofort einen Bericht über Leben und Treiben deſſelben an befreundete Zeitſchriften zu ſenden. Auch ich folge dieſem Herkommen, indem ich mich heute der hier ſo nothwendigen Sieſta beraube, um Ihnen aus einem Seebade zu ſchreiben, das vielleicht noch nie in deutſchen Blättern genannt worden. Au Grau — wo liegt der Grau! Karl Ritter ſelbſt, glaube ich, wäre nicht im Stande dieſe Frage zu beantworten, ohne daß ihn irgend Jemand deßhalb tadeln dürfte. Denn der Grau iſt eigentlich ein Nichts, eine Einbildung; eine Grille etlicher Fiſcher; der Boden, auf dem dieſes Nichts liegt, iſt kein Boden, das

Land dieſes negativen Bodens iſt kein Land; nichts iſt hier wahr und wirklich und dauernd als das ſchöne, blaue mittelländiſche Meer!

Da wiſſen Sie denn nun wenigſtens die Richtung, in welcher Sie den Grau zu ſuchen haben. Aber thun Sie es bald — denn vielleicht ſchon über Nacht hat die Fluth den Grau hinweggeſpült, oder er verſinkt in den Boden, der kein Boden iſt. Hat dieſer verrätheriſche Boden doch ſchon Schöneres und Größeres verſchlungen! Hier lag vor Jahrtauſenden Rhoda, das ſüdliche Vineta, eine Colonie der Griechen von Rhodus, die ungefähr gleichzeitig mit den Phociern aus Marſeille an dieſen Küſten landeten — ſie verſchwanden. Im Mittelalter bauten Benedictiner ein prachtvolles Kloſter, hoch über dem verſunkenen Rhoda mit ſeinen Tempeln und Säulenhallen und ſchönen Menſchen; und das Kloſter und die Benedictiner verſchwanden, und nur wenn das Waſſer ſehr niedrig ſteht, ſoll man noch Trümmer der Kloſterthürme erblicken. — Auf dem Damm, welchen die Kunſt aufgeführt, um mitten durch Sumpf und Moor den großen Kanal, der von Beaucaire herabkommt, ſicher bis an's Meer zu führen, liegen einige Fiſcherhütten und ein Douanenhaus; auf den äußerſten Spitzen ſteht ein beſcheidener, aus Quadern aufgeführter Leuchtthurm. Dieſes Alles zuſammengenommen nennt man den Grau. Wenn

ich noch hinzufüge, daß man gewöhnlich gegen Westen den Leuchtthurm von Cette, die weingesegnete Küste von Frontignan sieht, und daß eben heute, freilich bei sehr durchsichtiger Luft, am südlichen Horizonte klar und einladend die Berge der Balearen auftauchen, so sind Sie hoffentlich vollkommen orientirt.

Im Winter ist der Grau gänzlich verlassen, höchstens ein oder zwei Fischer, der Leuchtthurmwächter, drei Douaniers machen seine ganze Bevölkerung aus; der Nordwind, der aus den Cevennen bläst, zaust willkürlich an den Schilfdächern und gräbt das auf dem Damm liegende Wrack noch tiefer in den Sand. In diesem Augenblicke dagegen ist es hier so lebhaft wie nur irgend auf einer Düne. Die guten Mütter aus Nimes und Montpellier bringen ihre Kinder hierher, um ihnen von den Urwassern des Meeres die Civilisation aus den Gliedern spülen zu lassen, die Pastöre der „Kinder Gottes" aus den Cevennen, die eben nicht mehr Camisarden sind, suchen hier ihre Nervosität los zu werden und Sonntags bringt die Barke Schaaren von Besuchern aus den Städten des Languedoc, die sich an den frischen Früchten des Meeres erquicken wollen.

Und ganz ernstlich rathe ich jedem deutschen Landsmann, der in diese Gegenden kommt, so zu thun wie jene; er wird ein wunderbares Land kennen lernen. Eine

Stunde von hier, den Kanal aufwärts, liegt die todte Stadt Aigues-Mortes mit ihren neunzehn wohlerhaltenen Thürmen aus dem 13. Jahrhundert. Sie war einmal ein großer Kriegshafen, vielbewohnt, gebaut nach dem Muſter von Damiette und ſah alle Kreuzfahrer, die zur Wiedereroberung des heiligen Grabes aus Frankreich zogen, in ihren Mauern. Jetzt hat ſich das Meer von ihr auf mehr als als eine Stunde entfernt, die Fieber nahmen ſie in Beſitz und haben die Menſchen fortgetrieben. Ringsumher, meilenweit, im Oſten bis gegen Arles, dehnt ſich nun das elende, peſthauchende Mittelding von Land und Meer; nichts als Sumpf, weite Teiche, Wälder von Schilf, wahre Pampas, ſtehen gebliebenes Meerwaſſer, das in der Nacht leuchtet, hier und da eine einſame Pinie, an den Sumpfrändern im Seewinde zitternde Tamarinden; in ihrem Schatten ruht der wilde Büffel oder das weiße in wilder Freiheit aufwachſende Camarguerroß, ein Abkömmling der edlen Zucht, welche die Araber im Lande vergeſſen haben.

Der Grau, wenn auch ſtrauch- und baumlos, bildet eine Oaſe in dieſer Wüſte. Die Fieber fangen hier erſt gegen Ende Auguſt an; dann flüchtet, was zu leben Luſt hat. Bis dahin jedoch lebt man ruhig und begnügt ſich mit ereignißleeren Tagen und ſtiller Anſchauung der Natur. Nur einmal des Tages kommt die ganze einheimiſche und

fremde Bevölkerung in Bewegung, wenn nämlich die Fiſcherknaben von hoher See zurückkehren und auf dem Damm den Reichthum ihres Fangs aus den Netzen werfen. Da ſieht man ſo tolles, ſonderbares und wunderbares Gethier, wie es nur Piſiſtratus in Indien geſehen oder Carl Vogt beſchrieben hat. Fiſche ſo platt wie ein Zeitungsblatt, tauſendarmige Polypen, Seeſterne, Fiſche mit Menſchenangeſichtern, andere menſchenähnliche, die gleich neben dem Kopf den Magen haben, Seekrebſe, Mammuths ihrer Gattung. — Wahrhaft ſchön dagegen ſind die Gruppen, die ſich dabei aus den Fiſchern bilden, mit ihren langen braunen oder rothen Sackmützen, die auf die Schultern herabfallen, mit den bluthrothen Schärpen und Gürteln und den geſtreiften Jacken; zwiſchen ihnen ſchwarzäugige Weiber, Mädchen und Kinder, an die ſie die Beute vertheilen, um ſie ſchnell auf den Markt zu tragen — ein lebendiger Leopold Robert!

Zuweilen weckt auch ein Ruf die Sieſta haltenden Badegäſte; ſie eilen auf den Damm hinaus, um die Delphine zu ſehen, die in Schaaren auf blauer See vorüberziehen, oft zu Hunderten, ſich dem Lande nähern und wieder fliehen, tänzelnd und ſpringend und Purzelbäume ſchlagend. Es geht ein Mythus auf dem Grau, daß dieſe Freunde Arion's, des Meiſters der Töne, ſich dieſes Jahr häufiger zeigen als ſonſt, und zwar aus

Urſachen. Denn mit dem Murmeln des Meeres, mit dem Geſange der Briſe tönen dieſes Jahr noch andere Klänge um die Wette, die Meer und Briſe beſchämen: es ſind Beethoven'ſche Sonaten. Sie kommen aus einer Fiſcherhütte, in welcher unſere Landsmännin; Wilhelmine Claus, die große Künſtlerin, wohnt. Dieſelbe kam mit ihrer mütterlichen Freundin Caroline Sabatier hierher, um Erholung und Kräfte zu ſuchen beim herrlichen Meere, nachdem ein großer Verluſt ihr tiefen Schmerz bereitet.

So iſt über dem verſunkenen Rhoda Alles Mythus oder Idylle. Selten nur, wie profanes Tageslicht durch eine plötzlich geöffnete Thüre auf's Theater, fällt ein politiſches grelles Licht auf den Grau und ſeine Bewohner. Wer kann den Zeitungen entfliehen und den Erzählungen der Beſucher? So iſt man auch hier noch ſanft erſchüttert vom Tode Olivier's, des Redacteurs des Suffrage univerſel in Montpellier. Sie werden von dieſem politiſchen Duelle gehört haben und von dem traurigen Tode des ſchönen, jungen, hoffnungsvollen Republikaners. Aber welche Bedeutung dieſer Tod für das ſüdliche Frankreich habe, kann man in der Ferne unmöglich ermeſſen; bald wird Ariſtide Olivier mit dem Glorienſchimmer Armand Carrel's umgeben und ſein Name eine Fahne ſein.

Und die Republikaner hier zu Lande haben ſich ſeit lange nach einer Fahne geſehnt; viele von ihnen bilden

ſich ein, ſie hier im Süden werden die Erſten ſein, die eine Fahne brauchen. Wenn Heinrich V. oder Henri Quatre II. wirklich Muth hat, ſo ſagen ſie, und irgendwo in Frankreich einen Streich ausführen will, ſo kann er es nirgends beſſer als an der ſüdlichen Küſte. Languedoc iſt heutzutage die einzige Vendée in Frankreich. Montpellier iſt legitimiſtiſch zum Exceß, die kleineren Städte wie Lunel ahmen gern die Hauptſtadt nach und in den Dörfern regieren die Curés. Nur Eines iſt verdrießlich dabei: die Schwelle des Nordens, die Cevennen ſind von einem abſcheulich republikaniſchen Volksſtamme bewohnt, und über dieſe Schwelle müßte doch der gute Heinrich, wenn er in die Burg ſeiner Väter einziehen wollte. Und was Ludwig XIV. gegen eine Handvoll Schäfer und Wollekrämpler mit ſeinen berühmteſten Marſchällen nicht vermochte, wird es Heinrich mit einigen verſchimmelten Namen, Titeln und Rechten vermögen?! Beſonders da ihm auch im Rücken, in der Ebene Languedoc's, Feinde auflauern würden, die Proteſtanten von Marſillargues, Gallargues, die ewig den Thurm von Conſtance vor Augen haben, der ſie an die gebleichten Gebeine in ſeinem Innern und an die gottſelige Regierung der frommen Bourbonen erinnert. Marſillargues iſt ein eigenthümlicher Flecken, „corrumpirt“ bis in den innerſten Kern, das heißt durch und durch republikaniſch, trotz ſeines

Reichthums. Das kommt daher, ſagte mir ein Legitimiſt aus Montpellier mit unterdrücktem Seufzer, daß die Leute Proteſtanten und an's Denken gewöhnt ſind. Darum iſt der kleine Flecken auch im Belagerungszuſtand; jede Woche kommen einige Commiſſäre dahin, um nach Verſchwörungen zu ſuchen. Das letztemal fanden ſie nur eine Frau, die ihr neugebornes Kind Ledru-Rollin taufen ließ; ſie confiscirten das Kind und ſtellten es umgetauft der Mutter zurück, die noch zehn Franken Taufkoſten zahlen mußte. Aber im Dorfe heißt der Junge dennoch nicht anders als Ledru, und ich ſah alte Leute an dem Kinde mit abgezogenem Hute vorübergehen: Bon jour, citoyen Ledru!

Aber wen ſoll dieß Wunder nehmen, da die Verderbniß ja ſo alt iſt in Marſillargues! Vor vierzehn Tagen lernte ich dort einen Greis kennen, der ſich rühmte, von den famöſen Freiwilligen des Südens zur Zeit der Legislative und einer der Erſten geweſen zu ſein, welche die Marſaillaiſe durch Frankreich colportirten. Er nannte ſie noch immer mit ihrem urſprünglichen Namen „Les enfants de la patrie.“ Ein Straßburger Blatt hatte ſie ſammt den Noten nach Marſillargues gebracht, und der proteſtantiſche Vorſänger in der Kirche war der Erſte, der ſie entzifferte.“

Eine halbe Stunde von Marſillargues liegt Lunel; da ſind wir auf einmal in einer ganz anderen Welt.

Alles in Lunel iſt Legitimiſt; als Louis Napoleon, gleich gütig geſinnt den Legitimiſten wie den Republikanern, vor Kurzem das Heinrichsfeſt verbot, wie unglücklich war man in Lunel! Aber ſo lange ſie noch den guten Muscat haben, wiſſen ſich ſelbſt die Legitimiſten über ſolche Calamitäten zu tröſten.

Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen über ſo geringfügige Dinge ſchreibe wie franzöſiſche Dörfer. Aber die Dörfer ſind es, die im Jahre 52 den Ausſchlag geben werden; nämlich wenn es nicht ſchon vorher ein coup d'état gethan. In Dörfern und Vorſtädten iſt das eigentliche Leben einer Nation und gerade das berückſichtigt man ſo ſelten. Die Städte ſind nur die Abſtraction dieſes Lebens, Correſpondenzen aus Paris können Sie gedruckte, lithographirte, geſchriebene, genug haben: aber wann findet ſich auch Jemand, der über Zuſtände und Stimmungen im Grau oder aus Marſillargues und Lunel berichtet?

Auf Neuigkeiten über Kunſt und Wiſſenſchaft müſſen Sie dabei freilich verzichten. Das Volk dieſer Gegenden, obwohl in ſeinen Adern griechiſches, arabiſches und germaniſches Blut fließt, weiß nichts von Kunſt und Wiſſenſchaft; es iſt wahrhaft barbariſch in dieſer Beziehung. Die proteſtantiſchen Dörfer ſind calviniſtiſch ausgetrocknet, die katholiſchen ganz in der Gewalt der

Pfaffen, der grauen Schweſtern und frères ignorantins; Herr von Fallouz liebt dieſes Land, trotz der proteſtantiſchen Miſchung, ganz beſonders. Wenn ſich nicht hier und da in einem Ouvrier der alte provencaliſche Geiſt regte, der ihn zu Liedern in der Volksmundart begeiſterte, es gäbe keine Poeſie; wenn nicht in dem oder jenem Flecken irgend ein herumziehender deutſcher Muſikant als Organiſt ſitzen bliebe, es gäbe keine Muſik hier. In meiner Nachbarſchaft lebt ein junger Bauer, deſſen Flöte man ſo manche Nacht mit der provencaliſchen Nachtigall wetteifern hörte. Aber er hatte die unglückliche Idee auch zuweilen des Sonntags die Bäuerinnen nach ſeiner Flöte tanzen zu laſſen. Da trat vor einigen Tagen der Curé in ſeine Stube, öffnete, ohne ein Wort zu ſagen, den Schrank und zerbrach das ſündige Inſtrument. C'était la dernière flûte du pays, ſagte mir klagend der alte Vater des Muſikanten. Was das Land an Kunſt und Künſtlern hervorbringt, flüchtet ſich unter dieſen Umſtänden ſo ſchnell es kann nach Paris: Paris iſt demnach keineswegs bloß anzuklagen, daß es Alles verſchlingt, es rettet auch Vieles, was in den barbariſchen Provinzen zu Grunde gehen würde.

Ein Beweis für die Barbarei des Volkes in Languedoc iſt auch die Art und Weiſe wie es die Alterthümer behandelt, die ſo oft bei Umgrabungen auf den Feldern

gefunden werden. Die herrlichſten römiſchen Aſchenkrüge, von denen manchen Frühling ſo viele gefunden werden, daß ſich ganze Muſeen davon bereichern könnten, werden ſogleich zerſchlagen, um in ihrem Bauche nach Münzen zu ſpähen. Und in der That ſind dieſe Gegenden für den Münzenſammler ſehr ergiebig; die ſeltenſten Münzen und Medaillen kauft man nach dem Gewicht. Vor Kurzem wurde bei St. Come auf einmal eine Kiſte gefunden, die zwanzigtauſend Francs Metallwerth hatte. Auf dem ſogenannten chemin de la monnaie, einer Römerſtraße, die ſich von Nimes nach Montpellier zieht, und die das Volk nach ihrer Ergiebigkeit getauft hat, findet man ſeit Jahrhunderten die ſeltenſten Münzen, und noch immer iſt der Vorrath nicht erſchöpft; es iſt ordentlich, als wäre eine lecke Kriegskaſſe von einer tauben Escorte dieſen ganzen Weg entlang transportirt worden.

Da ich von Barbaren ſpreche, will ich noch eine Sitte erwähnen, die hier jeden Frühling einige Menſchenleben koſtet. Ich meine die Stierkämpfe, die alljährlich im Frühling faſt in jedem Dorfe dem Volke zum Beſten gegeben werden. Sie unterſcheiden ſich von den ſpaniſchen Stiergefechten nur dadurch, daß ſie mit weniger Pomp und waffenlos ausgeführt werden. Es ſcheint dabei weniger auf Kraft als auf Gewandtheit anzukommen. Der Toreador packt ſeinen Feind, einen ungezähmten

Stier aus der Camargue, mit gekreuzten Armen an den Hörnern und ringt ihn nieder, oder ſucht ihn vielmehr durch Schnelligkeit, durch einen gewaltigen Ruck zu überraſchen und zu betäuben. Ich ſah ein kleines, ſchmächtiges Schulmeiſterlein mit der Brille auf der Naſe, der einen Stier nach dem anderen auf den Rücken legte. In Lunel dagegen hat ein einziger Stier mehreren Männern die Bäuche aufgeſchlitzt. In Folge deſſen ſind die Stierhetzen für dieſes Jahr verboten. Doch giebt es Leute genug, welche behaupten, die Stierhetzen ſeien nur darum unterſagt worden, weil ſie den Parteien Gelegenheit geben ſich zu verſammeln, beſonders aber den Rothen mit ihren rothen Cravatten zu erſcheinen. — Wie ſehr übrigens die Bevölkerung an dieſem grauſamen Spiele hängt, beweiſt ein Fall, der ſich neulich zugetragen. Der Präfect ſchickte zwanzig Soldaten nach Aigues-Vives, um eine Stierhetze zu verhindern. Sogleich rückte die ganze Nationalgarde des Fleckens bewaffnet und mit geladenen Gewehren aus und vertrieb die Abgeſandten des Präfecten. In einem anderen Flecken konnten die Soldaten die Feſtlichkeit nur dadurch verhindern, daß ſie die Stiere erſchoſſen. — Dieſe armen Opfer einer blutigen Sitte werden der Bevölkerung von den Wittwen geliefert, die ſich auf's Neue verheirathen; fehlt es an einer ſolchen,

ſo werden die einzelnen Stiere in der Camargue, oder dem Rhonedelta mit 3 — 400 Franken bezahlt.

Ich habe, vom Volke dieſes Landes ſprechend, ſo oft die Worte „Barbarei“ und „barbariſch“ gebraucht, daß ich es für meine Pflicht halte, auch noch etwas über ſeine Vorzüge hinzuzufügen. Aeußerliche hat es nur in geringem Maße; es iſt hier nicht die edle Race von jenſeit des Rhone, wo faſt noch auf allen Geſichtern, beſonders den weiblichen, der Stempel griechiſcher Schönheit thront. Hier ſcheint dieſe mit der Colonie der Rhodier verſchwunden zu ſein, und daß ſich die Reſte der Römerſchönheit im Contact mit Celten und Franken leicht barbariſirten, finde ich begreiflich und natürlich; denn der Römer hatte nicht die Schönheit „in ihm ſelbſt.“ An die dunkeln Augen, die einem allenthalben begegnen, gewöhnt man ſich bald, ja man ſehnt ſich nach einem blauen, wie man ſich aus der Hitze der hieſigen ſchattenloſen Gegenden in die ſanfte Dämmerung eines deutſchen Waldes ſehnt. — Wie eigenthümlich, daß einem jenſeit des Rhone, auf dem griechiſchen Boden von Arles, Tarascon, St. Remy die Hitze nicht ſo tödtlich erſcheint, und daß man dort unter helleniſchen Stirnen blauen Augen begegnet! — Aber ich wollte ja von den Vorzügen und Tugenden des Volkes in Languedoc ſprechen, und da muß ich den tief eingewurzelten Unabhängigkeitsſinn rühmen, der es vielleicht

vor allen anderen Stämmen Frankreich's auszeichnet. Der Bauer, der Taglöhner, der Ouvrier, der Reiche und Arme — keiner kennt den geringsten Unterschied der Stände, keiner begreift, daß man in einem dienstlichen Verhältnisse stehen könne. Herren und Knechte giebt es hier nicht, es giebt nur eine freie Uebereinkunft, eine Verpflichtung zu gegenseitigen Leistungen auf sonst vollkommem gleichem Fuße; der Bewohner des Languedoc ist vollkommen Rousseau'scher Egalitätsmensch. — Und dabei doch Legitimist?! Ja wohl, und oft wüthender Legitimist! Das sind so Dinge, die hinter dem Rücken der Logik vorgehen. — Gescheite Leute haben mir diese Erscheinung als Paganismus erklärt, der in jedem südlichen Volke stecke und eines äußern Symbols der Verehrung bedürfe, dieses Symbol aber, wie der Neapolitaner den heiligen Januarius, prügele, wenn es ihm nicht seinen Willen thut.

Denken Sie davon, was Sie wollen und leben Sie wohl.

Zweiter Brief.

Deutschthum und Deutsche in Languedoc.

An die Redaction der Hannoverschen Presse.

Aus dem alten, einsamen Thurme, den ich auf einem der letzten Auslaufer der Cevennen, im Angesichte der

Ebene Languedoc's und des mittelländiſchen Meeres bewohne, kann ich Ihnen leider nur wenige oder gar keine Neuigkeiten ſchreiben. Erlauben Sie mir alſo, von meinem überſichtlichen Standpunkte aus überſichtlich und allgemein und deutſch zu ſein. Erlauben Sie mir, alles was ſich an deutſchen Landsleuten, deutſchen Einwirkungen, Erinnerungen, Sympathien und Keimen künftiger Sympathien zwiſchen dem Rhone und dem Herault findet, zuſammenzutragen und mir aus all' dem ein kleines Vaterländchen zuſammenzuſtoppeln, mit dem ich vielleicht noch einem Vaduzer Patrioten gegenüber groß thun kann. Erſchrecken Sie nicht. Es fällt mir nicht ein, verjährte Rechte auf das Arelat, das übrigens jenſeits des Rhone's liegt, geltend zu machen, und ſo alte Streitigkeiten aus den Zeiten Conrad's III. aufzuwärmen. Es würde mir auch ſchwerlich gelingen. Aber wir haben in neuerer Zeit, andere Eroberungen gemacht, die ſchöner ſind als jene der in Stierhäute gehüllten Germanen, und ſchöner als die der glänzenden Hohenſtaufen. Wenn ich aus meinem Fenſter blicke, glaube ich von den kalkigen Höhen der Cevennen die Fragmente des blauen, romantiſchen Paniers wallen zu ſehen, das der alte Meiſter Tieck dahingepflanzt; und von den Ruinen des Schloſſes von Beaucaire, im alten St. Gill, liegt Pierre de Caſtelnau, deſſen Ermordung Lenau's Trauerſang einleitet. Und wenn ich mit

dem Volke ſpreche, tönen mir aus ſeinem ſchönen Idiome ruinenhafte Klänge aus den Liedern des Caſtellans von Couci, Durand's, Rudell's, Bertran de Born's entgegen, jener Troubadoure, die wieder der deutſche Troubadour Uhland beſungen hat.

Ja, wir Deutſchen ſind Kosmopoliten! — Es iſt ein alter Satz, über den ſchon viel geſeufzt worden. Aber laſſen wir die darüber ſeufzen, die ruhig daheim an ihrem deutſchen Ofen ſitzen und ſich die Hände wärmen. Dem Unſtäten und Flüchtigen iſt es ein Labſal, auf ſeinen Wegen den Fetzen deutſchen Kosmopolitismus zu begegnen.

Der languedoc'ſche Proteſtantismus iſt wohl der diesſeitige Grundſtein jener Regenbogenbrücke, die ſich vom Pic St. Loup aus dem deutſchen Harze entgegenwölbt und in der Nähe von Eisleben niederfällt. Schon im ſiebzehnten Jahrhunderte, beſonders aber in den Cevennenkriegen, wandte man von hier aus hülfeſuchende Blicke auf die Glaubensbrüder in Norddeutſchland, freilich meiſt vergebens, doch hat man ſich gewöhnt, dahin zu ſehen und zu horchen. Manchmal kam doch ein Troſteswort von dort her und was mehr war, ein Drohwort, das in Verſailles niederfiel; wie z. B. das Drohwort aus dem tabakduftenden Munde des Vaters Friedrichs des Großen, welches in Verſailles einen ſo bedeutenden Duft verbreitete, daß man auf eine Zeit vergaß, in Languedoc Rad und

Galgen und Scheiterhaufen aufzurichten. Die Toleranz der philoſophiſchen, dann die Freiheit der Revolutionszeit brachten die nordiſchen Glaubensbrüder wieder in Vergeſſenheit und die Paſtore, die den Propheten folgten, gingen nach Genf und Lauſanne, um ſich ihre Gottesgelehrtheit von dort zu holen. In neuerer Zeit hat ſich das wieder gedreht. Genfer und Lauſanner Weisheit reicht nicht mehr aus; Rouſſeau kann die Theologie nicht mehr brauchen und einen Schleiermacher hat franzöſiſcher Boden noch nicht hervorgebracht. So wandern die jungen Theologen, mit dem leichten Gepäcke der Montauban'ſchen Gelehrſamkeit über den Rhein, nach Heidelberg, Tübingen, Berlin — und wenn ſie zurückkommen, bringen ſie deutſche Gedanken mit, über die die alten Collegen die Köpfe ſchütteln — deutſche Bücher, um ſich in dieſen Gedanken zu verhärten, und manchmal deutſche Frauen, weibliche Apoſtel für die deutſche Sprache. Vor einigen Wochen beſuchte ich einen Paſtor im Gebirge. Während ich den Abweſenden erwartete, ſah ich mich unter ſeinen Büchern um, und ſiehe da, unter dem dreiundvierzigſten Grade fand ich neben einander aufgereiht: Göthe, Schiller, Leſſing, Herder, den ganzen Hegel, die Disjecta Membra Schelling's, Schleiermacher, Creuzer, de Wette und eine große Schaar deutſcher Dichter und Romanſchriftſteller. — Mein Wirth empfing mich mit einem deutſchen Gruß und

führte mich dann zu einer Dame, in deren Bibliothek ich ſogar den originalen Iffland ſeit Jahren zum erſtenmale wieder ſah. Ich konnte der Verſuchung nicht widerſtehen und habe mir für die Nacht zum Einſchlafen unter languedoc'ſchem Himmel einen Band bürgerlichen Thränen ausgebeten.

Ein anderer Paſtor in Vaunages, dem Canaan der Camiſarden, war zur Zeit meines Beſuches eben mit Ueberſetzung der Predigten von Dräſeke, dem Großvater meines lieben Freundes Th. Althaus, beſchäftigt. Der Mann war nie in Deutſchland geweſen, hat aber in ſeiner Einſamkeit von ſelbſt Deutſch gelernt, und iſt ein wüthender Ueberſetzer geworden. Ich empfahl ihm den Enkel ſeines Originals zur Ueberſetzung, der mir noch lieber wäre, als der Großvater. Er fragte, ob er ein Theologe? Allerdings, antwortete ich, aber ein ſehr avancirter! Das ſchreckte den Mann nicht ab, und er ſchrieb ſich die Titel der beiden theologiſchen Werke auf: „Die Mährchen aus der Gegenwart" und „Aus dem Gefängniß."

Montpellier hat unter ſeinen drei Paſtoren ſogar einen wirklichen, ächten Deutſchen, einen Landsmann der Guſtel von Blaſewitz bei Dresden. Aecht deutſch beſchäftigt er ſich mit Dingen, welche die einheimiſchen Collegen längſt ganz vergeſſen haben. Er ſtudirt die Camiſardenkriege und

ihren Schauplatz an Ort und Stelle, und macht Entdeckungen, für die ihm die Geſchichtsforſchung dankbar ſein wird.

Die Paſtoren haben die Laien ihrer Gemeinden und dieſe wieder ihre katholiſchen Landsleute angeſteckt. Deutſch zu lernen iſt Mode geworden, und es hat ſich ein deutſches Bonnen- und Gouvernantenſyſtem ausgebildet, das mit dem franzöſiſchen in Deutſchland, beſonders in Oeſterreich, die größte Aehnlichkeit hat. Wenn ich nach Montpellier komme, iſt der weltberühmte Peyrou, von dem aus man die Pyrenäen ſehen kann, mein Lieblingsſpaziergang. Da wimmelt es von Bonnen mit ihren Kindern, und mir iſt es, als ob ich in Firmenich's Völkerſtimmen umherſpazirte. Da unterſcheide ich leicht die feinfüßige Tochter von den ſteilen Ufern der bildungduftenden Spree, die ſchwäbiſche Maid mit den hellblauen Augen, die blonde, ſchönfarbige Jungfrau von der Leine, die mollete Wienerin. Da höre ich: Juſtav, jehen Sie nich ſo ſchnelle; Sie ſind, wahrhaftigen Jott, ein Jameng! — Gleich daneben erzählt die Schwäbin der ihr ſympathiſchen Wienerin: Meine Augüſchte iſch e guts Mädle — ich kann nit anderſch ſage — und die Wienerin antwortet: I kann mi ah nit bklagen, aber der Ghalt is halt unbeteitend. — Und mitten durch hört man die weiſe Mahnung einer hellklingenden S—timme: S—prechen Sie nicht beſ—tändig, Sie ſind ein Plaudereer!

Man darf ſich über dieſe verſchiedenen reinen Idiome nicht wundern. Die meiſten Mütter Montpellier's ſind gläubig und jede ſchwört hoch und theuer, daß ihre Bonne die reinſte Ausſprache habe. Manche haben wohl eine dunkle Ahnung davon, wie es mit dem Atticismus ihrer Ammen beſtellt ſei, aber ſie laſſen ihren Kindern lieber eine falſche Ausſprache, als eine falſche Religion einimpfen. Denn bei den eifrigen Katholiken und eben ſo eifrigen Proteſtanten Montpellier's und Nimes, giebt die Confeſſion bei der Wahl der Gouvernante oder Bonne den Ausſchlag. So kann es mit der Zeit kommen — wunderbar ſind die Wege der Vorſehung — daß die Katholiken des Südens bairiſch oder öſterreichiſch, die Proteſtanten preußiſch oder hannöveriſch ſprechen. Allerdings kömmt manche pia fraus vor. Manch armes, proteſtantiſches Geſchöpf aus dem Norden, um nur eine Stelle zu haben, verleugnet wie Auguſt von Sachſen die Religion der Väter und giebt ſich zeitweilig für alleinſeliggemacht aus. — Montpellier vaut bien une messe. Sie büßen dieſe unſchuldige Apoſtaſie jede Woche zwei Tage lang bei Faſtenſpeiſen ab. — Im Allgemeinen werden ſie gut behandelt. Man ſetzt bei der deutſchen Jungfrau fürchterlich viel Sittlichkeit voraus und vermuthet bei ihr ein Uebermaß von Gemüth, und liebt ſie darum. Dazu kommt, daß der an ſeinem Lande ſo ſehr

hängende Franzoſe jeden bedauert, der ſeine Heimath zu meiden gezwungen iſt, und ſihm ſein Loos zu erleichtern ſucht. Wenn man auch manchmal eine Dame über ihre Bonne klagen hört, kann man doch ſicher ſein, daß ſie am Ende ſich ſelbſt begütigend hinzufügt: Pauvre fille, elle est si loin de sa patrie! Die ſüdlichen Frauen ſind überhaupt zärtliche Mütter und übertragen etwas von ihrer Liebe zu den Kindern auf deren Amme, ſobald nur dieſe ſelbſt etwas Neigung für die kleinen Schwarzköpfe zeigt.

Um aber von dem Bonnenweſen, dem Privatunterricht und dem Peyrou loszukommen, machen wir einen Sprung auf die benachbarte Hochſchule. — In der Halle der durch ſo viele Jahrhunderte berühmten mediciniſchen Schule begrüßen uns ſogleich die Bilder von Haller, Wolff, Zimmermann. Sehen wir uns unter den Lebenden um und horchen wir nach den Syſtemen, welche die Schule beherrſchen, ſo erfahren wir von einer alten Partei, die nächſtens unter den Schlägen der Revolutionärs erliegen wird, jener furchtbaren Revolutionärs, die in Deutſchland einen Hauptſitz haben, der die Revolutionärs in der Phyſiologie und Botanik. Neulich hat dieſe revolutionäre Partei einen gewaltigen Sieg durch die Ernennung des Herrn Martins zum Director des botaniſchen Gartens errungen. Herr Martins iſt ein Deutſcher von

Abſtammung und iſt trotz ſeines Proteſtantismus ernannt worden, und zwar zum Nachfolger des ſo hoch gefeierten Delille. Herr Martins iſt derſelbe, der mit Agaziz und Vogt auf den Gletſchern geweſen, die berühmten Reiſen im Norden gemacht, Goethe's Metamorphoſe der Pflanzen überſetzt hat und den Franzoſen zu beweiſen ſucht, daß die Keime aller und der höchſten Errungenſchaften der Wiſſenſchaft in den Büchern des Alten von Weimar aufzufinden ſeien.

Und da wir einmal in der mediciniſchen Schule ſind, ſteigen wir einige Treppen hinauf. Wir gelangen in ein höchſt intereſſantes, mit prächtigen Bildern ausgeſchmücktes Maleratelier. Da wohnt der Kaſſirer der mediciniſchen Facultät, Herr Laurens, derſelbe, der faſt das ganze ſüdliche Frankreich illuſtrirt und durch ſeine Zeichnungen viel zur Kenntniß der großen Kunſtſchätze dieſes Landes beigetragen hat. Herr Laurens iſt ein enthuſiaſtiſcher Verehrer von Allem, was deutſche Kunſt heißt; von deutſcher Muſik, Malerei, Poeſie. Bei ihm hört man die neueſte Muſik von Robert Schumann, Ferdinand Hiller, Rietz, Heller u. ſ. w. Bei ihm findet man die neueſten Werke der Kunſtvereine und die jüngſten Poeten des ſingenden Deutſchlands. Man lernt ihn durch Taillandier oder Taillandier durch ihn kennen; ſo kommt man auch manchmal in die Hörſäle der Akademie der ſchönen Wiſſen-

ſchaften, und da hört man, wie dieſer Profeſſor vor einem höchſt zahlreichen Publikum ununterbrochen Parallelen zwiſchen deutſcher und franzöſiſcher Literatur zieht und nicht immer zum Vortheil der letzteren.

Aber kehren wir wieder zu unſeren wirklichen und wahrhaftigen Landsleuten zurück. Wenn wir genau nachſuchen, finden wir ſie auch im Schooße der reichſten und einheimiſchſten Bourgeoiſie, wo ſie ſogar zu einer Art von Patriziat gelangt ſind. Ihre Namen, ſelbſt in der franzöſiſchen Verſtümmelung, muthen uns heimiſch an. Es ſind das die Familien, die im vorigen Jahrhundert ſich im Norden Deutſchlands mit den proteſtantiſchen Emigranten verſchwägert haben und mit dieſen ſpäter nach dem Süden gekommen oder vor ihnen nachgezogen worden ſind. Sie waren vor der Revolution nur auf den Handel beſchränkt und haben, wie die meiſten Proteſtanten der Städte, Reichthum und Anſehen erworben. Ihre Abſtammung ſcheinen ſie noch nicht ganz vergeſſen zu haben; wenigſtens zeigten ſie noch vor kurzem durch ihr ſchönes Benehmen gegen die Frau eines Berliner Gelehrten, die in Montpellier plötzlich Wittwe geworden, daß ſie noch ein Herz für deutſche Landsleute haben. In ihrer Mitte zählen ſie noch mehre Nachzügler aus der neuen und neueſten Zeit, die weniger der Proteſtantismus als der Wein, oder vielmehr der Weinhandel, hierhergezogen hat.

Unter dieſen lernte ich erſt vor kurzem eine liebenswürdige Landsmännin aus Buxtehude kennen. Buxtehude! Eine germaniſche Welt liegt in dieſem Namen. Bei ſeinem Klange wurde mir ſo wehmüthig zu Muthe, wie dem Odyſſeus geweſen ſein mag, als er den Schatten ſeiner Mutter geſehen, den er doch verſcheuchen mußte.

Das jüngſte Deutſchland hat auch ſein Contingent geſtellt. Unter den Studenten der mediciniſchen Schule ſtechen die blonden Geſichter hervor, man redet ſie an und erfährt, daß es Studenten aus der Pfalz oder aus Baden ſind; Flüchtlinge, die die Eine Facultät der Hochſchule zweckmäßig benutzen und nolentes volentes Medicin ſtudiren. Sie haben Vorgänger in dieſem Schickſal; denn auf dem Lande giebt es deutſche Aerzte, die das Frankfurter Attentat, ſeligen Andenkens, ebenfalls nach Montpellier und in die Arme der Medicin getrieben hat. Auf ähnliche Weiſe wurde das Land mit einer Unzahl polniſcher Aerzte verſorgt. — Unter den Flüchtlingen, wie ein rathgebender und immer zur Hülfe bereiter Patriarch, lebt der Vater des armen Dortu mit ſeiner Frau. Die unglücklichen Eltern haben ſich freiwillig aus dem Lande verbannt, das ihnen das einzige Kind genommen. Möge ſie hier neben der Cypreſſe der Lorbeerbaum tröſten. Einen ſchmerzlichen Verluſt hat vor kurzem die flüchtige Colonie von Montpellier durch den Tod des

guten, braven Peter Fries erlitten. Das Bedauern war allgemein, obwohl er nur von wenigen gekannt war; denn die deutſchen Flüchtlinge ſind hier beliebt, da ſie durch einige wirklich liebenswürdige Individuen repräſentirt ſind, und man ihrer Art und Weiſe, wie ſie das Exil ertragen, ohne zu verfallen und wie ſie ſich ihr tägliches Brod zu erwerben wiſſen, die Achtung nicht verſagen kann. Manche ſind in Geſellſchaften gern geſehen, andere haben ſich als Lehrer im Schooße der beſten Familien Freunde erworben.

Ich lade Sie nicht ein, mit mir einen Flug durch's offene Land zu machen, um neben den Paſtoren noch andere Spuren von Deutſchthum zu entdecken. Ich gebe Ihnen nur die tröſtliche Verſicherung, daß Sie hier und da auf gutes Bier ſtoßen, und wenn Sie ſich dann nach dem Verfaſſer erkundigen, wird Ihnen ein Sohn der Bavaria in die Arme fallen. In dieſem rührenden Momente klingt Ihnen aus irgend einer Wohnung eines reichen Proprietärs die Arie von „Wir winden dir den Jungfernkranz" oder ein Straußiſcher Walzer entgegen. Sie folgen dieſen Tönen und durch's Fenſter erblicken Sie die kleine Franzöſin am Klavier; neben ihr ſitzt ein blonder Jüngling, der Chiron der Gegend und der Organiſt der Kirche. Ja, ſelbſt wenn Sie in die Unterwelt, d. i. in die Kohlengruben der Cevennen hinabſteigen,

hören Sie die Sprache ihrer Mutter, denn deutsche Bergleute leiten die Ausbeutung. Kommen Sie aber erst nach Cette in den Hafen, dann hören Sie im herrlichsten Plattdeutsch fluchen. Diesen Genuß hatte ich dort erst vor kurzem auf dem Danziger Schiffe „Thomas“ wo ich mich trotz der Dresdener Conferenzen unter dem preußischen Adler sehr wohl befand.

Aber Sie haben wohl schon genug des südfranzösischen Deutschthums. Wenn ich Ihnen zu viel des Kleinen und Kleinlichen zugetragen habe das Sie im Herzen Deutschlands nicht interessirt, so verzeihen Sie das dem Sammlerfleiße des „Liebhabers“ und gestehen Sie mir zu, daß ich mir wenigstens ein Vaduzer Vaterland zusammengeflickt habe, welches noch den Vortheil hat, in seiner Kleinheit die ganze Buntheit des großen deutschen darzustellen. Ich komme mir vor, wie jener französische Emigrant, von dem mir mein Großvater erzählt hat. Der arme Marquis mußte sich seinen Lebensunterhalt mit Holzschnitzereien erwerben; aber für alles Geld schnitzte er nichts anderes als französische Schlösser: Versailles, St. Cloud, Fontainebleau. — So schnitze ich mir einen deutschen Duodezstaat, und zwar mitten in der Republik. „Bei Straßburg auf der Schanze“ und „Wär' ich ein wilder Falke“ — hundert Volkslieder, das ganze Wun-

derhorn klingt mir ſchon im Kopfe, und ich ſehe mit Zufriedenheit, daß ich einen gewiſſen geheimen Zweck erreicht habe. Leben Sie wohl! Bald ſchreibe ich Ihnen von andern Ufern.

„O du mein Deutſchland ich muß marſchiren.“

Provençalen.

Volkslieder und Balladen — überſetzt und bearbeitet.

(II. Intermezzo.)

Wenn das Spottlied auf Napoleon, obgleich es noch im Munde des Volkes lebt, als ein politisches Epigramm nicht zur reinen Gattung gezählt wird, so sind eigentlich nur die ersten hier mitgetheilten fünf Lieder als Volkslieder zu bezeichnen. Die Gedichte „Provencalisches Morgenständchen," „der Dieb" und „das Matrosenlied" sind Bearbeitungen nach Thematen, welche dem Uebersetzer von längst verschollenen Gesängen geliefert wurden. Die Ballade auf König Franz I. Gefangenschaft ist eine in der Form tief unter dem französischen Originalvolksliede stehende provençalische Bearbeitung, die ebenfalls längst vom Volke vergessen ist und hier nur mitgetheilt wird, weil sie der Uebersetzer zufällig einmal in einem alten Buche gefunden hat. Das Gedicht „an die rechte Hand" ist vielleicht nie gesungen worden, wird aber seines Inhalts wegen, der durch die Zeit seiner Entstehung noch größeren Werth erhält, der Mittheilung für würdig erachtet. „Die beiden Seraphim" und „An die Tyrannen" sollen als Proben

neuprovençaliſcher Poeſie in dieſem Tagebuche Platz finden. Die Ausbeute an eigentlichen Volksliedern beſchränkt ſich alſo bloß auf die erſten fünf Stücke und muß nothwendiger Weiſe als eine ſehr arme betrachtet werden. Es iſt das nicht die Schuld des Sammlers, der mit der Abſicht und der Hoffnung eine reiche Ernte zu machen, in den ſangberühmten Süden, auf den klaſſiſchen Boden der Trouvères gekommen war und ſich angeſtrengt hat, ſo viel als möglich zu ſammeln. Alte Bücher und Anthologien hätten mir allerdings eine große Anzahl provençaliſcher Lieder liefern können, aber ich hatte mir vorgenommen, nur ſolche zu ſammeln und als eigentliche Volkslieder anzuerkennen, die noch heutigen Tages im Munde des Volkes leben. Der deutſche Leſer möge von der ärmlichen Ausbeute ſchließen, was ich, enttäuſcht und mit Schrecken ſelbſt erkannt habe: Das ſüdfranzöſiſche Volk ſingt nicht mehr. Von den fünf erſten Liedern habe ich auch nur vier ſingen hören, und daß ſelbſt dieſe Produkte der Kunſtpoeſie aus dem achtzehnten oder ſiebenzehnten Jahrhunderte ſeien, wird er an dem ſchäferlich-ſentimentalen Charakter, an den Namen Thirſis und Daphnis erkennen. Ihr poetiſcher Werth iſt unbedeutend, und auch ſie wären ihren älteren Brüdern aus den beſſeren Zeiten provencaliſcher Poeſie wahrſcheinlich ſchon in's Grab gefolgt, wenn ihnen nicht die zum Theil ſehr reizenden, oft

überaus melancholiſchen und getragenen Melodieen das Leben gefriſtet hätten. Ich geſtehe es, daß ich hier und da wohl noch Gelegenheit gehabt hätte, das eine oder das andere Lied, bei Hochzeiten und anderen Feſten dem Munde des Volkes abzulauſchen — aber meiſt waren dieſe Lieder ſchon ſo ſehr vom franzöſiſchen Idiom „envahi," daß ſie kaum mehr als provençaliſche anzuerkennen geweſen und baſirten faſt immer auf ſo ſchlechten Witzen, daß ich alle Luſt zu ihrer Aufzeichnung verloren. Es thut mir leid, wenn ich den deutſchen Leſer, der ſich das Nachtigallenland von Volksliedern durchklungen denkt, um eine ſchöne Täuſchung ärmer mache — aber ich kann nicht anders. Ich wiederhole es: das ſüdfranzöſiſche Volk ſingt nicht mehr. Nie iſt auf freiem Felde, in der Ferme, am Herde, im Dorfe, wo ſich das Volk verſammelte, ein originales provençaliſches Lied an mein Ohr gedrungen. Es iſt natürlich, daß ein Volk, das beleidigt iſt, wenn ihm ſein Pfarrer in der heimiſchen Sprache predigt, in dieſer Sprache nicht mehr ſingt. Ein einzigesmal begegnete es mir im Vaunage, daß mir aus der Ferne ein Chor von Männerſtimmen entgegentönte. Ich ſetzte mich hin und wartete bis der Geſang herankam; es waren die Republikaner von Calviſſon, die den Pariſer Chant du départ ſangen. Und ein einzigesmal hörte ich auf freiem Felde ein unter einem Olivenbaume ſitzendes Kind ſingen:

es ſang die Marſeilleiſe. Dieſes kleine Mädchen hat mir mehr bewieſen, als die ganze, große Schaar neuproven-caliſcher Dichter, die den ſchönen Süden bevölkern, und unter denen es höchſt talentvolle giebt. Wir brauchen bloß Roumanille, Aubanel, Crouſillat, Jasmin, Miſtral zu nennen. Trotz ihren Bemühungen wird, zum Glücke Frankreichs, in wenigen Jahrzehnden das Publikum, das ihre Sprache verſteht, ganz oder zum großen Theile weg-geſchmolzen ſein. Das Idiom wird von der nordfran-zöſiſchen Sprache nach und nach weggenagt. Selbſt die Dichter weichen, ohne es zu wiſſen, dem modernen, nor-diſchen Andrange. Mary-Laſon, ein competenter Richter, wirft dem berühmteſten unter ihnen, dem Perückenmacher Jasmin vor, daß er die Sprache, in der er dichtet, nicht kenne. Aber auch die tiefſte und gründlichſte Kenntniß würde gegen die hiſtoriſche Nothwendigkeit Nichts ver-mögen. Eine große Productionskraft könnte dem aus-ſterbenden Romano-Provençaliſchen vielleicht für einige Zeit das Leben friſten — aber dieſe fehlt. Selbſt die bedeutendſten unter den provençaliſchen Dichtern, wie z. B. Roumanille aus St. Remy, zeichnen ſich durch bloße lyriſche Einzelnheiten aus; große Erfindungs- und Ge-ſtaltungskraft iſt vielleicht nicht einem Einzigen nachzu-rühmen. Sie begnügen ſich, die ſchöne Sprache ſchön klingen zu laſſen, und oft beſchränkt ſich ihr ganzer Werth

auf die melodiſche Form, auf den holden Zuſammenklang. Eines der bedeutendſten Producte der letztern Zeit „Li Sounjarello“ (die Träumerinnen) von Roumanille beſtätigt das.

Mit den „Complaintes,“ den Klagegeſängen auf proteſtantiſche Martyrer, welche noch im vorigen Jahrhundert ſo häufig geſungen wurden und eine der beſten Quellen für proteſtantiſche Geſchichte abgeben, ſteht es nicht beſſer als mit den profanen Volksliedern. Sie ſind verſchollen und die nicht ſchon von eifrigen Hirten der Wüſte auf's Papier gebannt wurden, ſind heute verloren. Selbſt in den verborgenſten Thälern der Cevennen werden ſie nicht mehr geſungen, wohl aber noch die franzöſiſchen, (von Clement Marot überſetzten) Pſalmen.

Dieſe wenigen Worte zur Charakteriſtik der Sprach- und Volksliedzuſtände, zugleich zur Entſchuldigung, daß meine Ernte ſo ärmlich ausgefallen. Vielleicht reicht es hin, wenn ich kurz ſage: Der Sammler provençaliſcher Volkslieder iſt im Jahre 1851 bereits zu ſpät gekommen.

A l'oumbra d'aou bouscatjé.

Die Flötentöne irrten
Bis her zum ſchatt'gen Hag;
Es feierten die Hirten
Heut einen frohen Tag.

Ich aber ſitz und weide
Die Heerden, ach, allein:
Und ſeufze, was ich leide,
In den klaren Quell hinein.

Und wenn mein Herz gedenket
Der alten ſchönen Zeit,
Um ihn, der mich gekränket,
Doch wein ich voll von Leid.

So ſeufz die ganze Nacht ich
In meines Herzens Noth —
Vor Sehnen faſt verſchmacht ich,
Viel beſſer wär der Tod.

Tirsis n'éa mort, pécayré!

Tirſis iſt todt, o Wehe!
Weint, Vöglein, auf ſein Grab,
Ihr Blümlein legt, ich flehe,
Die luſt'gen Farben ab.
Betrübte Taubenherzen,
Verliebte Nachtigall,
Vereint mit meinen Schmerzen
Der ſüßen Stimme Schall.

D'una pastoura trop cruela
Un jeun Dafnis se planisaiait.

Ein junger Daphnis weint' und klagte,
Denn grauſam war die Schäferin —
Ganz in der Nähe floh und jagte
Ein armes Täubchen her und hin.
Und wie ſie hin und wieder irrte
Ausſtieß ſie, ach, ſo trüben Ton,
Es lauſchte und es ſah der Hirte,
Wie ſie in ein Gebüſch entflohn.

Die kleinen Vögelein im Neſte,
Sie ſaßen ſtill und lautlos da,
Weil eine Schlange vom Geäſte
Furchtbar und drohend niederſah.
Sie ſchlug Daphnis mit einem Schlage
Des Hirtenſtabs, daß todt ſie ſank.
Es iſt, ob ihm das Täubchen ſage:
O habe Dank, o habe Dank!

Quant vous vézé tout mé play.

An dir gefällt mir Alles zur Stund,
Du würdeſt den todten Stamm beleben,
Das Waſſer kommt mir in den Mund,
Seh ich Dein Lachen, dein heiteres Leben.
Fröhlich und froh!
Ich hab ſie noch nicht, doch werd' ich ſie frein;
Fröhlich und froh,
Ich hab ſie noch nicht, doch mein muß ſie ſein.

Und kehrte ſich der Himmel um
Als wie der Kuchen in der Pfanne,
Ich trüge feſt durch Grad und Krumm
Die Lieb zu meiner braunen Hanne.
Fröhlich und froh!
Ich hab ſie noch nicht, doch werd' ich ſie frein;
Fröhlich und froh,
Ich hab ſie noch nicht, doch mein muß ſie ſein.

Wenn wo ein Dieb in Herzen bricht,
Gleich führt man gegen dich Beſchwerden;
Verſteckſt du deine Augen nicht,
Wirſt du einmal gehangen werden.
Fröhlich und froh!
Ich hab ſie noch nicht, doch werd ich ſie frein;
Fröhlich und froh,
Ich hab ſie noch nicht, doch mein muß ſie ſein.

Hochzeitslied.

Zu jeder Zeit, in jedem Land
Begriffen's Leute von Verſtand,
Im Leben und im Sterben bleibe
Gar nichts vergleichbar mit dem Weibe.
Es lebe die Ehe!
Der Lieb' ein Hoch gebracht!
Es lebe die Ehe,
Es lebe die Liebe bei Tag und bei Nacht.

Das Weib, das iſt im Hauſe ganz,
Was eine Geige iſt beim Tanz.
Ohne Weib herrſcht Todesſchweigen,
Ohne Geige ſtockt der Reigen.
Es lebe die Ehe!
Der Lieb' ein Hoch gebracht!
Es lebe die Ehe,
Es lebe die Liebe bei Tag und bei Nacht.

Der junge Gatte lachet ſehr,
Ein groß' Verdienſt bei meiner Ehr!
An ſeiner Stelle würden heute
Sehr lachen auch geſcheidt're Leute.
Es lebe die Ehe!
Der Lieb' ein Hoch gebracht!
Es lebe die Ehe,
Es lebe die Liebe bei Tag und bei Nacht!

Es lächelt auch die junge Braut,
Doch nur im Herzen und nicht laut,
Der Brauch will, daß im Hochzeitskleide
Man ſauere Geſichter ſchneide.
Es lebe die Ehe!
Der Lieb' ein Hoch gebracht!
Es lebe die Ehe,
Es lebe die Liebe bei Tag und bei Nacht!

Morgenſtändchen.*)

Nicht Harfen, nicht Flöten,
Es ſinget mein Leid —
Der Tag iſt nicht weit,
Die Wolken erröthen.
Von meinem Trauerliede
War hold dein Traum erfüllt,
Es hat dich ſüßer Friede
Wie Seide weich umhüllt.
Nicht Harfen nicht Flöten,
Es ſinget mein Leid ꝛc.

Schlag auf deine ſüßen
Schwarzäugelein jetzt —
Vom Thaue benetzt
Will ich dich begrüßen.
Sieh, dem Olivenbaume
Lacht ſchon die Sonne zu,
Blick du, noch halb im Traume,
Mir in das Herz die Ruh.
Nicht Harfen nicht Flöten,
Es ſinget mein Leid ꝛc.

*) Wahrſcheinlich ein Reſt oder eine Nachahmung der alten provençaliſchen Aubades oder Morgenſtändchen (von Aube.)

Die Nebel, die ſteigen,
Bedecken das Haus —
O komme heraus,
O wolle dich zeigen.
Der Morgen wird ſo milde
Um deine Schläfe wehn —
Du wirſt dein Traumgebilde
In meinem Auge ſehn.
Nicht Harfen, nicht Flöten,
Es ſinget mein Leid,
Der Tag iſt nicht weit,
Die Wolken erröthen.

Matroſenlied.

O hör's durch alle Ferne,
Durch alles Leid, das Wort,
Ich ſchwör's beim Licht der Sterne:
Dich lieb ich immer fort.

Es beben mir im Innern,
Als ſchwellender Accord,
Die Sehnſucht, das Erinnern:
Dich lieb ich immer fort.

Ob auch in kaltem Wehe
Das Leben mir verdorrt,
Ob es in Blüthen ſtehe —
Dich lieb ich immer fort.

Wenn es ein Jenſeits giebet,
Dich werd ich lieben dort
Wie ich dich hier geliebet —
Dich lieb ich immer fort.

Das Schönſte, was ich habe
An meines Schiffes Bord,
Iſt deiner Liebe Gabe —
Dich lieb ich immer fort.

Und wo ich immer lande,
An welchem fernen Ort,
Ich ruf's an jedem Strande
Dich lieb ich immer fort.

Ich ruf's an jedem Strande;
Das liebe, liebe Wort
Kennt man in jedem Lande:
Dich lieb ich immer fort.

O hör's durch alle Ferne,
Durch Luſt und Leid das Wort,
Ich ſchwör's beim guten Sterne,
Dich lieb ich fort und fort.

Der Dieb.

Nichts Süßres iſt, als ſeinem Lieb
Stets geben, immer geben —
In Perpignan verlor ein Dieb
Am Galgen drum ſein Leben.

Sei du getroſt, du armes Lieb,
Der Herr hat ihm vergeben,
Er hat ja nur, der arme Dieb,
Geſtohlen um zu geben.

Der Mann, der die Geſetze ſchrieb,
Und der ſie anbefohlen,
Der hatte keine Seele lieb,
Sonſt hätt auch er geſtohlen.

Stehl ich dem Felde, was es trieb
An Gold- und Silberroſen,
Warum nicht auch für dich, o Lieb,
Das Geld aus Rock und Hoſen?

Stehl ich dir Küſſe doch, o Lieb,
Und werde nicht gehangen,
Was ſoll ich nicht ein Taſchendieb
Für dich zu ſein verlangen?

Nichts Süßres iſt, als ſeinem Lieb
Stets geben, immer geben,
Und wenn mir nichts mehr übrig blieb,
So geb ich ihr mein Leben.

An die rechte Hand.

Von Trogau – (Anfang des XVIII. Jahrhunderts.)

Dich, Rechte, pries kein Mund genug,
Geziemend klingt dein Lob aus meinem:
Ahnfrau von Hammer, Schwert und Pflug
Biſt du das Alles auch in Einem.

Du ſchreibſt — ob klein in Lettern gleich —
Gedanken, die wie Ström' aus Schluchten
Durchziehen manches weite Reich
Und fernes Land und Feld befruchten.

Du bildeſt — hier ein wohnlich Haus,
Gewänder dort, die feſtlich ſchmücken,
Und hundert Dinge führſt du aus,
Die lieblich jedes Aug entzücken.

Du nährſt — ob auch der Stirne Schweiß
Auf deine Schwielen niederthauet;
Sie ſtehn dir, wie der Furche Gleis
Dem Acker, den du ſelbſt bebauet.

Ich ſinge deinen Ruhm am Pflug,
Bejahend winket mir der Spaten;
Es pries dich noch kein Mund genug,
Geneſſin du der ſchönſten Thaten.

Mich haſt du lebenslang genährt! —
Des Hammers Lob laß ich den Schmieden,
Dem Roſt, dem Roſt laß ich das Schwert,
Und mir laß ich den Pflug, den Frieden.

König Franz I. in der Gefangenſchaft.

Als der König zog aus Frankreich
Zu gewinnen fremdes Land,
Fiel am Thore Pavia's
Er den Spaniern in die Hand.

„Gib dich, gib dich König Frankreichs!
„Wo nicht, mußt du untergehn,"
— „„Ich ſoll Frankreichs König ſein?
„„Niemals hab ich ihn geſehn.""

Heben auf des Mantels Zipfel
Und die Lilie ſehn ſie dort —
Nehmen ihn und binden ihn,
In's Gefängniß muß er fort.

Fort zum finſtern Thurm, in welchen
Mond und Sonne niemals ſahn,
Wenn nicht durch ein Fenſterlein —
Kommt ein Poſtillon heran.

„Poſtillon der Briefe bringet,
Sag, was in Paris man ſpricht?"
— „„Daß der König iſt gefangen,
Sagt man, wenn getödtet nicht.""

Poſtillon kehr mit der Poſt um,
Nach Paris kehr um geſchwind,
Grüße ſchönſtens mir mein Weib,
Grüße mir mein kleines Kind.

Daß ſie Münzen prägen laſſen
So viel nur Paris im Stand,
Und mir eine Ladung ſenden,
Daß ich heimkehr in mein Land.*)

---

*) Faſt der ganze Inhalt dieſes ſüdfranzöſiſchen Liedes findet ſich in einem der vielen nordfranzöſiſchen, die auf die Schlacht von Pavia gemacht wurden. Das nordfranzöſiſche hat einen ſatyriſchen Anſtrich und beginnt mit Spott auf den Herrn La Palice und endet mit einem höhniſchen Ausfall auf den Herzog von Guiſe. Die ganze Form iſt beſſer und gebildeter als die des ſüdfranzöſiſchen hier mitgetheilten Volksliedes, welches nur eine Nachahmung des andern zu ſein ſcheint, ſich aber im Munde des Volkes länger erhalten hat als ſein Original. Dieſes lautet ſo:

Helas! La Palice eſt mort,
Il eſt mort devant Pavie.
Helas! s'il n'etait pas mort
Il seroit encore en vie.

Quant le roy partit de France,
A la malheur il partit;
Il en partit le Dimanche
Et le Lundi il fut pris.

Il en partit etc.
Rens, rens toi, Roy de France,
Rens toy donc, car tu es pris.

Rens etc,
Je ne suis point roy de France,
Vous ne savez qui je suis.

Je suis pauvre gentilhomme,
Qui s'en va par le pays.

Regardèrent à sa rançon,
Avoient trois fleurs de lys.

Regardèrent à son espée,
Françoys ils virent escry.

Ils le prirent et le menèrent
Droit au château de Madrid.

Et le mirent dans une chambre
Qu'on ne voiroit jour ne nuit.

Que par une petite fenêtre,
Qu'estoit au chevet du lict.

Regardant par la fenêtre
Un courrier par la passit.

Courrier, qui portes lettre,
Que dit on du roy à Paris?

Par ma foy, mon gentilhomme
On ne sait s'il est mort ou vif.

Courrier qui portes lettre,
Retourne t'en à Paris.

Et va — t'en à ma mère
Va dire à Montmorency.

Qu'on fasse battre monnaie
Aux quatre coins de Paris.

S'il y a de l'or en France
Qu'on en prenne à St. Denis.

Que le dauphin en amène,
Et mon petit fils Henry.

Et à mon cousin de Guise
Qu'il vienne icy me requerir.

Et à mon cousin de Guise
Qu'il vienne icy me requerir.
Par plus tôt dit la parolle
Que monsieur de Guise arrivy.

Aro l'aben attrabat etc. *)

Sprüchlied auf Napoleon, aus dem Jahre 1815.

Nun haben wir ihn eingefangen
Den Vogel mit den großen Flügeln;
Nun haben wir ihn eingefangen
Und ihm gestutzt die großen Flügel.

*) Wir theilen dieses Volksepigramm nur deßhalb mit, weil es, seit lange vergessen, sonderbarer Weise in diesem Jahre plötzlich wieder auftaucht. Es heißt nämlich im Original:

Aro l'aben attrabat
L'ousel de las grosses alas;
Aro l'aben attrabat
E l'aben dépelotat.

Die beiden Serafim.

La doua Serafin von J. Roumanille aus St. Remy.

Als die Hirten angebetet
Gottes Kindlein an der Krippe,
Weinten zwei der weißen Engel,
Weinend sang da ihre Lippe:

(Der Erste:)

Auf dem Knie der Mutter sehe
Weinen ich das Kindlein, wehe!
Kenn die Quelle seiner Klage:
O Jesu, heilger Geist,
Du weißt,
Daß die Stirn an jenem Tage
Dir die Dornenkron zerreißt.

Als die Hirten angebetet
Gottes Kindlein an der Krippe,
Weinten zwei der weißen Engel,
Weinend sang da ihre Lippe:

(Der Zweite:)

Soll mein Herz nicht ſein voll Leide?
Sollen wir nicht weinen beide?
Soll das Kindlein auch nicht wimmern?
O Jeſu, heilger Geiſt,
Du weißt,
Daß ſie ſchon am Kreuze zimmern,
Das die Glieder dir zerreißt.

Als die Hirten angebetet
Gottes Kindlein an der Krippe,
Weinten zwei der weißen Engel,
Weinend ſang da ihre Lippe:

(Beide:)

Ach er iſt an's Kreuz geſchlagen!
Aus dem Leide ſteigen Klagen
Auf zum Vater von dem Sohne.
O Jeſu, heilger Geiſt,
Du weißt,
Daß der Menſch nach deiner Krone,
Nach dem Kreuz mit Spotte weiſt.

Als die Hirten angebetet
Gottes Kindlein an der Krippe,
Weinten zwei der weißen Engel,
Weinend ſang da ihre Lippe:

Die Tyrannen.

Aus Li Provençalo, von Th. Aubanel aus Avignon.

Motto: Ahi dura terra, perche non t'apristi?
Dante. Inferno.

Wo eilſt du mit dem großen Meſſer hin?
— „Köpf' abhau'n, weil ich der Henker bin."

O ſieh das Blut von deinem Kleide thauen,
Und deinen Fingern — Henker, waſche dich!
„Warum? noch Manches bleibt zu thun für mich,
Es giebt noch viele Köpfe abzuhauen."

Wo eilſt du mit dem großen Meſſer hin?
— „Köpf' abhau'n, weil ich der Henker bin."

Ich weiß! — Doch biſt du Vater je geworden?
Ein Kinderblick hat dich wohl nie bewegt?
Ganz ohne Scheu, von keinem Trunk erregt
Kannſt du die Mutter ſammt dem Kinde morden.

Wo eilſt du mit dem großen Meſſer hin?
— „Köpf' abhau'n, weil ich der Henker bin."

Gepflaſtert iſt der Markt mit deinen Todten,
Was lebend noch ſteht mit gebeugtem Knie;
Sprich, warſt du je ein Menſch, warſt du es nie?
— „Laß mich mein Tagwerk thun, wie mir geboten."

Wo eilſt du mit dem großen Meſſer hin?
— „Köpf' abhau'n, weil ich der Henker bin."

— Sprich, meinſt du nicht aus deines Bechers Grunde,
In deinem Wein zu trinken Blut, das roth?
Und wenn du iſſeſt, glaubſt du nicht das Brod
Zu Menſchenfleiſch verwandelt dir im Munde?

Wo eilſt du mit dem großen Meſſer hin?
— „Köpf' abhau'n, weil ich der Henker bin."

Vor Müdigkeit ſeh ich den Schweiß dich wiſchen;
Halt ein! voll Scharten iſt ja ſchon dein Schwert.
Es kann geſcheh'n, daß es daneben fährt,
Weh dir, wenn deine Opfer dir entwiſchen.

Wo eilſt du mit dem großen Meſſer hin?
— „Köpf' abhau'n, weil ich der Henker bin."

Sie ſind entwiſcht! Zum Block, der roth umquollen,
Jetzt beuge du das Haupt — die Schulter nackt —
Die Sehne deines Halſes kracht und knackt,
O Henker, nun wird dein Kopf niederrollen.

Schleift friſch das große Meſſer, ſchleift und ſchleift,
Ergreift des Henkers eig'nes Haupt ergreift.

Vierzehntes Kapitel.

Montpellier — Ein Wort Göthe's — Erste Eindrücke — Faubourg der Stadt — Peyrou und Esplanade — Alexander Ronssel und Peter Durand — Claude Bronsson und sein Henker — Ludwig XIV. und Philipp II., Bâville und Alba — Protestanten und Katholiken — Gesellschaft, Erziehung, Moralität — Das Volk von Montpellier und seine Sprache — Peraqué! — Eine Anekdote — Journalismus — Herr Danjon, ein sonderbarer Schwärmer. —

Montpellier, Mitte September 1852.

— „es iſt mir recht aufgefallen: daß man eigentlich nur von fremden Ländern, wo man mit Niemand in Verhältniß ſteht, eine leidliche Reiſebeſchreibung machen könnte. Ueber den Ort, wo man gewöhnlich ſich aufhält, wird Niemand wagen etwas zu ſchreiben, es müßte dann von bloßer Aufzählung der vorhandenen Gegenſtände die Rede ſein: ebenſo geht es mit Allem, was uns noch einigermaßen nahe iſt; man fühlt erſt, daß es eine Impietät wäre, wenn man auch ſein gerechteſtes, mäßigſtes Urtheil über die Dinge öffentlich ausſprechen wollte. Dieſe Betrachtungen führen auf artige Reſultate und zeigen mir den Weg der zu gehen iſt.“

Dieſe Worte Göthe's, die jeder Touriſt oder Reiſebeſchreiber vornhin in ſein Notizenbuch ſetzen ſollte, kommen mir unwillkührlich in's Gedächtniß, da ich darangehe mit einigen Bemerkungen über Montpellier mein Tagebuch

zu vervollſtändigen. Während meines ſiebenmonatlichen Aufenthaltes im Süden habe ich in dieſer altberühmten Stadt ſo viel Gaſtfreundſchaft genoſſen, haben ſich ſo mancherlei Beziehungen, Bekanntſchaften und Freundesverhältniſſe gebildet, daß ich vollkommen jene Beengniß fühle, die der Alles Ver- und Nachempfindende in ſeinen Worten ausgedrückt. An dieſes die Feder beengende Gefühl der Delikateſſe ſchließt ſich noch ein anderer Nachtheil. Die erſten Eindrücke, die gewöhnlich die beſten und wahrſten ſind und ſich mit größerer Leichtigkeit, ohne alle Anſtrengung, faſt naiv wiedergeben laſſen, ſind von vielen nachfolgenden verdrängt, ſo daß beim Niederſchreiben eine Arbeit des Gedächtniſſes beginnt, die der Unbefangenheit, ich möchte ſagen Einfalt des wahrhaftigen Erzählers Eintrag thut.

Kaum kann ich mich mehr des erſten Eindruckes erinnern, den Montpellier auf mich gemacht hat. Ich weiß nur, daß es an einem regneriſchen Apriltage war, da mich der Bahnzug hierher brachte, und daß mir traurig und enge zu Muthe wurde, als wir uns in den dicken Mauern der Feſtung verloren, die Ludwig XIII. als ein Zwing-Montpellier vor die Stadt hingemauert. Die ſchönen Gemüſegärten, die bereits von Kohl und Blüthen bedeckt waren, die breite mit prächtigen Bäumen beſetzte Esplanade, welche ſich zwiſchen dem Kaſtell und der

Stadt ausdehnen, konnten den trüben Eindruck des regnerischen und düsteren Tages halber nicht aufheitern. Die innere Stadt mit ihren hundert Gäßchen, die sich wahrhaft gordisch und sinnverwirrend in einander schlingen, erschien mir als ein unauflösbarer Knoten, und wurde dem Wanderer unbehaglich, der, stolz auf seinen Ortssinn, sonst gewohnt ist, sich in der fremdesten und verwickeltsten Stadt im Laufe der ersten Stunden zurecht zu finden.

Aber mit dem Himmel klärte sich auch die Düsterheit des ersten Eindrucks auf, und im Laufe des Sommers hatte ich oft Gelegenheit die Weisheit der alten Gründer und Bewohner Montpelliers zu preisen und sie dafür zu segnen, daß sie ihre Häuser so nahe als möglich an einander gerückt und auf diese Art für ewigen Schatten gesorgt haben. Wenn Montpellier der modernen Neigung der meisten Städte folgen und seine schmalen, winklichen Gassen in breite, langgezogene verwandeln wollte, es würde unbewohnbar werden, oder seine sämmtlichen Kinder dem Sonnenstiche aussetzen. So aber, wie die Stadt heute beschaffen ist, kann man sie fast ihrer ganzen Länge und Breite nach immer angemessen beschattet durchwandern, und können Handwerker und Krämer, selbst in den heißesten Tagen ihre Geschäfte gemächlich fortsetzen. Und nicht nur vor dem Sonnenbrande ist man durch diese

Bauart der alten Stadt geſchützt — noch ein gefährlicherer Feind wird durch ſie von den guten Bürgern Montpellier's abgehalten; es iſt das der Wind, der ſonſt faſt ununterbrochen ſie durchtoben und, aus allen Weltgegenden kommend, an Bruſt und Lungen nagen würde, während er jetzt an den äußerſten Winkeln abprallt und nicht durch all' die Wendungen und Windungen zu dringen vermag. Gegen die Atmosphäre, die er, wenn er in Geſtalt des Miſtral oder des Sirocco erſcheint, mit ſich führt, ſchützen freilich weder die Windungen noch die Schatten der alten, hohen Häuſermaſſen.

Die Stadt obwohl auf einem Hügel liegend, gewährt von keiner Seite einen recht maleriſchen Geſammtanblick, während ſie ſelbſt in ihrem Inneren oder an verſchiedenen Enden einzelne Punkte beſitzt, von denen aus man ſich der herrlichſten Ausſicht in's Land erfreut. Der ſchönſte dieſer Punkte iſt der Peyrou, eine am Weſtende der Stadt ſich erhebende Esplanade. Die Ausſicht, die man da genießt, nennen die Montpellierenſer mit etwas übertriebenem Stolze eine der ſchönſten der Welt. Man ſieht vom Peyrou aus, die hübſchen Landhäuſer, die ſich gut gruppirt mit ihren Cypreſſen, Platanen, Lorbeerbäumen und Granatbüſchen, weit hinaus vor die Stadt erſtrecken, und jenſeits dieſer Landhäuſer gegen Norden die kalkigen, verbrannten Berge der Cevennen mit ihrem König, dem Pic

St. Loup, gegen Süden das lächelnde, blaue mittelländiſche Meer, das kaum eine halbe Meile von der Stadt entfernt iſt, mit den grünen Sümpfen an ſeinen Ufern und mit der Inſel Maguelone und der Ruine der altberühmten Kirche in ſeinem Schooße; gegen Weſten, bei beſonders klarem Wetter, jenſeits der letzten Ausläufer der Cevennen, die ihre Arme dem Meere entgegenbreiten, ſogar die rieſigen, in ſanfter Bläue ſchwimmenden Häupter der Pyrenäen. Die Cevennen ſcheinen, wenn die Luft von der Feuchtigkeit des nahen Meeres durchwoben iſt, ſo nahe gerückt, daß man ihre Sträuche und einſam nickenden Alpenblüthen mit der Hand erreichen und in ihre Höhlen und Riſſe mit einem kühnen Schritte eingehen zu können wähnt. Auf der dem Peyrou entgegengeſetzten Esplanade kann man zugleich mit Cevennen und Pyrenäen die Alpen mit ihrem Repräſentanten, dem Mont Ventou erblicken, und ſo im ſelben Momente, mit Einem Blicke Hiſpania, Helvetien, la belle France und durch das Medium des mittelländiſchen Meeres das fabelhafte Afrika begrüßen. Ein weltumfaſſendes Herz kann hier eben ſo gute Nahrung finden, als ein hypochondriſches, das ſich in Betrachtung über die Kleinheit der Reiche dieſer Welt, ja ſelbſt dieſer armen Erde ergehen will. Ein beſſer und heiterer Geſtimmtes wird ſich hier an ihrer Schönheit erfreuen, beſonders ſo lange als es nicht

an die Greuel denkt, deren Schauplatz der ſchöne, herrliche Peyrou, oder die lachende Esplanade vor dem Caſtell geweſen.

Unglückſeliger Weiſe kamen ſie mir zu früh in's Gedächtniß, als ich auf dem Peyrou ſtand und mich zufällig umwendend, die Statue und den Triumpfbogen Ludwig's XIV. in ſeiner Mitte und vor ſeinem Eingange erblickte. — Möge man noch ſo große Aquaducte mit allen Quellen der Gebirge, ja, möge man das ganze Mittelmeer mit ſeiner lächelnden, heiligen Salzfluth hierher leiten — alle die Wellen waſchen den Blutfleck nicht ab, der dieſen herrlichen Punkt der Erde für ewige Zeiten entſtellt: und möge man hier noch ſo viele Blumen pflanzen nnd Lindenblüthe duften laſſen — alle Gerüche des Orientes und Occidentes übertäuben ſeinen Blutgeruch nicht. Es iſt ja noch ſo friſch das Blut der Märtyrer, die hier ihr Leben aushauchten, für die ihnen heilige Sache. Gewöhnlich glaubt man, daß die Hinrichtungen der Proteſtanten auf dem Peyrou mit dem Tode Ludwig's XIV. ihr Ende erreicht haben; das iſt aber falſch. Noch unter Ludwig XV. ſah der Peyrou viele und erhabene Märtyrer „des reinen Glaubens," viele Martertode der Hirten der Wüſte." Alexander Rouſſel verhauchte hier im Jahre 1728. Sein Verbrechen war, den Proteſtanten der Cevennen unter Mühen, Noth und

Drangsal, kämpfend mit Hunger und Durst, verfolgt von Höhle zu Höhle, gepredigt zu haben. Um Geld verkauft, wurde er baarhaupt, baarfuß, mit dem Strick um den Hals zum Richtplatz geschleift. Nach seiner Wohnung befragt, antwortete er: Der Himmel ist mein Dach! Während ihn auf dem Weg zum Richtplatz und bei der Folter die Jesuiten umdrängten und Verleugnung seines Glaubens verlangten, betete er für seine Richter und den Henker. In der Sterbestunde sang er wie Huß mit fester Stimme einen Psalm.

So wie Alexander Rousset erging es hier auf dem Peyrou dem armen Greise Peter Durand. Sein Verbrechen war, Antoine Court geholfen zu haben, als er die durch die Kriege zerstreute Heerde der Cevenolen wieder zu einer Gemeinschaft sammeln wollte. Er starb im Jahre 1732. Fünf Jesuiten erschöpften ihre Beredtsamkeit, ihre Versprechen und Drohungen vergebens an ihm. Er blieb fest wie ein Fels. Die Folge dieser Martyrien war, daß die Abtrünnigen wieder in den Schooß des Protestantismus zurückkehrten, daß neue Bekehrungen vorkamen, daß die Protestanten neuen Muth und neue Kraft gewannen, daß sie sich wieder sammelten und organisirten und eine feste Gemeinschaft bildeten, die allen Verfolgungen zum Trotz ihr Leben fristete, bis die Bastille stürzte und die Begeisterten von Versailles

Freiheit und Gleichheit verkündigten und Rabaut de St. Etienne, den Protestanten, zu ihrem Vorsitzenden gemacht haben.

Doch sind diese Martyrien, wie schaurig sie auch, wie groß auch ihre Folgen waren, nur das leise verklingende Nachspiel der grausamen Tragödie, welche Ludwig XIV., nachdem er fromm geworden, im ganzen Süden aufgeführt, und deren Katastrophen sich meist auf dem Peyrou, auf der Esplanade und in den Kerkern Montpellier's entwickeln. Ich will hier nur an einen der größten Helden des südfranzösischen Protestantismus erinnern, dessen Muth, dessen Ausdauer, dessen Leiden den Ruhm der Geschichte eben so gut verdienen, als irgend ein heiliges Martyrium, als irgend eine große That des Schwertes, des Wortes oder der Erfindung.

Claude Brousson war im Jahre 1647 zu Nimes geboren und wirkte in männlicher Jugend als Advokat bei den Tribunalen von Castres und Toulouse, als Vertheidiger der Unschuld oder der menschlichen Verirrung. Als die einleitenden Vorspiele zum Widerrufe des Edictes von Nantes begannen, als endlich der Widerruf, begleitet von den Dragonaden und frommen Mordthaten erfolgte, trat er vorzugsweise als Anwalt der unterdrückten Protestanten auf. Sein Wort war mächtig. Da man sein Stillschweigen umsonst mit glänzenden Sinecuren zu er-

kaufen verſuchte, begann man ihn zu plagen und zu verfolgen und zwang ihn endlich zur Flucht. Da ging er, wie mancher Märtyrer alter Zeiten, wie Elias und Chriſtus, in die „Wüſte," d. i. in die Gebirge zu den Leidenden und Verfolgten und predigte allmächtig. Die Regierung zitterte vor dem verjagten Advokaten, der nun zum Prieſter, zum Propheten, geworden war. Man machte Jagd auf ihn, wie auf ein wildes Thier und wie ein verfolgtes Wild ſuchte er Schutz und Zuflucht auf unwegſamen Hochalpen, in alten Höhlen und Grotten. Mehrmal wurde er auf ſeiner ewigen Flucht gezwungen die Gränzen des Vaterlandes zu überſchreiten, um einen Augenblick auf fremdem Boden aufzuathmen. Aber immer kehrte er wieder zurück, immer mit demſelben Eifer für die Sache, die ihm heilig war, immer in dieſelben Drangſale und Gefahren zurück. Im Jahre 1693 wurde ein Preis von fünfhundert Louis auf ſeinen Kopf geſetzt. Erſt im Jahre 1698, alſo ſehr kurz vor Ausbruch des Cevennenkrieges, wurde Claude Brouſſon zu Oleron gefangen genommen und nach Montpellier gebracht. Als er das Blutgerüſt beſtieg, wurde das Wort, das er noch an das Volk richten wollte, durch achtzehn Trommeln übertäubt. Wir wollen nicht die Hiſtoriker ſeiner Partei, wir wollen auch nicht die Jeſuiten über ihn ſprechen laſſen; wir wollen hören, wie ſich der Henker,

der ihn vom Leben zum Tode brachte, über ihn ausdrückt. Seine Worte ſind treu aufbewahrt worden und ſie lauten ſo:

„Ich habe mehr als zwei hundert Verurtheilte hingerichtet, aber keiner hat mich je ſo zittern machen, wie Herr Brouſſen. Als man ihn auf die Folter legte, waren der Commiſſär und die Richter bleicher und zitterten ſie mehr als er, der betend ſeine Augen gen Himmel wandte. Wenn ich gekonnt hätte, ich wäre entflohen, um nicht einen ſo trefflichen Mann tödten zu müſſen. Wenn ich reden dürfte, ich wüßte mancherlei Dinge über ihn zu ſagen; gewiß er ſtarb wie ein Heiliger.“

Aus dieſer Ausſage des Henkers, den wir viel lieber als Geſchichtsquelle gelten laſſen, als den klaſſiſchen Biſchof Flechier, geht hervor, wie ſehr die Henker des Statthalters von Languedoc, Herrn de Bâville's, ſchon ſieben Jahre vor Ausbruch der Cevennenunruhen beſchäftigt waren. Dieſer eine Henker hatte bereits im Jahre 1693 mehr als zweihundert Verurtheilte hingerichtet und Herr Bâville-Lamoignon hatte überall in ſeiner Statthalterei, in Nimes, in Baucaire, in Beziers u. ſ. w. viele Henker und all' die Städte, ja, viele kleine Flecken erlebten ſo ſchaurige Schauſpiele wie Montpellier. Bâville-Lamoignon war ein ſehr thätiger und ſeines Sultans würdiger Satrap. Er reiſte viel in ſeiner Provinz

umher und hinterließ überall gleiche Blutſpuren. In Nimes vermied ich es ſie aufzuſuchen; dort war ich froh ſie über die Antiken vergeſſen zu können. Montpellier iſt eine Stadt des Mittelalters, und Alles ladet hier ein den Spuren der uns noch ſo nahe liegenden Geſchichte nachzu gehen. Die Gegenwart bietet wenig, was die kaum achthundertjährige Vergangenheit vergeſſen machte. —

Auch vor der Weltgeſchichte, der Weltrichterin, giebt es Perſönlichkeiten, die Glück, oder, wie die Franzoſen ſagen, „de la chance“ haben. Zu dieſen Begünſtigten gehören unſtreitig Ludwig XIV. der Große mit ſeinem Languedocer Statthalter Bâville-Lamoignon. Wenn man von grauſamen Königen und grauſamen Statthaltern ſpricht, iſt es hergebracht z. B. von Philipp II. und Herzog Alba zu ſprechen. Doch lebten beide in einer Zeit, da zwei feindliche Principe, deren eines ſie vertraten, ſich gewiſſermaßen zum erſtenmale und darum mit größerer Heftigkeit, mit Fanatismus, entgegentraten. Das ihnen feindliche Princip war durch ein fernes, ihnen durch Sitte, Gewohnheit, Charakter, Anſchauungsweiſe und Blut vielfach fremdes Volk vertreten, welches ſich noch dazu religiös und politiſch zugleich empörte. Philipp und Alba mit ihren ſchwarzen Armeen ſind von der Inquiſition erzogen und getrieben und ihre Jugend iſt von Auto-da-Fés groß-

genährt. Ihre Bildung iſt um mehr als ein Jahrhundert jünger, ihr Blut um zehn Breitegrade heißer. Ludwig XIV. und Bâville Lamoignon haben Port-Royal hinter ſich, ein Volk, das bereits Colbert, Vauban, Fenélon, Corneille, Racine, Molière, Lafontaine hervorgebracht, um ſich; ſie ſtehen an der Wiege Voltaire's und Rouſſeau's und hören ſchon die Stimme Peter Bayle's, des Vaters der Encyklopädie. Sie haben es mit Stammgenoſſen, mit Kindern deſſelben Landes, mit Brüdern zu thun, mit loyalen Bürgern, die nichts wollen, als ihren Tempel beſuchen, ihre Kleinen im ſelben Glauben erziehen, der ihnen durch Edicte, feierliche Eide und Friedensſchlüſſe als ungefährdet übermacht und zugeſichert worden iſt. Die Beiden bekämpfen eine Religionsgenoſſenſchaft, die durch Jahrhunderte im Lande einheimiſch und ſonſt Niemanden mehr anſtößig iſt, als dem Clerus, den bereits Pascal in ſeiner Nacktheit dargeſtellt hat.*) Und doch begehen ſie Thaten,

*) Wir können nicht umhin, hier an einige Anekdoten zu erinnern, die für die Frömmigkeit Ludwig's und ſeiner Zeit charakteriſtiſch ſind.

Nach einer verlornen Schlacht rief der König entrüſtet aus: Gott hat alſo vergeſſen, was ich für ihn gethan habe!

Zu Louvois, deſſen Benehmen in den Religionsſtreitigkeiten er billigte, ſagte der König eines Tages: Ich Ich weiß nicht, wie Ihnen Gott eines Tages Ihre Be-

vor denen die Greuel Alba's in Belgien zu einer wahren Kleinigkeit zuſammenſchrumpfen; und doch nennt man Ludwig XIV. nur wenn von glänzenden Regenten die Rede iſt und vergißt Bâville-Lamoignon, wenn die blutigen Schlächter der Völker aufgezählt werden. Das iſt das Glück, die Chance in der Weltgeſchichte.

Aber wir wollen auch nicht verſchweigen, was Bâville des Guten gethan hat; freilich werden wir zur Aufzählung ſeiner guten Thaten nicht vieler Worte bedürfen. Dieſen Peyrou, auf dem wir ſtehen, hat er, nachdem er ihn mit dem edelſten Blute getränkt und gekittet, zu dem ge-

---

mühungen anrechnen wird; was mich betrifft, ich werde ſie gewiß nie vergeſſen.

Memoiren des Herzogs von Richelieu.

Der Herzog von Orleans, als er 1706 zur italieniſchen Armee abging wollte Augrand von Fontvertuis, einen luſtigen Geſellen, der aber nicht im Dienſte war, mit ſich nehmen. Der König, der es erfuhr, fragte ſeinen Neffen, warum er einen Janſeniſten in ſeine Geſellſchaft ziehe? — Er ein Janſeniſt! ſagte der Prinz. — Iſt er nicht, fragte der König wieder, der Sohn jener Närrin, die Arnaud nachlief? — Es iſt mir unbekannt, antwortete der Prinz, was ſeine Mutter war; aber, was den Sohn betrifft, ſo weiß ich nicht ob er an Gott glaubt. — Ich bin alſo ſchlecht unterrichtet, ſagte der König naiv und ließ Fontvertuis als einen für den Glauben ungefährlichen Menſchen mit dem Herzog abreiſen.

Duclos' Memoiren.

macht, was er heute ist: eine schöne Terrasse, ein lieblicher Spaziergang, nachdem er ein steiniger Hügel gewesen, und die Natur, die gütige, läßt hier Blumen und prächtige Bäume wachsen, hat ringsumher stolze Gebirge aufgestellt und hat in der Nähe das blaue Meer ausgegossen, um mit all' dieser Pracht Bâville-Lamoignon, die Geißeln und Leiden der Menschheit vergessen zu machen.

Nach dem Tode Lamoignon's und Ludwig's XIV. erhielt der Peyrou einen neuen Schmuck an dem Aquadukte, einem Theil der großen Wasserleitung, welche der Stadt Montpellier das süße Wasser der Quelle von St. Clement in einer Länge von beinahe 14,000 Metres zuführt. Der Theil desselben, welcher den Peyrou mit der gegenüberliegenden, durch ein tiefes Thal getrennten Höhe verbindet, hat eine Länge von beinahe 900 Metres. Er besteht aus zwei Stockwerken, die sich aus 53 unteren und 183 oberen Bogen zusammensetzen. Er bietet einen prächtigen und stolzen Anblick und endet am Château d'eau, einem sechseckigen, mit korinthischen Säulen und Basreliefs geschmückten Baue, der sich über dem Bassin und seinen Caskaden schön emporwölbt. In der Mitte des Platzes, zwischen dem Château d'eau und dem Triumphbogen, der in die Stadt führt, erhebt sich eine kolossale Reiterstatue. Wir wollen vergessen, daß sie Ludwig XIV.

verſtellt, und ſie wird mit all' den Monumenten, in Mitten dieſer ſchönen Natur ihre Wirkung nicht verfehlen. Vergeſſen wir überhaupt die Geſchichte und ihre Helden, wenn wir an einem ſchönen Sommerabend hier luſtwandeln, vielleicht an der Seite einer ſchönen Frau und eines lieben Freundes; horchen wir auf die Muſik, die unter den Bäumen erſchallt, auf die Nachtigallenlieder, die um die Wette aus dem Schatten der Palmenbäume, begeiſtert von den Lotosblumen im botaniſchen Garten, dort unten lieblich erklingen; ſehen wir in die ſüdſchwarzen Augen luſtwandelnder Frauen und ſpielender Kinder; freuen wir uns mit dem dunkelblauen Meere, mit den purpurnen Abendwolken, mit den glühenden Spitzen der Cevennen. Die Sonne ſinkt; ſiehe da! bevor ſie verſank durchleuchtete ſie einen Wolkenriß und zeigte uns ein erhabenes Pyrenäenhaupt. Gute Nacht, Spanien!

23. September 1851.

Es wäre ungerecht über Geſchichte und Natur die lebende Gegenwart, das Treiben, Fühlen und Denken rings um uns zu vergeſſen. Sehen wir uns im Montpellier von heute um; die Reſultate unſerer Unterſuchung werden, ich ſage es mit Schmerz, nicht die tröſtlichſten ſein.

Montpellier gehört, Dank ſeiner alten Univerſität und der Akademie zu den gebildeteſten Städten des ſüdlichen

Frankreichs — und doch, welch' einen niedrigen Grad der Bildung nimmt man bei näherer Betrachtung wahr! Die Professoren, unter denen einige höchstgebildete, stehen mit ihren wissenschaftlichen und Culturbedürfnissen allein; die Studenten sind „Kümmeltürken" die — eine allgemeine Krankheit des heutigen Frankreichs — nichts anders im Sinne haben, als ihre Carriere zu machen, sich die Mittel und Titel des allergewöhnlichsten Broderwerbes zu verschaffen, eine Neigung, die man in den letzten Jahren leider auch im deutschen Universitätsleben beobachtet haben will. Wenn doch ein junger Mann ausnahmsweise eine höhere Bildungsstufe erreicht, kann er es in seiner Vaterstadt nicht lange aushalten und wandert nach Paris. Die Mädchen bekommen eine beschränkte Klostererziehung und bleiben ihr Lebenlang in der Gewalt der Pfaffen, denen sie dann als Mütter wieder ihre Kinder hingeben. Die Geistlichen haben eine um so größere Gewalt, als sie in der That ein im katholischen Sinne ziemlich vorwurfsfreies Leben führen und selber ungebildet und bloße Werkzeuge des höheren Klerus an ihren Dogmen und Gelübden mit Aufrichtigkeit und Aufopferung hängen. Eine so erzogene Gesellschaft ist arm an geselligem Stoff, und so steht denn auch die Geselligkeit auf schwachen Füßen. Für Künste und Wissenschaften kann man sich und darf man sich kaum interessiren — wovon soll man

ſprechen, womit die Abende ausfüllen, was ſoll die Gemüther verbinden? Die Frauen unterhalten ſich von ihren religiöſen Uebungen; die Männer, die das langweilt, obwohl ſie es billigen, gehen in ihre Cercles. Dort kann es auch kaum zu politiſchen Discuſſionen kommen, da man nach politiſchen Farben weit getrennt iſt.

Eines der Haupthemmniſſe der Geſelligkeit bildet die Religionsverſchiedenheit der Einwohner. Proteſtantismus und Katholicismus bilden zwei ganz verſchiedene Welten in Montpellier, und der Klerus thut gewiſſenhaft das Seinige, um die trennende Kluft ſo lange als möglich klaffend zu erhalten. Die äußere Bildung, der Lauf der Zeit, Intereſſen und Gewohnheit haben es zwar dahin gebracht, daß die beſtehende Feindſeligkeit von gewiſſen conventionellen Schleiern ſanft verhüllt iſt. Aber im Grunde der Seele verabſcheuen die Katholiken den Ketzer, und ſieht der Proteſtant mit Stolz und einigem Hochmuth auf den blinden Papiſten herab. Der devote Katholik iſt intolerant, der trockene Calviniſt iſt ſchroff und ſchwer verſöhnlich. Es geht daraus hervor, daß man, wie es gewöhnlich geſchieht, den Katholiken Unrecht thäte, wenn man ihnen allein die Urſache der beſtehenden Trennung in die Schuhe ſchieben wollte. Ich kenne manche Beiſpiele der Zuvorkommenheit von katholiſcher und deren Zurückweiſen von proteſtantiſcher Seite. Freilich ſind die

Wunden der Proteſtanten kaum vernarbt, und es iſt natürlich, daß ſie ſich ſcheuen mit denen in Berührung zu kommen, die ſie geſchlagen haben. Um ſo mehr, als noch der Stolz überſtandener Leiden und bewieſener Ausdauer hinzukommt. Die katholiſche Toleranz iſt auch nicht groß; die katholiſchen Frauen halten es noch meiſt für Sünde mit den verirrten Schafen irgend eine Gemeinſchaft zu pflegen, oder ſich der Verſuchung, der Gefahr der Anſteckung auszuſetzen. Doch iſt man hier nicht ſo fanatiſch wie in manchen anderen Städten des Südens, wie z. B. in Nimes. Wenigſtens hat ſich Montpellier bei keiner der Gelegenheiten beſchmutzt, die andere Städte zu Ruchloſigkeiten verleitet haben. Weder die erſten Jahre der Revolution, noch die Reſtaurationszeit wurden benutzt um den alten Glaubenseifer blutig geltend zu machen, wie dieß in Nimes geſchehen iſt, wo man Proteſtantismus, Republikanismus und Bonapartismus in einen Topf zuſammenwarf und aus all' dem einen großen Vorwand zu Mord und Todtſchlag zuſammenbraute. Die Montpellienſer ſind im Grunde ein gutmüthiges Völkchen, und wenn ſich ihrer einmal die Bildung mit derſelben Gewalt zu bemächtigen verſtände, wie es die Kirche und die Unbildung bisher verſtanden haben, all' die traurigen Ueberreſte trauriger Zeit würden bald verſchwinden. An Geiſtesanlagen fehlt es ihnen nicht; Beweis die klugen und

weiſen Männer, die es in neuer Zeit hervorgebracht hat, ganz zu ſchweigen von dem Glanze, mit dem es ſich durch mehre Jahrhunderte als franzöſiſches Salerno umgeben hat. In Montpellier und Umgegend wurden geboren: Cambon, der Gründer des großen Buches; Bonnier d'Alco, eines der Opfer des ſchmählichen Geſandtenmordes von Raſtadt und Gefährte Jean Debrie's; Cambaceres, Conſul der Republik; Daru, der treffliche Geſchichtsſchreiber Venedig's und der Bretagne; Fabre, der brave Maler und Freund P. L. Courier's und noch viele andere treffliche Leute, die in Künſten und Wiſſenſchaften ausgezeichnet waren. Im vorigen Jahrhundert heben wir nur Paul Riquet hervor, den großartigen Baumeiſter und Ingenieur, den Schöpfer des in ſeiner Art herrlichſten Werkes, des Kanals von Languedoc.

Zur Zeit ſcheint Montpellier allerdings ſeine großen Söhne, die Nachahmung und Nacheiferung, die ſolche Muſterbilder erregen ſollten, die Mitarbeiterſchaft am Ruhme des Vaterlandes vernachläſſigt und vergeſſen zu haben. Man verkleinſtädtert immer mehr und mehr. Die Söhne der guten Geſellſchaft werden, wie geſagt, zum bloßen Broderwerb oder zur Verzehrung angeerbter Renten erzogen. Die Tochter katholiſcher Herkunft werden bis in ihr ſiebenzehntes oder achtzehntes Jahr in Klöſter geſchloſſen. Sobald ſie das väterliche Haus wieder betreten, ohne mehr

als das Nothdürftigſte und viele Gebete gelernt zu haben, ſucht man ſie von jedem männlichen Umgange, wahrhaft türkiſch, abzuſchließen und dann ſo ſchnell als möglich zu verheirathen. Die Heirath wird vermittelſt Kuppelei oder in Folge elterlicher Uebereinkunft, geſchloſſen. Oft iſt ſie jahrelang vorher beſtimmt. Den jungen Leuten wird an einem ſchönen Morgen verkündet, daß ſie ſich verheirathen werden — dann bringt man ſie des Decorums wegen ein- oder zweimal zuſammen — dann wird der Notar geholt und der Contract wie bei jedem anderen Kaufe abgemacht. So kommen „anſtändige“ Ehen zuſammen. Dem verheiratheten Manne erlaubt man ſein Glück, wenn er es zufällig in einer ſolchen Ehe nicht finden ſollte, auswärts und auf Nebenwegen zu ſuchen. Wenn ſich aber, wie dieß vor nicht gar langer Zeit geſchehen iſt, die junge Frau in den erſten beſten Mann, den ſie nach ihrer Verheirathung kennen lernt, mit dem ganzen erſten Feuer verliebt, wahnſinnig wird und ſich in's Waſſer ſtürzt — ſo nennt man das eben Wahnſinn. Glücklicherweiſe kommt dergleichen ſelten vor, da die jungen Mädchen ſo unnatürlich erzogen werden, daß zur Zeit ihrer Verheirathung kein natürliches Gefühl mehr Kraft genug hat, ſo energiſch hervorzubrechen. Das Princip aber, das alle dieſe Zuſtände beherrſcht, nennt man im frommen Süden: Moralität.

Aehnliches erzählt man mir und habe ich ſelbſt über die Moralität der Landbewohner erfahren. Die Bauernmädchen ſind höchſt moraliſch. Ein „Monsieur“ (d. i. jeder, der nicht Bauer, Tagelöhner oder Ouvrier iſt) wird ſelten oder nie Glück bei ihnen machen. Ihre Freuden bleiben en famille, und en famille iſt man nicht geizig oder allzu ſtreng gegen einander. Bei der Heirath aber ſieht man ganz genau auf Vermögensumſtände und, ſehr ariſtokratiſch, auf Herkunft und Anſehen der Familie. Alles Andere iſt mehr oder weniger Nebenſache. Die Ehe bringt ſelten mehr als zwei Kinder hervor. Auch iſt die Bevölkerung vieler Flecken in der Abnahme. Die Curé's, die gegen ſo vieles, gegen Fleiſcheſſen am Freitag, gegen Tanzen am Sonntag zu predigen wiſſen, haben kein Wort gegen dieſen widerlichen, ſyſtematiſirten Malthuſianismus.

Das Volk von Montpellier hat mir immer den Eindruck der Gutmüthigkeit und Urſprünglichkeit gemacht, und in der That ſcheint es ſich, was Charakter anbetrifft, von der Bevölkerung mancher ſüdlichen Städte, von Avignon und Nimes zum Beiſpiel, höchſt vortheilhaft zu unterſcheiden. Auch die Geſchichte ſpricht im Vergleich mit den genannten Städten zu Montpellier's Vortheil. Alle Greuelthaten, deren Schauplatz Montpellier geweſen, ſind auf Rechnung der jeweiligen Regierung zu ſchreiben. Das

Volk hat ſich dabei nicht betheiligt; im Gegentheil zeigt es uns die Geſchichte oft im heldenmüthigen Kampfe für das Gute, oder wenigſtens im würdigen Widerſtand dem Schlechten gegenüber, während Nimes und Avignon nicht ſelten die Barbarei der Regierungen auf's Thätigſte unterſtützten. Schon der vorherrſchende Geſichtsausdruck der Montpellierenſer legt für ſie ein günſtiges Zeugniß ab und bekräftigt das der Geſchichte. Er iſt voll Gutmüthigkeit trotz den glühenden, ſchwarzen Augen, trotz dem dunkel gebräunten Teint, des krauſen ſchwarzen Haares und läßt für Momente daran vergeſſen, daß die eigentliche Schönheit der Formen fehlt — ein Mangel, der ſonſt im Süden auffallen müßte. Man iſt freundlich, zuvorkommend, dienſtfertig, gaskogniſch-geſprächig, mit einem Worte liebenswürdig und trotz dem Mangel an Bildung frei, ungezwungen, oft anmuthig in Benehmen und Bewegungen. Das Volk wird in dieſen Eigenſchaften noch unterſtützt durch ſein wohl klingendes Patois. Es rühmt ſich die Sprache Languedoc's und der Provence am Schönſten zu ſprechen, und ich glaube, man thäte ihm Unrecht, wenn man ihm dieſen Ruhm ſtreitig machen wollte. Wie in Italien drückt auch im ſüdlichen Frankreich jede einzelne Stadt dem allgemeinen Idiom ihren eigenen Stempel auf, ſo daß es dem geübten Ohre nicht ſchwer wird nach den erſten Worten den Marſeiläſer, den

Arleſer, den Avignoneſer, den Nimois, den Montpellierenſer zu erkennen. Das Patois Marſeille's klingt etwas kindiſch, trotz der Mühe, die es ſich giebt, wichtig und männlich zu thun; das von Arles iſt kokett; das von Avignon wild wie Avignon's Bewohner. Das pfeifende s iſt vorherrſchend, und man glaubt jeden Augenblick das sus! sus! zu hören, mit welchem die Avignoneſer Mörder ſo oft auf ihre Opfer losſtürzten. Minder wild, doch noch ziemlich rauh iſt das Patois der Nimois, aber melodiſch, bald weich bald ſtolz wie das Spaniſche klingt die Sprache Montpellier's. Ich war barbariſch und ungebildet genug, ſie mit viel größerer Freude zu hören als das Franzöſiſche. Sie iſt reich an volltönenden Vocalen und vermeidet, man möchte ſagen mit Sorgfalt, die Anhäufung harter Mitlaute. In der That wähnt man ſich manchmal auf Momente in die Geſellſchaft ſtolz und elegant ſprechender Hidalgo's verſetzt und die Illuſion wird durch die häufig wiederkehrenden Wörtchen el, las, es, durch viele vollkommen ſpaniſche Ausdrücke, durch die vollen Silben beſonders der weiblichen Endungen auf a und as, ſowie durch die Conſtruction der Perfecte und Imperfecte noch erhöht. Mehr oder weniger hat das Patois Montpellier's dieſe Eigenſchaften mit den Dialekten faſt des ganzen Südens gemein, was aber die Montpellierenſer vor den Anderen neben der Weichheit ihres Dialektes auszeichnet,

iſt die Ausſprache und Anwendung des kleinen Wörtchens pecayré. —

Ich bin ebenſo wenig im Stande eine Definition dieſes Wörtchens zu geben, als es ſelbſt den beredteſten Montpellierenſern möglich war, mir ſeinen Sinn in klaren Worten begreiflich zu machen. „Pecayré“ iſt eben „Pecayré!“ Es überſetzen oder auch nur ſeinen Klang durch die Schrift wieder geben zu wollen, wäre vergebliche Mühe. Die Betonung, die Art und Weiſe, wie es im Momente des Gebrauches in Muſik geſetzt, im Satze angebracht, mit dem Reſte der Rede gruppirt wird, wie es ſich zu Frage, Antwort, Ausruf, Erzählung u. ſ. w. verhält, geben ihm erſt einen Sinn und den momentanen Charakter. Die Pateispoeten bedienen ſich ſeiner mit vielem Geſchick und Nutzen, beſonders graziös, lieblich, muſikaliſch, überaus reizend aber klingt es im Munde der Montpellierenſerin. Es iſt zwar noch in vielen anderen Gegenden des Südens adoptirt, nirgends aber weiß man davon ſo ſchön Gebrauch zu machen, wie im weiblichen Theile der Bevölkerung von Montpellier. „Pecayré“ iſt der Montpellierenſerin was der Sevillanerin der Fächer und die Mantille ſind. Sie ſagt Alles mit Hülfe des einen Wörtchens, ſo wie dieſe mit Hülfe der beiden Inſtrumente alle ihre Gefühle telegraphiſch ausdrückt.

Man ſagt zu der Montpellierenſerin: Wiſſen Sie ſchon, daß der brave Ariſtide Olivier gefallen iſt?

Pecayré! ruft ſie erſchrocken und ſchlägt die Hände zuſammen.

Was Sie ſchöne ſchwarze Augen haben.

Pecayré! lächelt ſie kokett.

Ihr armes Kind hat wohl viel gelitten in der letzten Krankheit?

Pecayré! antwortet ſie mit einem Seufzer.

Aber wie blühend Sie ſind; man wäre verſucht ſich in Sie zu verlieben.

Pecayré! antwortet ſie ſpöttiſch.

Aber am beſten drückt das Volkslied die Mannigfaltigkeit des Wörtchens Pecayré aus. Es beginnt ſo:

Qu'és poulit loú mot pecayré,
Esprima eó qu'on pot senti.
Es un mot qu'es fach per vou playré
On sé rejouis de l'a oui.
Pecayré esprima la tendressa,
Pecayré esprima lou desi,
Pecayré esprima la tristessa,
Pecayré esprima lou plesi.

Was deutſch ungefähr heißen will:

O, welch' ein ſchönes Wort, das Wort: Pecayré! —
Was man nur fühlt, vermag es auszudrücken;

Es iſt ein Wort, gemacht euch zu gefallen,
Hört man es kaum, muß es entzücken.
Pecayré! rufen die verliebten Herzen,
Pecayré! ruft die ſehnſuchtsvolle Bruſt,
Pecayré! rufen Kummer, Gram und Schmerzen,
Pecayré! ruft das Glück und ruft die Luſt.

Doch macht, trotz der Schönheit des Patois, trotzdem es ausdrucksvoller, lieblicher und kräftiger iſt als die franzöſiſche Sprache, dieſe immer größere Fortſchritte und wird ſich wohl bald der ganzen Bevölkerung bemächtigt haben. Schon hat ſich dieſe daran gewöhnt, ſie als die ausſchließlich officielle und politiſche und als Ausdruck der Bildung zu betrachten und ſelbſt in der Kirche will das Volk nur die franzöſiſche Sprache hören. Die Gebete, der Katechismus ſind franzöſiſch, und der Curé muß franzöſiſch predigen, wenn er ſein Auditorium nicht beleidigen will. Daß die Kenntniß der nordfranzöſiſchen Sprache ihre Anciennität (wenigſtens in dieſem Grade) nur erſt nach Jahrzehnten zähle, beweiſt eine Anekdote, die ſelbſt die Montpellierenſer mit Lächeln erzählen. Als der Herzog von Richelieu, der Don Juan des vorigen Jahrhunderts, zum Gouverneur von Languedoc ernannt wurde und nach Montpellier ſeiner Reſidenz kam, gab ihm zu Ehren die Frau irgend eines Präſidenten irgend eines Tribunals eine große Soirée. Die Dame fuhr ſelbſt

von Haus zu Haus, um die elegantesten und gebildetsten Frauen der Stadt einzuladen, zugleich um ihnen einzuschärfen für diesen Abend ihr bestes Französisch hervorzuholen, um der Stadt vor diesem elegantesten Manne des Hofes keine Schande zu machen. Die Damen thaten wie ihnen von ihrer Wirthin eingeschärft worden. Und doch! und doch! — o traurige Ueberraschung! doch rief der Herzog von Richelieu am Ende der Soirée: Tiens! man hat mir immer gesagt, daß das Patois von Montpellier so schwer zu verstehen ist, und ich verstehe fast Alles, was diese Damen sagen, mit nur geringer Anstrengung!

Im Jahre 1848 versuchte man es eine demokratische Zeitung, im Patois geschrieben, herauszugeben, aber das Unternehmen fand keinen Anklang, während im Gegentheil das legitimste Journal „L'Echo du Midi" und das demokratische „Le suffrage universel," beide französisch, auf guten Füßen stehen. Das Letztere verdankt seine Popularität dem Geiste und der frischen Kraft seines Mitbegründers, des jungen Aristide Olivier, der vor einigen Monaten im Duell mit einem Legitimisten gefallen ist. Doch hat es wohl nicht mehr lange zu leben, da es bereits die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich gezogen, und diese die demokratischen Journale der Provinz noch mehr fürchtet, als die von Paris. Auch den hier bestehenden legitimistischen Journalen ist kein langes Leben

zu prophezeiben; Louis Napoleon wird ihnen ſchwerlich dankbar dafür ſein, daß ſie ſeine Wahl unterſtützt haben. Wenn der Coup d'état eine Wahrheit wird, werden republikaniſche, wie legitimiſtiſche und orleaniſtiſche Zeitungen durch octroyirte napoleoniſche gewaltſam erſetzt werden. Der Redacteur der einen der legitimiſtiſchen Zeitungen, des Messager du Midi, Herr Danjou, iſt in vielfacher Beziehung ein merkwürdiger Mann; daß er für's completſte Mittelalter ſchwärmt und ſtark ultramontaniſirt, wäre nicht auffallend — merkwürdig an dieſem gebildeten Manne iſt, daß er den lateiniſchen und griechiſchen Klaſſikern unverſöhnlichen Haß geſchworen, und daß er Homer, Sophokles, Horaz u. ſ. w. in ſeinem kleinen, weltvergeſſenen Blatte mit erſtaunlicher Ausdauer den Krieg macht. Er ſtellt ſie als die Urquellen der Freiheitsideen, als Verderber der Jugend dar, und will ſie um jeden Preis aus den Schulen geworfen ſehen. Auf welche Weiſe Herr Danjou ſie erſetzen und welche andere, beſſere Baſis der Bildung er geben will, wiſſen wir nicht, aber wir müſſen ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen: indem wir bekennen, daß er tiefer ſieht und gründlicher iſt, als ſeine ultramontanen Gefährten. Er ſcheint zu wiſſen, welches Unheil Chriſotaras und die beiden Laskaris angerichtet und es mag ihm aufgefallen ſein, daß die Reformation, die Zwillingsſchweſter der Renaiſſance und mit ihr im ſelben Momente

geboren worden iſt. Dieſer Gründlichkeit wegen, wie lächerlich ſie uns auch erſcheint, kann Herr Danjou mit ſeinem kleinen Blättchen doch gefährlich werden, obwohl dieſes Blättchen ſonſt viel Unpraktiſches debitirt und ziemlich ſchlecht geſchrieben iſt. Herr Danjou iſt einer der beſten Orgelſpieler Frankreich's; ſchade, daß er ſich mit dieſem Ruhme nicht begnügt hat.

Fünfzehntes Kapitel.

Montpellier — Der botanische Garten — Herr Martins — Das Grab Narcissa Young's — Eine pia fraus — Die Universität und ihre Gründung — Ihre Geschichte, ihr grosser Ruf, ihre Berühmtheiten im Mittelalter — Rabelais — Rabelais und seine Späße — Rabelais und sein Zeitalter — Rabelais und Cervantes — Rabe de Rabelais — Cultus des Genies — Professor St. René Taillandier — Wie zu Montpellier Doctoren gemacht werden.

25. September 1851.

Unfern vom Peyrou, in einer Vertiefung, liegt der botaniſche Garten, der zwar nicht ſehr ausgedehnt, doch ſehr reich an den ſeltenſten Pflanzen aller Zonen iſt. Beſonders ſchön ſind die Bäume, die in ſeinem Schooße gedeihen; man ſieht herrliche Exemplare. Doch iſt der botaniſche Garten von Montpellier nicht eine Ahnung von dem, was er ſein könnte, da Lage und Klima ihn geeignet machen, alle derartigen Inſtitute Europa's weit zu übertreffen. Daß er nicht iſt, was er ſein könnte, daran iſt nun wieder die unglückſelige franzöſiſche Centraliſation Schuld, deren traurige und auszehrende Wirkungen man immer und überall, in jedem Winkel des Landes ſpürt. Was kümmern ſich die franzöſiſchen Centraliſatoren darum, daß der Pariſer Jardin des Plantes nicht halb ſo begünſtigt und von Natur geeignet iſt, das Ideal eines ſolchen Inſtitutes darzuſtellen — er liegt eben bei Paris,

darum müſſen Sorgfalt, Mühe, Geld an ihn verſchwendet werden, während man die botaniſchen Gärten der Provinz vernachläſſigt oder eingehen läßt. Der botaniſche Garten von Montpellier könnte eine der ſchönſten Zierden, einer der Haupthebel der Kunſt und Wiſſenſchaft werden — aber warum gehört er einer Provinzialſtadt, wenn auch der älteſten und berühmteſten mediciniſchen Schule Frankreichs an? — da muß er ſich denn mit einigen tauſend Francs begnügen, welche die Centraliſation die Güte hat, zu ſeinem Unterhalt auszuſetzen. Ohne die gütige Sonne des Südens wäre er mit dieſem elenden Almoſen vielleicht längſt eingegangen. Herr Martins, ein ſtrebſamer, geiſtreicher, junger Gelehrte, der vor Kurzem zum Director des Gartens ernannt worden iſt, wird wohl das Seinige thun, die Ehre des uralten Inſtituts, trotz der Ungunſt der Verhältniſſe, aufrecht zu erhalten, vielleicht zu erhöhen. Ein Mann, der von Göthe'ſchem Geiſte ſo erfüllt iſt, wie Herr Martins, kann da nicht müßig bleiben, wo die Natur hilfreiche Hand leiſtet und muß das Ueberkommene, allen Hinderniſſen zum Trotz, zu erweitern und zu einem Ziele zu führen verſucht ſein.

Eine hiſtoriſche Merkwürdigkeit in dieſem botaniſchen Garten ſtellt ein einfaches gewölbtes Gemäuer dar, das, von alten Bäumen düſter beſchattet, in der Erde ſteckt, und das mit ſchaurigem Tone dem Wanderer ein

siste viator! entgegenruft. Es iſt das Grabmal Narciſſa's, der Tochter Young's, des Dichters der Nachtgedanken. Young kam mit ſeinem kranken Liebling nach Montpellier um in der linden Luft des Südens für die hinſchwindenden Lungen Heilung zu ſuchen. Umſonſt. Narciſſa ſtarb, und da ſie als Ketzerin in jener Zeit zu Montpellier kein ehrliches Begräbniß finden konnte, trug ſie der Dichter bei Nacht und Nebel in ſeinen Armen auf den neutralen Boden der Naturwiſſenſchaft, die ebenſo wenig von Katholicismus weiß, wie von Anglikanismus, um ſie da zu verſcharren und mit ihren Atomen Roſe und Lotos zu nähren. Die Inſchrift auf ihrem Grabe „Placandis Narcissae Manibus“ rührt von Talma her. Als dieſer Künſtler nach Montpellier kam, war es proteſtantiſchen Gräbern bereits gegönnt ein Epitaph zu tragen, und Talma, gerührt von der Geſchichte, dem Tod und dem Begräbniß Narciſſa's, erfand vor ihrem Grabe ſtehend, das Epitaph und ließ es hinſetzen. So weit die Sage, die den Fremden intereſſirt. Aber glaubwürdige Leute verſicherten mich, daß Narciſſa nie und nimmer hier im botaniſchen Garten geruht habe. Young trug die traurige Laſt weit hinaus und vergrub ſie auf irgend einem Ackerfelde. Die Tradition von dieſer Begebenheit hatte ſich erhalten und zu Anfang dieſes Jahrhunderts hat ſie ein Director des botaniſchen Gartens benutzt u dem ſchlecht

beſoldeten Wächter deſſelben, der viele Kinder hatte, ein gutes Einkommen zu verſchaffen. Er ließ das unbedeutende Gemäuer aufführen, taufte es Narciſſa's Grab und ſagte zum Wächter: Nun ziehe den reiſenden Engländern ſo viel Shillinge als möglich aus der Taſche, was denn die Wächter des botaniſchen Gartens bis auf den heutigen Tag gewiſſenhaft befolgt haben ſollen und wohl noch lange befolgen werden. Wenn ich ihren Einkünften durch dieſe Enthüllung ſchade, thut es mir herzlich leid. Aber Wahrheit vor Allem, oder jedenfalls die Skepſis. Hat man doch die Authenticität heiligerer Gräber und hiſtoriſcherer Perſonen angezweifelt.

Zweckmäßig nahe dem botaniſchen Garten liegt die mediciniſche Schule, jenes Inſtitut, welches der Stadt durch Jahrhunderte über die Erde tönenden Ruhm gegeben und ihr den Namen des franzöſiſchen Salerno verſchafft hat. Sie wurde bereits im elften Jahrhundert von den Schülern des Arabers Ebn-Sayn, auch Avicenus genannt, geſtiftet, welche im zwölften Jahrhundert die Jünger des Averroes von Cordoba zu Nachfolgern hatten. Zu einer eigentlichen Univerſität erhoben und mit den Facultäten des Rechts, der Theologie und der ſchönen Künſte verbunden wurde ſie erſt im 13. Jahrhundert. In dieſer Epoche erhielt ſie auch ihre erſten Regeln und Geſetze, die vom heiligen Stuhle ausgingen und vom

Cardinal Conrad dictirt wurden. Ungefähr gleichzeitig mit Montpellier erhielten die Städte Toulouse, Aix, Bordeaux, Valence, Cahors, Poitiers und Bourges hohe Schulen, und allen diesen Stiftungen lagen dieselben Motive zu Grunde, und alle gingen sie von der Kirche aus. Nicht daß sie Werk- und Uebungsstätten des Geistes hätte gründen, Forschen und Wissen hätte begünstigen wollen. — Solches von ihr voraussetzen, hieße ihr schwer Unrecht thun und ihr ganzes Wesen verkennen. Im Gegentheil sollten die Universitäten Festungen werden, in denen der Geist eingesperrt, in denen er mit Leichtigkeit überwacht werden sollte. Die Universitäten gehören mit zu den sinnreichsten Erfindungen der Geistlichkeit. Der Geist, welcher in Gestalt von unzähligen Troubadours, frei, ungebunden, den ganzen Süden durchzog, von Lorbeerbüschen beschattet ein süßes Kindlein mit der Poesie des Ketzerthums erzeugt hat und dieses Kind der Liebe mit seinen verführerischen Augen in Hütten und Schlösser einführte — dieser gefährliche, antipapistische, kecke Geist mußte in Ketten und Schnierstiefel gesteckt und von tonsurirten Mönchen bewacht werden, wenn er, nach dem Falle von Toulouse, nicht noch einmal furchtbar drohend, allen Montforts zum Trotz, erstehen sollte. Da nun die Ketzerei im Blute erstickt und mit ihr die Troubadourpoesie gestorben war, mußte man alles Denken und Fühlen

des phantaſievollen, leichtbeweglichen Südländers in einzelne Reſervoirs leiten, die leicht zu bewachen waren, und ſolche Reſervoirs waren die neuen Univerſitäten. Die Theologie ſpielte natürlich die erſte Geige; die Gründung wurde durch päpſtliche Bullen geheiligt; die Majorität der Profeſſoren trug die Tonſur; die Biſchöfe waren die Aufſeher und Richter; die Legaten gaben die Geſetze. So überwucherte das canoniſche Recht das weltliche; ſo wurde die Philoſophie zur Caſuiſtik und Scholaſtik, und ſo durfte die widerſpenſtigſte Schutzbefohlene der Kirche, die Naturwiſſenſchaft, mit offenen Augen nicht ſehen, mit offenen Ohren nicht hören. Gewiſſe Freiheiten, die man der Univerſität dem Bürger gegenüber einräumte und die, wie z. B. in Toulouſe, zu Mord und Todtſchlag führten, ließen die Sklaverei der Kirche gegenüber vergeſſen.

Aber trotz der durchdachten Anlage des Planes, trotz der Uebergewalt und Vormundſchaft der Kirche, ließ ſich die allmächtige Naturwiſſenſchaft, ließ ſich der einmal befreite Geiſt, die Luſt an Forſchen und Denken nicht ganz unterdrücken. Die Autorität des Aelteren bezwang in Montpellier die auferlegte Herrſchaft der Kirche, und die Naturwiſſenſchaft trieb im vierzehnten Jahrhundert neue Blüthen und erwarb der Stadt jenen großen Ruhm, den ſie durch die folgenden Jahrhunderte zu bewahren wußte, und der die bedeutendſten Geiſter aus Nähe und Ferne

anzog. Blaiſe Armengaud übertrug ſchon gegen Ende des 13. Jahrhunderts die Errungenſchaften der forſchenden Araber auf chriſtlichen Boden und überſetzte den Avicenus aus dem Arabiſchen in's Lateiniſche. Johannes Goudron erwarb durch ſein Litium Medicinae großen Ruhm; eben ſo Guido von Chauliac durch ſein Inventorium seu collectorium in parte chirurgicali seu medicinae; Raimund Godfridi, der Freund Bacon's, galt für den erſten Naturforſcher ſeiner Zeit. Arnold von Villeneuve — sous — Venco, iſt einer jener wandernden Lehrer, die im Mittelalter von Schule zu Schule zogen und den Samen der Wiſſenſchaft ausſtreuten. Er lehrte zu Montpellier, Paris, Rom, Cordoba. — Dieſe und noch viele andere Meiſter, deren Namen Mary-Laſon in ſeiner trefflichen Geſchichte des ſüdlichen Frankreichs aufführt, thaten in Montpellier das Ihrige, um die Naturwiſſenſchaft groß zu ziehen, ihr durch das Mittelalter hindurch das Leben zu friſten; bis ſie am ſechszehnten Jahrhundert angelangt mit dem wiedergeborenen Griechenthum vereinigt, die Welt vom Alp befreite, der ſeit der Völkerwanderung auf ihr gelaſtet hatte.

Nicht viel beſſer erging es der Kirche mit ihrer zweiten Ziehtochter, der Jurisprudenz. Die Medicin, wie ſehr ſie auch im Geheimen und unbewußt die Dogmen unterwühlte, konnte doch lange als ein Ausfluß der göttlichen

Gewalt „quia Altissimus creavit de terra medicinam“ dargeſtellt werden und ſie ließ ſich dieſe Darſtellung gefallen. Die Jurisprudenz ſchloß ſich ihrer Natur nach bald an die weltliche Gewalt an und überall, wo das Imperium mit der Ecclesia in Streit gerieth, ſtellte ſie ſich auf Seite des erſteren. Juſtinian und die Inſtitutiones galten ihr mehr als die Kirchenväter und Concilienbeſchlüſſe, und ſo ſehen wir ſie in Montpellier ſchon zu Anfang des 14. Jahrhunderts in Geſtalt des berühmten Nogaret, des Ohrfeigenaustheilers, als Bundesgenoſſin Philipp des Schönen, i. e. der widerſtrebenden Weltlichkeit auftreten. Noch herrſchte der aufrühreriſche Geiſt Nogaret's in Montpellier als daſelbſt Francesco Petrarca ankam, nachdem er ſchon in Italien Retorica, Dialettica und Grammatica ſtudirt hatte, denn es war in „quell' eta comun giudizio che lo studio delle leggi fosse mezzo efficacissimo per conseguire fortune ed onori. Per la qual cosa a Monpellieri il se fe tosto condurre.“ Jung wie er war, leicht entzündlich und treu aushaltend ſog er bald die verderblichen Lehren der Verräther ein, die ſich die Kirche erzogen hatte; wurde zum Politiker, erute den Unterſchied zwiſchen Recht und Dogma, Himmel und Erde kennen, und der Freund der Päpſte und Cardinäle, der Dichter der ſeine Lorbeerkrone dem heiligen Petrus anbot, wurde der Advokat des römiſchen Volkes;

freute ſich im Grunde über den Aufſtand Cola Rienzi's, forderte die Lützelburger auf, das Imperium wieder herzuſtellen — wurde, mit einem Worte ein Ghibelline. Der Art mißrathene Söhne hat ſich die ſo kluge Kirche in den von ihr erfundenen Zwingburgen des Geiſtes, von Prag bis Montpellier und weiter, lange vor dem ganz und gar durchketzerten ſechszehnten Jahrhundert gezogen. Welch' ein Troſt!

Solche Geſtalten, Bilder und Gedanken durchziehen den Kopf, wenn man ſich in dem alten biſchöflichen Gebäude, dem Sitze der Schule ergeht und die unzähligen Portraits alter Lehrer und Zierden der Wiſſenſchaft betrachtet, die alle Wände der weiten und vielen Säle bedecken. Auch etwas patriotiſchen Stolz fühlt man, wenn man im Hauptſaale die germaniſchen Namen Haller, Wolff, Zimmermann ꝛc. entdeckt. Aber recht wohl und glücklich und heiter wird Einem erſt zu Muthe, wenn man dort jenen Montpellierenſer Profeſſor Namens Alcofribas Naſier, auch Meiſter Spötter oder Rabbi Lez, auch François Rabelais genannt, in die Augen ſieht. Man hat einen jener franzöſiſchen Geiſter vor ſich, der neben den Beſten, Freieſten aller Nationen genannt werden kann. Rabelais! Wie ein Janus ſteht er zwiſchen zwei Zeiten, aber nach beiden Seiten hin blickt er mit weißen Zähnen lächelnd; rückwärts auf den ſterbenden, ungeſchlachten Gargantua,

vorwärts nach Pantagruel, dem Menſchheitsbeglücker, dem guten Manne, der alle Dürſtenden zum labenden Kelche des Lebens, des Wiſſens und Genießens ladet. Sieht man es ihm nicht an, daß der frühzeitig von Mönchen verfolgt werden mußte? — daß er lachend aus dem Kerker trat? lachend ein Lebenlang zwiſchen Scheiterhaufen, die ihn rings umdrohten, hindurchſchlüpfte? Daß er lachend half, heilte und erhabenſte Wahrheiten ausſprach? Daß er endlich lachend ſtarb und lachend am Ende rief: Tirez le rideau, la farce est jouée!? Das ganze Leben Rabelais', der ganze Rabelais ſelbſt iſt nichts als ein einziges großes Lachen, ein freudiges Lachen, ein prophetiſches Lachen, welches das ganze ſechszehnte Jahrhundert durchtönt; ein Lachen aus Freude über den Untergang der Nacht, über den lieblich aufgehenden Tag, über die neuentdeckte Welt im Weſten; über das neugeborne Griechenthum und ſeine Zwillingsſchweſter, die Schönheit; über die Kunſt und die Naturkenntniß, die ſich vereint erheben das alte Dunkel aufzuklären; über den großen, herrlichen Kampf, den die Reformatoren in allen Ländern kämpften. Le rire est le propre de l'homme! ſagte er am Krankenbette im Hospital und am Krankenbette der Menſchheit. Man kann den Vorſteher des Hospitals von Lyon nur ſchwer von jenem Rabelais trennen, der in ſeinen Büchern der ganzen Menſchheit angehört. Was er in jener Eigen-

ſchaft ſagt, gilt auch vom Dichter des Pantagruel, vom Erfinder des Pantagrueliſmus: Minois du medécin chagrin, tétrique, rèbarbatif, catoman, mal-plaisant, mal-contant, sévère, réchigné contriste le malade; et du medécin la face joyeuse, seraine, gracieuse ouverte, plaisante rejouit la malade. Cela est tout éprouvé et tout certain.

Hat er ſich nicht ſelbſt gemalt, wie er dort von der Wand herab, wie er überall aus ſeinem Buche, aus ſeinen tollen und doch ſo bedeutungsvollen Geſchichten hervorblickt? Rabelais, der mit Lachen heilende Arzt, iſt der Humoriſt par excellence. Hoch oben ſchwebt er über dem gewaltigen Schlachtfeld, welches man das ſechszehnte Jahrhundert nennt, und wie eine Sonne lächelt er herab auf die Kämpfenden. Da unten kämpfen Vergangenheit und Gegenwart, Kirche und Tempel, Dogma und Wahrheit, Zerrbild und Schönheit; da unten kämpfen oder rüſten ſich Clemens, Carl V., Franz I., Heinrich VIII., Luther, Hutten, Reuchlin, die Mediceer Maſſaccio, Leonardo, die Flüchtlinge aus Hellas; Rafael erſteht, Michel Angelo erhebt ſeinen Hammer, Cervantes und Shakeſpeare liegen in der Wiege, und Guttenberg hat ſchon alle Waffen geſchmiedet, und der unendliche Ozean iſt kein Geheimniß mehr, und die Erde bewegt ſich doch, und die kirchlichen Schöpfungstage ſind Lügen geſtraft. Rabelais ſieht, weiß, ahnt das Alles. Kennt er nicht die Griechen ſo gut wie

ſein Freund Budé? iſt er nicht Arzt der die Geheimniſſe der Pflanzen und Thiere erforſcht hat? hat er auf den Thürmen von Lyon nicht den Gang der Geſtirne belauſcht? hat er nicht mit Luſt in den Werkſtätten ſeines Freundes Dolet den Preßbengel knarren gehört und ihm gerne als niederer Corrector gedient? iſt er nicht ein Freund aller Reformatoren? wie ſollten ihm Augen und Ohren fehlen für Alles was neu auftaucht, geboren wird und der Welt eine neue, ſchöne Zeit verſpricht? wie ſollte er nicht aus ganzem vollem Herzen lachen und wieder lachen und noch lachen? Rabelais iſt die vollendete und vollkommenſte Perſonificirung des ſchönſten Theiles ſeiner Zeit; — kein Bruchſtückmenſch, ſondern einer jener Punkte in der Weltgeſchichte, in welcher alle ſchönſten Strahlen einer ganzen, großen Epoche zuſammenlaufen und ſich zu einem Fokus ſammeln, der dann weiter leuchtet durch Jahrhunderte. Wenn Alles zu Grunde ginge, was von den Thaten und dem Streben des ſechszehnten Jahrhundertes, vielleicht des größten der neuen Aera, zeugt und nur Rabelais übrig bliebe: aus ſeinen Späßen könnte man ſich das Verlorene reconſtruiren. Und das ſtellt ihn uns größer dar, als den größeren Künſtler Cervantes, ſeinen jüngeren Bruder, der mit ihm ſo viel Aehnliches hat. Vergeſſen wir es nicht, daß ſchon Rabelais mit ſeiner Chronik von Gargantua den-

ſelben Zweck vor Augen hatte, wie Cervantes mit ſeinem Ingenioso Hidalgo Don Quijote. Auch Rabelais zog mit ſeiner Chronik gegen den unter Franz I., dem „ritterlichen König“ neuerwachten Ritterthumsunſinn und damit zugleich gegen das Geſpenſtiſche, nicht mehr lebenswürdige, gegen das Alte zu Felde, indem er es verlachte. Später freilich gab er ſeiner Idee eine größere Ausdehnung und fügte an die alte, todte, die neue, lebensfreudige Welt des Pantagruelismus — ein rückwärts und vorwärts gekehrter Prophet; ein Todtengräber und Schöpfer.

Wir müſſen ſie lieben, dieſe Montpellierenſer Hochſchule, weil ſie ihn als Schüler und Lehrer geſehen, weil ſie ſchnell ſeinen ganzen Werth zu würdigen verſtanden und noch heute ſein Angedenken mit Frömmigkeit bewahrt. Es war ein großer Tag für ſie, da der alte Student François Rabelais, vom Durſt nach Wiſſen getrieben, ſeinen Einzug hielt in Montpellier. Die Menge drängte ſich eben in den großen Univerſitätsſaal um einer öffentlichen Disputation beizuwohnen. Rabelais, noch in Reiſekleidern folgt ihr und ſteht beſcheiden im Gedränge der Laien und horcht aufmerkſam den weiſen Worten der gelehrten Doctoren. Nach und nach aber wird ihm ſonderbar und weh zu Muthe, denn er merkt, daß er über den Gegenſtand, der eben disputirt wird, über medeciniſche Botanik, Beſſeres und Wahreres zu ſagen wüßte, als

die gelehrten Doctoren in ihren breiten Roben. Klein als Laie und bloßer Zuhörer im Gedränge des profanen Vulgus, als bloßer, wenn auch vierzigjähriger Schüler, ohne Baccalaureats- oder Doctortitel, iſt es ihm nicht erlaubt, auch nur ein Wörtchen ſeiner Weisheit vorzubringen, oder ſich als Disputator zu melden. Es drückt ihn, es quält ihn. Er beginnt die furchtbarſten Grimmaſſen zu ſchneiden, er zuckt die Achſeln, er ſchüttelt den Kopf, er fletſcht die Zähne, er ſchlägt die Bruſt, er hält ſich den Leib, denn die falſchen Theſen und Hypotheſen ſcheinen ihm Bauchgrimmen zu verurſachen. Aller Blicke richten ſich nach dem ſonderbaren Clericus, der keinen falſchen Satz, kein falſches Citat, keinen grammatikaliſchen Schnitzer vertragen kann. Endlich bemerkt ihn auch der Präſes und wie er ihm in's Geſicht ſieht, vergißt er die akademiſche Regel und ladet den Laien ein, doch vorzutreten und ſich zu erleichtern. Rabelais tritt vor. Sogleich verändert ſich ſein ganzes Weſen. Ein hoher Ernſt leuchtet von ſeiner Stirne; ſein Auge glänzt; ſeine edle Haltung gebietet Allen, die ihn mit Lacheln haben in die Schranken treten ſehen, plötzlich Achtung und Aufmerkſamkeit. Mit anmuthiger Würde entſchuldigt er zuerſt ſeine Kühnheit, daß er, ein einfacher Schüler, es wage, an ſo gelehrten Disputationen Theil zu nehmen; dann ſtürzt er mit Eins mitten in die Fragen und löſt eine

nach der andern auf das Siegreichſte. Ungeheurer Applaus bricht aus, die Facultät iſt entzückt und läßt ihm dieſe Disputationen als Baccalaureatsexamen zelten; Volk und Schüler führen ihn im Triumph nach ſeiner Herberge. Vier Wochen verfließen und ſchon ſteht der Schüler als Lehrer auf der Kanzel und erklärt die Aphorismen des Hypokrates und erläutert die ars parva des Galenus, die er mit dem griechiſchen Manuſcript in der Hand, von den zahlreichen Verſtößen der Ueberſetzer befreit und in urſprünglicher Reinheit herſtellt. Bald gehörten ihm die ganze Univerſität und die Herzen aller Schüler, die er mit Heiterkeit beherrſchte. Der Herr Profeſſor, der die ars parva des Galenus docirte und unter allen Profeſſoren das größte Auditorium hatte, verſchmähte es nicht Komödien zu machen und in ihnen, trotz der Tonſur, die er aus dem Kloſter mitgebracht, ſelbſt zu ſpielen. Seine „moraliſche Komödie, von dem Manne der ein ſtummes Weib geheirathet hatte," in welcher er ſich über die Aerzte luſtig macht und die von Molière in ſeinem „Médecin malgré lui" nachgeahmt worden iſt, rührt aus der erſten Zeit, da ſich der arme Mönch, der halb und halb aus der Kutte geſprungen, mit aller Lebensluſt in's Studententhum geworfen. Er ſpielte mit Studenten, von denen mehre berühmt geworden ſind, z. B. Wilhelm Rondelet, der im Pantagruel vorkömmt, und der der Naturwiſſen-

ſchaft große Dienſte geleiſtet und Antonius Saporata, der ſpäter eines der Lichter der Facultät geworden. Es muß ein ſchönes Leben geweſen ſein auf dieſer Univerſität, da ſie ſo klug war auf Rabelais'ſchen Humor einzugehen, und gelehrte Leute ſich nicht ſcheuten in einer Komödie aufzutreten, in welcher die Unzulänglichkeit oder die Charlatansſeite ihrer Wiſſenſchaft durchgehechelt wurde. Ob das jemals auf einer deutſchen Univerſität möglich geweſen iſt oder möglich ſein wird? Was Montpellier betrifft, ſo hat Rabelais durch ſeinen Humor dort nicht an Achtung verloren, im Gegentheil ſcheint ſein Anſehen ſehr ſchnell gewachſen zu ſein. Dafür ſpricht wenigſtens der Umſtand, daß er ſchon im erſten Jahre ſeines Aufenthaltes von der Univerſität mit einer für dieſe wichtigen Miſſion nach Paris betraut wurde. Duprät, der Kanzler Franz I., wahrſcheinlich von der Pariſer Univerſität gegen die von Mons puellarum aufgereizt, wollte der letzteren gegen alles Recht einen großen Theil ihres Eigenthums und ihrer Einkünfte confisciren. Dieſe Calamität zu Nichte zu machen wurde der Baccalaureus Franciscus Rabelaesus an den Kanzler abgeordnet. Der Weg von Montpellier nach Paris war bald zurückgelegt; ſchwerer war es vom Hausthor des Kanzlers in ſein Gemach vorzudringen. Es war dem Abgeordneten der alma mater von Montpellier nicht möglich eine Audienz

beim Kanzler zu erlangen. Sein Humor half ihm auch da aus der Verlegenheit. —

Plötzlich erscheint er auf's Tollste aufgeputzt vor dem Pallast Duprat's. Er trägt einen weiten, grünen Kaftan, eine hohe armenische Mütze, herabfallende Strümpfe, ein ungeheures Tintenfaß im Gürtel, eine noch ungeheuerlichere Brille auf der Nase, mit einem Worte, er sieht so aus, wie er später einmal seine liebenswürdige Panürge auftreten läßt. Bald sammelt sich eine ungeheuere Menschenmenge um den tollen Armenier, der sie mit den komischesten Witzen unterhält. Endlich erscheint auch der Kanzler am Fenster, und wie er den Zusammenlauf und die tolle Erscheinung in Mitten der Menge bemerkt schickt er einen Pagen ab, daß er sich nach den näheren Umständen erkundige. Rabelais antwortet diesem auf die Frage wer er sei: ich bin der große Kalbschlächter. Das scheint dem Kanzler höchst sonderbar, und er schickt den Pagen mit neuen Fragen ab. Dießmal antwortet Rabelais lateinisch. Der Page holt einen aufwartenden Edelmann, der lateinisch versteht. Der Edelman kommt, Rabelais antwortet griechisch. Man holt einen Griechen, Rabelais antwortet spanisch. Man läßt schnell einen Edelmann kommen der spanisch versteht, dießmal bedient sich Rabelais der englischen Sprache, und dann spricht er deutsch, dann italienisch, dann endlich hebräisch, vor jedem

Dollmetſch in einer Sprache, die einen anderen nothwendig macht. Der Kanzler iſt erſtaunt, und da er gerne für einen Freund gelehrter Leute gilt, läßt er Rabelais zu ſich heraufkommen. Der Zweck des Geſandten von Montpellier und ſeines Spaßes iſt erreicht; dießmal ſpricht er franzöſiſch, und er ſpricht es mit ſo viel Geiſt, mit ſo viel Anmuth, daß der Kanzler Duprat Alles bewilligt, was er von ihm verlangt. Siegreich kehrt er nach Montpellier zurück.

Aber man würde nicht fertig, wenn man auf die ganze Odyſſee des Rabelais'ſchen Lebens und ſeiner Einzelnheiten eingehen wollte, von dem Momente an, da er die Trinkſtube ſeines Vaters verläßt, oder mit bewaffneter Hand aus dem Kloſterkerker befreit wird, bis er auf ſeinem Todtenbette zu Meudon den letzten Witz macht. Glaubſt du, fragt ihn der Geiſtliche, der ihn für den Himmel ausrüſtet, und ihm die Oblate vorhält, glaubſt du, daß hier Jeſus Chriſtus in Perſon gegenwärtig iſt? — Wie ſollte ich nicht? antwortete der luſtige Curé von Meudon, wähne ich ihn doch zu ſehen, wie er in Jeruſalem einzieht von einem Eſel getragen! Eine der ſchönſten Epiſoden dieſes langen, reichen und bewegten Lebens iſt wohl die Reiſe, die Rabelais mit ſeinen liebſten Schülern und Freunden auf kleinem Kahne von Montpellier nach den Hyeriſchen Inſeln macht, und der er im

ſpätem Alter noch mit beſonderer Luſt gedenkt. Das wäre ein Stoff, würdig von einem Dichter geſtaltet zu werden.

Aber die Kerze iſt herabgebrannt, die Bäume des Peyrou beginnen im Morgenwinde zu flüſtern, für mich eine Mahnung, daß ich mich nicht tiefer auf Rabelais einlaſſen darf — fürwahr, ich wüßte nicht wo zu enden. Nichts mehr von den Hoffnungen, die Calvin auf Rabelais gebaut, und die der trockene Inquiſitor aufgegeben, da er in das lachende Geſicht geſehen, das nicht zuſammenpaßte mit dem Scheiterhaufen, auf dem Servetus verbrannte; nichts mehr von Rabelais' Reiſen nach Rom und ſeinen Geſandtſchaften; nichts von ſeinen Unterhandlungen mit Päpſten und Königen und nichts von ſeiner Wiedererweckung des alten, klaſſiſchen Garums, das die Epikureer Rom's entzückt hat und neuerdings von Clement Marot in Verſen gefeiert wurde, wie ehemals von Horaz und Martial, und nichts von ſeinem Verdienſt, den römiſchen Salat nach Frankreich gebracht zu haben. Aber von der Robe de Rabelais müſſen wir ſprechen, da wir in Montpellier ſind. Die Robe, die er trug, da er als Geſandter der Facultät nach Paris ging, wurde durch Jahrhunderte als eine koſtbare Reliquie aufbewahrt. Die Baccalaurei trugen ſie bei ihrem fünften Examen. Unglücklicherweiſe nahm jeder ein Stück davon mit ſich als Erinnerung an Rabelais und und an die Schule, deren Zierde er geweſen. So wurde

ſie zerfetzt wie eine alte Fahne und ſchrumpfte mit der Zeit zu einer kurzen Jacke zuſammen, ſo daß man ſchon mehrmal gezwungen war, ſie zu erneuern. Aber die Benennung Robe de Rabelais und der alte Brauch ſind geblieben. Sie iſt von rothem Tuche und hat breite Aermel und einen Sammtkragen. Möge ſie noch lange ein Wahrzeichen dieſer alten Schule und mitten in einem verpfafften Lande die Erinnerung an einen freien, lebensfreudigen Menſchen bleiben. Solche Angedenken haben immer ihr Gutes; ſolche Reliquienverehrung bildet ein treffliches Gegengewicht der andern gegenüber. Der Cultus des Genius, der allein ſei ewig und unangefochten. O, wenn man uns unſere Gläubigkeit nur erleichtern und uns erlauben wollte, dort, wo man uns Heilige vorſetzt, Geniuſſe der Menſchheit zu verehren, wie glücklich und wie einig wären wir oft.

Montpellier, den 26. September 1851.

Doch nur der Lebende hat Recht! So wollen wir dieſes Kapitel über die Univerſität von Montpellier nicht ſchließen, ohne vom lebenden Tage geſprochen zu haben. Daß das Inſtitut in Folge der franzöſiſchen Centraliſation herabgeſunken iſt von ſeiner einſtigen Höhe, haben wir ſchon angedeutet. Doch iſt noch Manches da, was uns intereſſiren kann. Der Montpellierenſer Profeſſor St. René

Taillandier, der ſich ein Recht erworben hat, in deutſcher Literatur ein Wort mitzuſprechen, iſt uns bekannt. Ich habe ihn erſt in ſeinen Vorleſungen, dann in ſeinem häuslichen Leben kennen gelernt und ich kann Deutſchland die Verſicherung geben, daß er nicht, wie Gutzkow einmal behauptete, eine Heine'ſche Fiction ſei, ſondern daß er wirklich und wahrhaftig exiſtire. Taillandier iſt kein Mythus, kein Symbol, keine Heine'ſche Dichtung, ſondern ein leibhaftiger Profeſſor, und zwar ein eleganter, gelehrter, deutſch ſprechender Profeſſor der suo motu in der Revue des deux mondes ſein Votum über die deutſche Literatur abgiebt. Ich habe ihn zuerſt in einem Hörſaale der Akademie kennen gelernt, wo er vor einem aus Damenhüten, legion d'honneur, Studenten und Blouſen zuſammengeſetzten Publikum über franzöſiſch-klaſſiſche Literatur las. Sein Vortrag zeichnet ſich durch große Klarheit und minutiöſe Kenntniß ſeines Gegenſtandes, wie durch Eleganz und feinen Styl aus und iſt ferne von aller falſchen Declamation und jenem Charlatanismus, der in Frankreich oft aus dem Hörſaal ein Theater macht. Trotzdem gehört ſein Curſus zu den beliebteſten und beſuchteſten, und zieht er die Zuhörer aller Klaſſen an. Da ich ihn ein zweitesmal hörte, las er über neue Literatur und ſpeciell über Béranger. Sein Gegenſtand gab ihm Gelegenheit zu trefflichen Bemerkungen über politiſche Poeſie

und zu Vergleichungen franzöſiſcher politiſcher Dichter mit deutſchen. Es machte mir einen eigenthümlichen und ſüßen Eindruck am Ufer des mittelländiſchen Meeres, in der Nähe der fabelhaften Inſel Maguelone, von Uhland, Lenau, Anaſtaſius Grün ſprechen und mit Liebe und Anerkennung ſprechen zu hören. Giebt es in Deutſchland bereits eine Lehrkanzel, der dieſe Namen Lebender klaſſiſch genug erſcheinen, um ſie vor einem Auditorium erſchallen zu laſſen? Ich ſuchte Taillandier's Bekanntſchaft, und ſie wurde mir leicht gemacht. Er hatte mich ſchon zu ſehr gelobt und zu ſehr getadelt, als daß ich ihm hätte ganz fremd ſein können, und da ich in ſeinen Tadel mit ganzem Herzen einſtimmte, war die Befangenheit, die gebildeter und wohlwollender Menſchen in einem ſolchen Falle nicht würdig iſt, bald dahin. Außerdem iſt Taillandier's Haus allen Deutſchen immer gaſtlich offen, und ſo befand ich mich bald wohl und heimiſch, wo ich mit Liebe von deutſchem Geiſte und ſeinen Schöpfungen in deutſchen Worten ſprechen hörte, wo ich deutſche Bücher fand und vor Allem eine liebenswürdige Hausfrau und wo, wenn ich ſpäter daſelbſt herbergte, Veit's Germania über meinem Bette hing. Taillandier's Häuslichkeit gehört zu den ſchönſten und glücklichſten, die mir auf meinen vielfachen Wanderungen begegnet ſind und zu denjenigen, über die der Wanderer, der an ihrem Herde ausruht, aus vollem

Herzen den Segen „langer Dauer" ausspricht. Ein bequemes, angeerbtes Vermögen, ein fortlaufendes gutes Einkommen, eine geachtete Stellung, Luſt am Wiſſen, ein Haus und ein Garten, eine Bibliothek und Arbeitsſtube, in welche Roſenlorbeer, Granatbaum und Nachtigallen Duft, Blüthe und Lieder ſtreuen, eine Frau die zu den Schönheiten des Landes gezählt wird und trotzdem doch nur ihrem Hauſe angehört, Kinder die dieſer Mutter würdig ſind — braucht es mehr? — Glück und behagliches Schaffen ſind kein Verdienſt unter ſolchen Umſtänden, und ich will Taillandier darum nicht rühmen.

Einen Theil dieſes Sommers hindurch arbeitete Taillandier an einem Artikel über Jeremias Gotthelf, und ich hatte Gelegenheit zu beobachten, mit welcher Gewiſſenhaftigkeit er auf ſeinen Gegenſtand einzugehen ſucht und wie fern er allen germaniſchen Einflüſterungen ſtehe — ein Umſtand, der von vielen ſeiner Getadelten geleugnet wird. Da ich mit zu dieſen Letzteren, wenigſtens theilweiſe zu ihnen gehöre, ſo wird mein Zeugniß ſo viel Gültigkeit haben, als der Andern Vermuthung. Es iſt außerordentlich, welche Mühe ſich dieſer franzöſiſche Profeſſor giebt, ſich über den Gegenſtand, den er kritiſirt, ſo viel als nur möglich zu unterrichten. So hat ſich bei ihm neben der allgemeinen Kenntniß der deutſchen Sprache und Literatur, die er ſich in Heidelberg und Straßburg er-

worden, noch ein großer Schatz von Detailkenntniſſen geſammelt, der ihn befähigt auf Specialitäten einzugehen und jede neue Erſcheinung ſchnell — nach ſeiner Art — zu verſtehen. Ich ſage nach ſeiner Art — denn Taillandier iſt immer Franzoſe und ſteht ſeinem ganzen Weſen nach deutſcher Philoſophie und deutſcher Kritik eben ſo ferne, als dem radicalen Streben, das heutigen Tages das innerſte Leben unſeres Vaterlandes bewegt. Er iſt ein Gelehrter und Literator, ſteht aber, wie der größte Theil ſeiner franzöſiſchen Collegen, außer der Zeit und ſtemmt ſich gegen dieſe, die ſich nicht aufhalten läßt. Daher jene Artikel, wie der über die deutſche Nationalverſammlung und ſeine Vorliebe für die lebloſe, deutſche conſtitutionelle Partei. Aber was ihn zum ſchlechten Politiker macht, kommt ihm oft bei der Kritik zu Statten. Im Grunde ein abſoluter Aeſthetiker und urſprünglich ein Poet (Taillandier hat in ſeiner Jugend ein großes lyriſches Gedicht „Beatrice" geſchrieben) und Freund vieler Poeten, vergißt er alle Politik, wo ihm das Schöne entgegentritt; dann lobt er den Radicalen wie den verſpäteten Romantiker. In dieſem Augenblicke geht er mit dem Gedanken um, eine Geſchichte der deutſchen Literatur zu ſchreiben; es wäre dies das erſte Werk dieſer Art in Frankreich und würde bei der erwachten Sympathie für überrheiniſche Literatur großen Anklang finden. Doch

wartet er mit der Ausführung ſeines Planes bis ihn ſeine Carriere nach Paris führt, wo er den Quellen näher ſein wird. Dieſer Zeitpunkt kann nicht mehr lange auf ſich warten laſſen. Frankreich hat wenige Gelehrte, die mit einer ausländiſchen, beſonders germaniſchen Literatur, ſo vertraut ſind, und ſchon ſehe ich St. René Taillandier als Profeſſor am Collége de France oder der Sorbonne und endlich in der Akademie.

Aber von der Univerſität und ihren Profeſſoren ſprechend, darf ich einer Promotion nicht vergeſſen, der ich beigewohnt habe. Ein guter Mann aus Béziers, der zu weiterem Avancement den Doctortitel nöthig hatte, ſaß auf der Bank vor den vier Profeſſoren, die in weite, ſeidene Talare gehüllt waren. Er ſaß da wie auf der Armenſünderbank. Die Theſen, die er ſich geſtellt hatte, waren aus der Philoſophie Petri, des Kanzlers Friedrich's II. von Hohenſtaufen genommen. Eine jüngere Philoſophie, ſo ſcheint es, braucht ein Candidat im ſüdlichen Frankreich nicht zu kennen. Aber auch mit dieſer war der Mann auf der Armenſünderbank nicht ſehr vertraut. Das ſchadete ihm nicht, da die Profeſſoren oder Examinatoren dieſe Gelegenheit nur benutzen wollten, um ihre eigene Gelehrſamkeit glänzen zu laſſen und keineswegs die Abſicht hatten, dem Candidaten, der Vater von fünf Kindern war und eine ehrwürdige Glatze leuchten ließ, zu ſchaden.

Abbé F., einer der geiſtvollſten Profeſſoren der Montpellierenſer Facultät, nahm die Partei des Papſtes Innocenz und des Papſtthums überhaupt und zog ſo gewaltig gegen den Friedrich von Hohenſtaufen los, daß meinem deutſchen Gemüthe bange und ich für den liebenswürdigen Heiden Friedrich gezittert hätte — wenn die ganze Geſchichte nicht eben einer Poſſe ähnlich geweſen wäre. Der Candidat wagte auch nichts gegen den Papſt vorzubringen und ließ ſich ruhig belehren. So lief das Ganze höchſt gemüthlich ab, und der Familienvater entfernte ſich als Doctor es lettres. Petrus von Vinea wurde ſeinen Marmots erbarmungslos geopfert.

Sechszehntes Kapitel.

Montpellier — Politiſche Parteien — Religion — Ein hiſtoriſcher Rückblick — Chamford und Brizard — Kunſt — Das Muſée Fabre und ſeine Geſchichte — Seine Schätze — Vierzehn Winde — Kauriſirter Ruf des Climas und Warnung — Opfer des Climas — Polniſche und deutſche Flüchtlinge — Peter Fries aus der Pfalz — Glück eines Flüchtlings.

Montpellier, den 29. September 1851.

Die katholisch-religiösen Zustände des Landes lassen von selbst auf die politischen, auf die Gesinnung der Majorität schließen. Das Land der Penitents blancs, bleues etc., das Land der unzähligen „Brüder“ und „Schwestern“ kann nicht anders als legitimistisch sein. Das Priesterthum muß nothwendigerweise am Gottesgnadenthum hängen, und das Priesterthum vertheilt auf Dorf- und Stadtkanzeln und in den Beichtstühlen die politische Parole. Freilich meist nur an die Weiber, aber die Weiber erziehen die Kinder und bestimmen die Atmosphäre des ganzen Hauses. Die Legitimität ist eine dem heißen Süden bequeme Religion, da sie am wenigsten Bewegung verlangt, und sie der heidnischen Phantasie, die lieber an einem äußeren Symbol als an einer abstracten Idee hängt, angemessener ist. Sie ist nicht die Folge oder das Kind des Nachdenkens, sondern im Gegentheil ein Mittel, dem Nachdenken aus dem Wege zu gehen.

Damit iſt noch nicht geſagt, daß Louis Napoleon, wenn er den Staatsſtreich, an deſſen Realiſirung wir nicht zweifeln, glücklich überſteht, in dieſem Lande großen Widerſtand erfährt. Man wird auch ihn als eine von Gott eingeſetzte Obrigkeit „acceptiren" — hier wie vielleicht überall in Frankreich, wo das fait accompli allmächtig iſt. Nirgend wie in Frankreich iſt der Satz wahr, daß jeder Ausgang ein Gottesurtheil iſt. Kömmt noch hinzu, daß Louis Napoleon, der Conſul, Präſident oder Kaiſer ſich mit der Geiſtlichkeit verbindet, ſo iſt er ſeines Sieges im Süden faſt gewiß — benutzt er aber erſt mit einiger Geſchicklichkeit den Vortheil, den ihm die vorhergehenden Regierungen durch Vernachläſſigung der materiellen Zuſtände im Süden in die Hände gegeben, verſchafft er dem Lande, das in ſeinem Reichthum erſtickt und vergebens nach Geld ſchmachtet; Mittel und Abſatzwege um ſeine Produkte, beſonders die köſtlichen Weine an den Mann zu bringen, ſchafft er eine Art Frytrade nach Außen durch Handelstractate, oder auch nur nach Innen durch Abſchaffung des Octrois in den Städten; dann kann Louis Napoleon überzeugt ſein, daß daſſelbe Land, welches unter Umſtänden eine Vendee werde könnte, in Hymnen und Lobgeſänge zu Ehren des neuen Erlöſers ausbrechen werde. — Wenn er dieſe Mittel vernachläſſigt, kann es hier im Falle eines coup d'état aller-

dings zu allerlei, vielleicht ſehr blutigen Reibungen kommen — wenigſtens zu Anfang des neuen Regimes. Die Zahl der eigentlichen Anhänger des Napoleonismus iſt ſehr gering, während es neben den Legitimiſten eine ſtarke und thätige republikaniſche Minorität giebt. Sie beſteht aus den Arbeitern und faſt allen Proteſtanten der Städte und des offenen Landes. Beſonders die aus den Gebirgen ſind eifrige Republikaner, die ſich immer mehr zu organiſiren ſuchen. Der Proceß gegen Herrn Gent in Nimes wird nicht abſchreckend genug wirken, oder zur Folge haben, daß ſich die Republikaner im entſcheidenden Momente ganz ſtill verhalten. In der proteſtantiſchen Partei giebt es wieder eine kleine, orleaniſtiſche Secte. Es ſind das die Reichen der Städte, ſpeculative Proteſtanten, denen der Bankſchwindel unter Louis Philipp wohlgethan hat, und die nicht vergeſſen können, daß ein Miniſter, Guizot, trotz aller Bündniſſe mit den Jeſuiten, einer der ihren, ein Calviniſt geweſen. Eine komiſche Eitelkeit, die in der Leidensgeſchichte der Proteſtanten ihre Erklärung findet. Außerdem ſind dieſe Reichen der Natur der Sache nach reactionär und conſervativ, und da es ihnen Religion und Erinnerungen verbieten, ſich an die Legitimiſten anzuſchließen, klammern ſie ſich an die Nachkommen Louis Philipp's, von dem ſie wiſſen, daß er trotz frères ignorantins und Sonderbund vielmehr ein Voltairianer

als Boſſuetiſt geweſen. Ihre Zahl iſt klein, und es komme was da mag, ſie werden nur die Rolle der Zuſchauer ſpielen, und wenn Louis Napoleon den Weinen ihrer großen Pflanzungen einen guten Abzugskanal verſchafft, bald mit zu den satisfaits, den vollkommen Befriedigten gehören. Das Produkt aller dieſer Factoren wird trotz der innewohnenden Feindſeligkeit, wie geſagt, einige Reibungen etwa ausgenommen, endliche allgemeine Befriedigung und Annahme deſſen ſein, was Paris angenommen hat. Das allmächtige fait accompli, das Pariſer, wird endlich ſiegreich über all dieſen Parteien, über Legitimiſten, Republikanern, über Orleaniſten, über Proteſtanten und Katholiken, vielleicht in Geſtalt eines imperialen Adlers mit ausgebreiteten Fittichen ſchweben und durch die Gaſſen Nimes' und Montpellier's perſonificirt in zwei anhänglichen Präfecten mit dem rothen Bande im Knopfloche wandeln — und das ſo lange bis etwas Anderes kommt.

Indeſſen herrſcht nicht eine einzige von allen dieſen Parteien, ſondern herrſcht der Curé im Beichtſtuhl und dehnt ſeine Macht in die verborgenſten Winkel der Gläubigen aus. Mag Herr Ballan noch ſo viele Decrete an Mairien und Straßenecken kleben laſſen, trotz aller Sergeanten und Soldaten, die ihm zu Dienſten ſtehn, ſeine Macht ſchrumpft zuſammen vor der Gewalt des einzelnen

Curé's, des eigentlichen Autokraten in dieſem Lande. Es giebt in dieſem Zeitalter vielleicht nicht noch zwei Erdſtriche in Europa, die ſo unbedingt der Gewalt der Pfaffen verfallen wären, wie das ſüdliche Frankreich. Der Fremde glaubt ſich manchmal in das ſechszehnte Jahrhundert und auf ſpaniſchem Boden verſetzt. Ueberall begegnet man dem Zeichen der Sclaverei, welche dem Volke von der Kirche aufgelegt werden. Wenige Frauen aus dem Volke und den höheren Ständen giebt es, die nicht ein Kreuzchen, einen Roſenkranz, ein Halsband trügen, als Zeichen, daß ſie dieſer oder jener Schweſterſchaft angehören, die von irgend einem Geiſtlichen unbeſchränkt regiert wird. Prozeſſionen und Begräbniſſe verrathen, daß auch ein großer Theil der männlichen Bevölkerung kirchlicher Disciplin verfallen iſt; denn da ſieht man ſie in großer Anzahl als weiße, blaue, ſchwarze und noch andersfarbige Büßende auftreten. Selbſt junge Männer von Stande thun ſich unter geiſtlicher Leitung, nachdem ſie als Bacheliers die Collegien verlaſſen, zu Brüderſchaften zuſammen und gehorchen der kirchlichen Parole. Bei der weiblichen Jugend ſorgt man dafür, daß ſie ſich zu den frommen Verbindungen ſchlagen, noch ehe ſie das Kloſter verlaſſen. Und mitten durch dieſe Bevölkerung wandeln mit leiſem Schritte, ſtill triumphirend, die zahlloſen Prieſter und Nonnen aller Gattungen.

Man thäte dem Charakter und dem Geiſte des franzöſiſchen Südländers Unrecht, wenn man nur in ihnen die Gründe dieſer Zuſtände, die über Provençe und Languedoc ausgebreitet ſind, ſuchen wollte. Dieſe Zuſtände beruhen auch auf hiſtoriſcher Grundlage. Die Nachbarſchaft Avignon's, der Hof des päpſtlichen Legaten daſelbſt, der erſt vor ſechszig Jahren abgezogen iſt, haben das Ihrige gethan, um den mittelalterlichen Geiſt ſo tief einzupflanzen, daß er dem Sturme der franzöſiſchen Revolution Stand hielt und mancher Revolution Stand halten wird. Es exiſtirt eine im Jahre 1790 vom Abbé Gabriel Brizard herausgegebene Broſchüre, welche über die Wirkſamkeit jenes Hofes ausführliche Aufſchlüſſe giebt, und aus der man erkennt, daß noch Geſchlechter in's Grab ſinken müſſen, ehe die Spuren jener Wirkſamkeit ganz verwiſcht werden. Chamfort der dieſes Buch von ſeinem ſiebenzehnhundertneunziger Standpunkte aus betrachtet, ſagt bei dieſer Gelegenheit: In dieſer Atmoſphäre des Fanatismus erhitzten ſich alle Köpfe des ſüdlichen Frankreichs. Wenn Provençe, Languedoc, Dauphiné, ſelbſt Lyon die Gräuel der Ligue ärger verſpürt haben, ſo tragen die Nachbarſchaft des Legaten und des Hofes von Avignon die Schuld. Avignon war das Centrum der Kabalen, das Arſenal wo man die Waffen und die Ketten für die Dauphiné, für das Lyonais, für die Provençe und Languedoc ſchmiedete; Avignon

war das „entrepôt“ der Indulgenzen und der incendiariſchen Breves. Dort haben Carl IX. und Heinrich III. die lächerlichen Proceſſionen, die Brüderſchaften der Büßenden, die indecenten Maskeraden, die ſie an ihren Hof verpflanzten, lieben gelernt. Der Art iſt der Urſprung der frommen Poſſen, die in den ſüdlichen Provinzen einen in den andern Theilen des Reiches faſt erloſchenen Fanatismus bis auf unſere Tage erhalten haben, deſſen letzte Funken noch alle diejenigen beunruhigten, die ſchmerzlich getroffen von den aus dem Aberglauben geborenen Uebeln, dieſen für „nicht genug todt“ hielten. Abbé Brizard bemerkt, daß die franzöſiſchen Könige ihren Unterthanen viel Unglück, ſich ſelbſt vielleicht manche Unruhe erſpart haben würden, wenn ſie Avignon und deſſen Territorium in ihren Beſitz gebracht hätten, was ſie konnten u. ſ. w.“

Was Chamfort und Brizard von der Einwirkung der päpſtlichen Legaten auf den Geiſt der ſüdlichen Provinzen ſagen, wird durch heutige Zuſtände, wenn dieſe auch nicht mehr ſo ſehr erſchreckend auftreten, noch immer beſtätigt — aber Chamfort und Brizard helfen uns die ſüdlichen Provinzen entſchuldigen. Das verdammende Urtheil, das ſich uns auf die Lippen drängt, halten wir zurück mit Rückſicht auf die mildernden Umſtände, welche das Zeugniß der Geſchichte darbringt, und wir ſprechen die im Grunde

guten Provençalen frei von all' den Verbrechen gegen den heiligen Geiſt, die ſie nur verblendet begangen haben und noch begehen, da wir nun wiſſen, wo der eigentliche Uebelthäter zu ſuchen iſt.

Aeſthetiſche Verehrer „der ſinnlichen Religion" pflegen als letztes Argument zu ihrer Vertheidigung die Productivität an Kunſtwerken anzuführen. Dieſe erwarten gewiß in Montpellier große Kunſtſchätze zu entdecken; ſie täuſchen ſich. Eine einzige Kirche von Bedeutung beſitzt die Stadt, und dieſe iſt ein Ideal des Ungeſchmacks. Ihre Wände, ſo wie die der andern Kirchen ſind von einer Heiligenmalerei der allertrivialſten Sorte bedeckt und bleiben hinter den Kirchen von Nimes und Tarascon weit zurück. Ueberhanpt treibt die Kunſt, auch die profane, in Montpellier gar keine, oder nur ſpärliche Blüthen. In dieſem Augenblicke befindet ſich hier ein junger, talentvoller Maler Namens Cabanel, Montpellierenſer von Abſtammung. Er kehrt ſoeben von Rom zurück, wohin er von der Regierung, mit einem Preiſe gekrönt geſchickt wurde, und wo er ein großes mit manchen Fehlern behaftetes, doch vielverſprechendes Bild, vollendet hat. Er malt mit großer Geſchicklichkeit die guten Bürger und Bürgerinnen von Montpellier, um ſich für Paris auszurüſten, wo er hoffentlich eine glückliche Carriere machen wird. Herrn Laurens, den Secretär der mediciniſchen Facultät, habe ich ſchon

in meinem Briefe über das Deutſchthum in Languedoc erwähnt. Das Atelier dieſes für alle Kunſt empfänglichen Mannes iſt ein reiches und intereſſantes Muſeum, das der Fremde nicht vernachläſſigen ſoll. Vor Kurzem beſuchte ihn der Düſſeldorfer Meiſter Schirmer, dem er in Aufſuchung der Schönheiten Languedoc's hilfreich zur Seite ſtand.

Aber einen großen Schatz beſitzt die ſonſt unkünſtleriſche Stadt an ihrer Bildergallerie. Dieſe iſt ihres erſten Gründers ſowohl, als ihrer Geſchichte vollkommen würdig. Urſprünglich gehörte ſie dem italieniſchen Tragiker Alfieri, welcher ſie zum Theile geerbt, zum Theile ſelber geſammelt hatte. Er vermachte ſie als Liebesangedenken der bekannten Gräfin Albani, dem letzten Sprößling der Stuart, und dieſe wieder überließ ſie, aus einem freudigen und reichen Leben ſcheidend, ihrem letzten Freunde, dem Maler Fabre, der aus Montpellier ſtammte. Es iſt das derſelbe Fabre, den Paul Louis Courrier in ſeinem Aufſatze „une conversation dans la villa Albani“ ſo geiſtreich ſprechend und als Hauptperſon anführt. Er ſtarb erſt im Jahre 1836, und da er keine Kinder hinterließ, ſetzte er ſeine Vaterſtadt Montpellier als Erbin ſeiner Kunſtſchätze ein. Montpellier gab der Gemäldeſammlung aus Dankbarkeit für den Erblaſſer den Namen „Musée Fabre.“ Das Musée Fabre gehört zu den bedeutendſten

Kunſtſammlungen der franzöſiſchen Provinzen, da es nicht durch Almoſen der Regierung, ſondern durch den Kunſtſinn bedeutender und künſtleriſcher Menſchen gegründet und erweitert worden iſt.

Als Perle dieſer Sammlung bezeichnen wir eine „heilige Familie" von Paul Veroneſe. Das Bild zeichnet ſich durch alle glänzenden, hellſtrahlenden Eigenſchaften dieſes friſchen, fröhlichen und farbenreichen Meiſters aus. „Es iſt, ſagte ein bedeutender franzöſiſcher Maler, der einmal an meiner Seite das Muſeum durchſchritt, es iſt wie auf Diamant mit diamantnen Farben gemalt." In der That bricht ein Strom von Licht und Glanz aus demſelben hervor, als wäre es eine große Anzahl aneinander gereihter funkelnder Diamanten. Dieſem zunächſt ſteht ein kleines höchſt einfaches Portrait, das man gewöhnlich Raphael ſelbſt zuſchreibt. Mein Begleiter, der Maler und Kunſtkenner, meinte, es ſei höchſtens aus der Schule Raphael's, und zwar müſſe es von einem deutſchen Schüler Raphael's gemalt ſein, denn es beſitzt neben all' dieſen Eigenſchaften, die uns glauben machen, daß es vom Meiſter ſelbſt herrühre, jene Einfachheit und Naivität, die im Atelier Raphael's nur ein aus dem Norden herſtammender Jünger bewahren konnte. Es war ein Franzoſe, der ſo ſprach; aber ein Franzoſe, der die Kunſtſchätze Italiens, Frankreichs und Deutſchlands gleichmäßig ſtudirt

hatte, und ich gebe ſein Urtheil, das mir wohlthat, gerne wieder. — Ein Portrait Titian's, wahrſcheinlich von einem liebenden Schüler gemalt, gehört zu jener Gattung hiſtoriſcher Portraits, die im engen Rahmen eines menſchlichen Geſichtes eine ganze Zeit und den Geiſt eines ganzen Volkes widerſpiegeln. Daſſelbe läßt ſich von einem Portrait Franz des Erſten ſagen, das von Raphael herrühren ſoll. Ich weiß mich aber nicht zu erinnern, daß irgendwo in Kunſt- oder profaner Geſchichte zu leſen ſei: Raphael Sanzio von Urbino hat dem König Franz dem Erſten von Frankreich die Ehre angethan, ihn zu malen. Hat doch die Geſchichte nicht vergeſſen es gewiſſenhaft aufzuzeichnen, daß Titian dieſe Ehre dem König Franz und dem Kaiſer Karl angethan. Auch Ribera, der Düſtere, der lyriſch-epiſche Dichter Ruysdael, Teniers, Oſtade, Paul Potter ſind würdig vertreten. Natürlich fehlt es in einer franzöſiſchen Gallerie auch nicht an einem Proudhon, aus dem die Franzoſen gerne mehr machen möchten, als er iſt, und am wenigſten an einem Pouſſin, den ſie gerne als ebenbürtig in die Geſellſchaft der Raphaele, Leonardo's und Titian's ſchmuggeln möchten. Der größte Theil der andern Bilder gehörte nach der Bezeichnung meines Begleiters in die Gattung der Blagues und ſie legen ſich Namen von Malern bei, die ſie nie mit einem Pinſel berührt haben.

In einem der Nebenſäle findet man eine neuangekaufte Marmorſtatue von Pradier, irgend eine fabelhafte Prinzeſſin, die durch ihr langes Haar berühmt iſt, vielleicht die Prinzeſſin Rapunzel, darſtellend. Auch hier begegnet dem guten Pradier, was ihm bei den meiſten ſeiner Werke begegnet: er verdirbt ſich das Beſtangelegte durch irgend einen Anhang von Ungeſchmack, der die einzelnen Schönheiten ſeines Werkes vergeſſen macht. Die Prinzeſſin iſt eine ganz nette, graziöſe Perſon, aber die ungeheure Maſſe marmorner Haare erdrückt die Arme unter ihrem Gewicht, und man bedauert, daß der Marmorblock, der ihr unförmlich vom Hinterkopfe herabhängt, nicht zweckmäßiger zu irgend einem kleinen Herkules verwendet worden iſt. Auch vor dieſer Statue fiel mir ein, was ich ſchon oft von Pradier'ſchen Bilderwerken denken mußte: ob er nicht beſſer gethan hätte ein Maler zu werden? Wenigſtens paſſirt es ihm oft, daß er in Stein haut, was ſich auf der Leinwand gut ausnehmen würde, in der Skulptur aber an den um Hals gehängten Mühlſtein erinnert. Auch glauben wir, daß die Werke dieſes obwohl nicht talentloſen Künſtlers in's Meer der Zeiten und in Vergeſſenheit ſinken werden. Unſichtbarer Flügel bedarf jedwedes Kunſtwerk, wenn es ſich über dem „Abgrund der ewig offen" halten ſoll, und dieſe Flügel heißen: Schönheit und Anmuth.

30. September 1851.

Heute am letzten Septembertage leuchtete und glühte die Sonne so gewaltig, wie sie es bei uns in Deutschland oder auch in Paris nicht in den Hundstagen zu thun pflegt. Auf den heißen Tag folgte ein lauer überaus milder, blauer, wohlthuender Abend. Solche täuschende Meteorologie mag der Stadt Montpellier noch mehr als ihre medicinische Schule ihre große Berühmtheit bei allen Brustkranken verschafft haben, die seit Jahrhunderten hier zusammenströmten und noch zusammenströmen, um Heilung zu suchen für ihr zehrendes Leid. Es ist eine Täuschung wie eine andere Täuschung; die sanitäre Berühmtheit Montpellier's eine Berühmtheit wie manche andere, die auf schwachen Füßen steht. Die milden Tage, Abende und Nächte, deren wir uns hier allerdings sehr oft erfreuen, werden weit aufgewogen von den verschiedenartigsten Winden, die Staub aufregend die Gassen Montpellier's durchfegen und an kranken Lungen viel schneller zehren, als mancher verschrieene Nordwind. Montpellier besitzt nicht weniger als vierzehn verschiedenartige Winde, die es oft viele Tage nach einander in schneller Abwechslung von den entgegengesetztesten Seiten bestürmen; bald wüthend und mit lautem Lärm, bald perfid schleichend und leise am Lebensmark der armen Kranken nagend. Nach eingezogenen Erkundigungen und

nach Erfahrungen, die ich bei verſchiedenen Kranken ſelbſt gemacht habe, halte ich es für Pflicht das Klima Montpellier's ſeiner falſchen und betrügeriſchen Berühmtheit zu entkleiden. Vielleicht war es anders in jener Zeit, als die Cevennen noch von Wäldern bedeckt die rauhen Gäſte des Nordens und die treuloſen des Weſtens abhielten. Doch iſt der rauhe Gaſt aus dem Norden, ~~der~~ Tramontana, nicht ſo gefährlich, wie der Miſtral, der aus der Provence, oder der Cers, der aus dem Departement de l'Aude herüberweht. Die ſchrecklichſten Gäſte aber ſind die über das mittelländiſche Meer aus Afrika kommenden Lüfte, wahrſcheinlich Anverwandte des Sirocco. Pflanzen und Thiere brechen unter ihrem Hauche zuſammen; wohin ſie blaſen da wird Alles ſchlaff, müde und zu Tode betrübt. Wenn dieſen ſchaurigen Gäſten der aus Nordweſt ſtammende Magiſtral, der friſche, aufheiternde Genoſſe, oder über das ſanft gekräuſelte Meer ſchreitend, der gluthenlindernde Garbin folgt — dann iſt es für arme Kranke gewöhnlich ſchon zu ſpät. Der friſche Magiſtral, der ſanfte Garbin, können mit dem beſten Willen nicht wieder gut machen, was die andern Brüder ſchon verdorben haben.

Vor Kurzem erſt hat es ein Berliner Gelehrte, der Hülfe ſuchend hierher gekommen war, zu ſpät erfahren müſſen, daß Montpellier ſeinen guten Ruf nicht verdiene. Wahr-

ſcheinlich iſt auch der gute Peter Fries, den ſie vor einigen Wochen begraben, den Einwirkungen dieſes Klimas erlegen. Den andern deutſchen Flüchtlingen — dieſes bei Gelegenheit zur Beruhigung ihrer Freunde in Deutſchland — geht es wohl. Mehre haben die in München oder Heidelberg durch die Vorgänge von 1849 unterbrochenen mediciniſchen Studien an der hieſigen Hochſchule wieder aufgenommen und werden bald neben den polniſchen und deutſchen Verbannten aus den dreißiger Jahren in Städten und Flecken des ſüdlichen Frankreichs wohlthätig als Aerzte wirken. Man iſt hier daran gewöhnt, daß ein mit fremdem Accent ſprechender Arzt an's Krankenbett tritt; in unzähligen Orten des ſüdlichen Frankreichs haben ſich Polen und Deutſche angeſiedelt, nachdem ſie, plötzlich aus ihren Verhältniſſen herausgeriſſen, die Gelegenheit in Montpellier benutzend, für empfangene Wunden in der Naturwiſſenſchaft Heilung geſucht und ſie für ſich und andere gefunden haben. Jetzt gehören ſie überall, wo ſie ſitzen, zu den angeſehenſten und beliebteſten Bürgern.

Auf andere Weiſe hat vor zwei Monaten ein deutſcher Flüchtling ſein Glück und ſeinen Herd gegründet. Halb traurig, weil er verbannt, halb luſtig, weil er doch jung, ganz geldlos, weil er beides, kam der Heidelberger Studioſus H. direct von Baden oder aus der Pfalz hierher

nach dem Mons Puelarum. Er hatte den großen Plan durch Lectionen ganz Montpellier zu germaniſiren, weil dieſes aber doch nur langſam von Statten ging, ſuchte er eine vergeſſene Kunſt hervor und ging mit dieſer nach Brod. Mit geborgten Crayons zeichnete er auf geborgtes Papier zahlende Geſichter. Und dieweil er ſo wirkte und ſtrebte warf eine reiche, ſchöne unter ihm wohnende Bürgerstochter ein liebendes Auge auf ihn. Die lang wehenden Heidelberger Kometenhaare, die blauen Augen, die teutoniſche Eichengeſtalt mögen ihr gewaltig imponirt haben, wie dergleichen ſchon vor zweitauſend Jahren zwiſchen Weibern romaniſcher Raçe und Jünglingen germaniſchen Blutes vorgekommen. Dem germaniſchen Jünglinge leuchtet dieſe Liebe eines holdſeligen Geſchöpfes ein.

Aber wird er auch willkommen ſcheinen,
Wenn er theuer nicht die Gunſt erkauft?
Er iſt noch ein Heide mit den Seinen,
Und ſie ſind ſchon Chriſten und getauft.

Oder mit andern Worten: der deutſche Jüngling iſt ein rothglänzender Republikaner, das Mädchen und ihre ganze Familie ſind ſchneeweiße Legitimiſten. Aber eine einzige Tochter giebt man ſelbſt einem verbannten Republikaner und das Drama endet heiter. Die Hochzeitsgäſte ſind pure Legitimiſten; damit er ſich aber nicht zu einſam fühle, und weil zufällig im Momente keine deutſchen Flüchtlinge

anweſend ſind, ladet ſich der Bräutigam zu den Freunden der Braut noch die ganze Redaction des ſcharlachrothen „suffrage universel“ an Anverwandten Statt. Trotzdem verfließt die Hochzeit auf die allerfriedlichſte und heiterſte Weiſe und des ſüßen Weines ſtrömt, als wäre das Krüglein von Cana zugegen.

Aus dieſer ganzen Geſchichte wurde eine feine Idylle gemacht und dieſe ſäuberlich in Verſe gebracht; zum Mindeſten verdienet der Geſang den Lorbeer, der den Braten umſchlang.

Siebenzehntes Kapitel.

Cette — Ein legitimistischer Reisegefährte — Erinnerung an Carl X. — Mireval — Julius Caesar — Marseille und der Einfluss der Griechen — Das Schloss von Miraval und eine Geschichte aus seiner Vergangenheit — Geschichte Marien's von Montpellier und ihres Sohnes — Frontignan — Eine merkwürdige Eisenbahnstrecke — Positions über Cette — Cette und Montpellier — Besuch auf der Danziger Brigg „Thomas" — Hafen und Stadt — Römische Alterthümer — Ein provençalisches Volkslied.

Montpellier, im October 1851.

Ich komme aus Cette zurück. Die Stadt ſah traurig aus, wie ſie in Regen und in Nebel, die aus étang de Thau aufſtiegen und in die Dünſte des mittelländiſchen Meeres eingehüllt, ſtumm und verlaſſen dalag. Selbſt das Meer, das ich im Mai von der Höhe des Caſtells aus nach jahrelanger Trennung lächelnd und ſüdlich blau wiedergeſehen, blickte heute hyperboräiſch und unheimlich. Aber da ich der guten Stadt Cette nicht Unrecht thun will, und dieweil man die Dinge immer in ihren ſchönen Momenten darſtellen ſoll, zieh ich es vor, von jenem erſten Maibeſuche zu ſprechen.

Es war ein lachender Maitag, da ich in den Wagen ſtieg, um Cette zum erſtenmale zu beſuchen. Die Waggons waren angefüllt von reichen Montpellierenſern, die hinausfuhren, um Wohnung für die Seebadezeit zu beſtellen, und von Kaufherrn, die in der Hafenſtadt ihre Weine an Spiritusfabrikanten verkaufen wollten. Mich

führte das Glück mit einem Legitimiſten zuſammen, der, als er erfuhr, daß ich aus Oeſterreich ſtamme, mich per se für einen Reactionär nahm und zum Vertrauten ſeiner legitimiſtiſchen Hoffnungen machte.

— Welch' ein herrliches Land dieſes Oeſterreich, ſagte er, ſo ohne alle Veränderungen immer gleichmäßig fortlebend im Schutze ſeines Kaiſerhauſes. Ich kann Ihnen die Achtung, die mir dieſes Land und dieſe Regierung einflößen, gar nicht beſchreiben. Und welche ſchöne Einigkeit zwiſchen dieſer Regierung und der ruſſiſchen herrſcht! Das arme Frankreich ſteht ſeit Jahren iſolirt da und iſt nicht im Stande, ſich einen ſolchen Bundesgenoſſen zu verſchaffen. Natürlich, welcher weiſe Monarch kann ſich mit einem Volke einlaſſen, das ſo ſehr vom Freiheitsſchwindel eingenommen iſt. — Da Sie aus Oeſterreich kommen, kennen Sie vielleicht unſeren König, Heinrich den Fünften?

— Natürlich! Ich habe ihn ſchon in meiner früheſten Jugend ſehr oft in Prag geſehen, und zwar, wie er mit ſeinen Hofmeiſtern ganz populär auf's Eis ging und mitten unter den Studenten und Schülern Schlittſchuh lief.

— Der gute Prinz! gewiß hat man ihn in Prag ſehr geliebt; Ihr Kaiſerhaus ausgenommen, verſteht es kein regierendes Geſchlecht ſo gut wie die Bourbonen,

ſich beliebt zu machen. Ich verſichere Sie, ſie ſind in Frankreich ſo beliebt und ſo populär, als nur — ich wüßte nicht wen zu nennen.

— Zum Beiſpiel: Béranger, fügte ich hinzu.

— Sie ſcherzen und machen ſich mit Recht über die Franzoſen luſtig, die ihre Verehrung an den erſten beſten hängen wie z. B. an einen liederlichen Dichter. Aber glaubeu Sie mir, daß wenn die Bourbonen zurückkämen, ſich alle dieſe Sympathien, die man an ſolches Volk verſchwendet, um ſie concentriren würden. Meinen Sie nicht, daß jetzt, da die Ruhe in Europa wiederhergeſtellt iſt, die conſervativen Mächte und Oeſterreich vor Allen daran denken, Heinrich den Fünften auf den Thron ſeiner Väter zurückzuführen?

— Ich muß Sie dagegen fragen, ob Sie glauben, daß eine Regierung Beſtand hätte, welche dem Lande von Fremden aufgedrungen würde? die Erfahrung ſcheint dagegen zu ſprechen. Auch ſcheint Frankreich heute noch darüber verdrießlich zu ſein, daß dieſes nur einmal möglich war.

— Sie irren ſich, Frankreich war den vereinigten Mächten überaus dankbar und würde es wieder ſein, wenn dieſe den weiſen Gedanken hätten, die Ordnung herzuſtellen und uns unſere Könige wiederzugeben. Das ſind leere Phraſen, denen Sie nicht glauben müſſen. Den

Fremden, der uns unſere Könige wiedergiebt, betrachten wir mit Recht als unſeren Wohlthäter, und die dagegen ſprechen, ſind nicht die Freunde Frankreichs, ſondern verfluchte Revolutionäre.

— Ich meine, daß die Mächte nicht genug aufopfernd ſein werden, Heinrich des Fünften wegen ihre Armeen marſchiren zu laſſen, und daß ſie ſich damit begnügen werden, wenn Louis Napoleon die Monarchie wieder herſtellt.

— Hätte er es nur ſchon gethan und der Republik ein Ende gemacht; ich verſichere Sie, ganz Frankreich wünſcht nichts ſehnlicher. Man würde ihn ſegnen dafür, denn dann wäre doch Hoffnung, daß Handel und Induſtrie wieder aufblühen.

Ich begnügte mich mit der Erfahrung, wieder einen Legitimiſten gefunden zu haben, der ſich um die Schmach ſeines Landes nur ſehr wenig kümmert, der für Heinrich den Fünften ſchwärmt und doch wieder ſchnell bereit Louis Napoleon acceptirt, pourvu, daß dieſer nur Handel und Induſtrie wieder in Blüthe bringt. Zum hundertſtenmale habe ich nun dieſe Erfahrung in den verſchiedenſten Theilen Frankreichs gemacht, und ich beſinne mich nicht, ſie als bezeichnend für das Gros der heutigen Legitimiſten hinzuſtellen. Ein Legitimiſt iſt kein Patriot, ein Patriot iſt kein Legitimiſt. Die Induſtrie ſteht höher als das

göttliche Recht, und mit Hülfe der einen kann Louis Napoleon das andere beſiegen. Unwillkürlich mußte ich bei dieſem Geſpräche mich eines Momentes erinnern, den ich in früher Jugend erlebt habe. Es war an einem bitterkalten Wintertage, ich, ein kleiner Junge, lief eben mit meinen Büchern unter dem Arm aus dem Gymnaſium. Halbe Dunkelheit lag ſchon auf dem alten Prag, die Fenſterſcheiben waren von Eisblumen bedeckt, der Reif blieb in den Haaren hängen, Alles lief, um ſo ſchnell als möglich an den warmen Ofen zu kommen, da kam in der Nähe des alten Pulverthurms dem Graben zu eine gewaltige, hochbepackte ſchwarze Karoſſe angeraſſelt. Die Poſtillone mit ihren großen Stiefeln ſpornten die Pferde, welche Wolken von Dampf aushauchten und von weißem Froſte bedeckt waren. Aus dem halbverfrornen Wagenfenſter blickte ein altes, verfallenes Geſicht in die traurigen Gaſſen. Unheimlich rollte der Wagen den Graben hinab dem Hradſchine zu. Einige verſpätete Mittagsgäſte, die in der Gaſtſtube zum ſchwarzen Roſſe behaglich ihre Cigarre rauchten, zuckten, da die Karoſſe vorüberfuhr mitleidig die Achſeln, und da ich ſie fragte, wem die große Naſe, die dicke Lippe und das graue Haar da drinn im Wagen angehöre, antworteten ſie dem franzöſiſchen König, Karl dem Zehnten.

An dieſen königlichen Einzug mußte ich denken, als

ſich der ſogenannte Legitimiſt expectorirt hatte. Eben wollte ich ihm erzählen, daß ich auch Karl den Zehnten geſehen habe, als wir auf der Station Mirval hielten, und mein Legitimiſt verwandelte ſich aus einem Politiker in einen gefälligen Cicerone. Das iſt Mirval, ſagte er, dort drüben liegt mein Landhaus, ſo lange ich da wohne leſe ich keine Zeitung, von jenem Berge gegenüber hat Cäſar das Thal zum erſtenmale erblickt und ſagte zu ſeinem Adjutanten: bewundere dieſes Thal und daher der Name dieſes Fleckens: Mirare vallem.

Es iſt doch ſonderbar, wie man überall, wohin dieſer Mann ſeinen Fuß ſetzte, das Angedenken an ſeinen Namen in hundert Traditionen bewahrt hat, wie man überall Urſprung und Abſtammung gerne an ihn knüpft. In den verſchiedenſten Theilen Galliens und in Belgien, ſelbſt in England, wo er ſich doch nur einen Moment aufgehalten, habe ich dieſe Erfahrung gemacht. Belgien hat nur drei populäre Sagenhelden und unter dieſen iſt Julius Cäſar der populärſte, um wie viel näher ihm auch die andern zweie, Karl der Fünfte und Maria Thereſia durch Zeit und Wirken ſtehen. Es iſt nicht zu zweifeln, daß Cäſar wirklich in dieſen Gegenden war, dieſes Thal aber taufte er vielleicht, als er hierher kam, um die griechiſchen Städte, die Kolonien Maſſilias, zu unterwerfen, und ſo ihre Mutterſtadt, die es mit dem Senate hielt, zu ſtrafen.

Bezeichnend für den gebildeten Tyrannen iſt es, daß er dieſer Stadt, die Macht, die ihm hätte ſchaden können, raubte, daß er ihr aber aus Achtung für ihre Abſtammung und ihre hohe griechiſche Bildung, Verfaſſung und Unabhängigkeit ließ. Ueberall in dieſem Lande wird man an Julius Cäſar, an die Römer, mehr aber noch an die Griechen erinnert. Der Boden, über den ich jetzt fahre, war vielleicht einmal griechiſcher Boden — ja war es gewiß, denn nach Oſten und Weſten, nach Oſten bis gegen das heutige Genua, nach Weſten bis tief hinein nach Spanien, den ganzen nördlichen Küſtenbogen des mittelländiſchen Meeres entlang erſtreckten ſich die Kolonien und Städte der Phokäer. Mehr als fünfundzwanzig größere Städte ſollen, von ihnen gegründet, hier geblüht haben. Wie weit ſich das maſſilliſche Griechenthum in's Innere des Landes erſtreckte, iſt ſchwer zu ermitteln, da ſich hier die Gränzen im Dunkel der galliſchen Wälder verlieren. Nur in der Provence kann man mit einiger Beſtimmtheit ſeine nördliche Gränze angeben. Saint Remy, das alte Glanum, war gewiß eine griechiſche Stadt. Daß aber auch an dieſen Küſten der griechiſche Einfluß und griechiſche Bildung bis tief in das Land hinein gewirkt haben, beweiſen der Umſtand, daß viele celtiſche Völkerſchaften, ſelbſt im Centrum Galliens, ihre barbariſchen Gottheiten

mit den ſchönen helleniſchen vertauſcht haben; daß ſie griechiſche Zahlen angenommen und ihren Münzen ein griechiſches Gepräge gegeben haben. Es iſt kein Wunder, daß der griechiſche Baum ſo reiche Zweige trieb und ſo breiten Schatten warf, war doch ſeine Wurzel eine feſte, mächtige, die fortwährend aus ihrer Muttererde nur Nahrung ſog. Es iſt wahrhaft rührend, mit welcher Liebe die Griechen der galliſchen Küſten an ihrer Mutter hingen, mit welcher liebenden Sorgfalt und Aengſtlichkeit ſie alles thaten, um in ihrer urſprünglichen Heimath nicht vergeſſen zu werden und um ſie ſelbſt nicht zu vergeſſen. Dieſe Liebe zur Mutter hat ſie — wie das wohl jedem geht — vor vielem Böſen bewahrt. Die Geſandtſchaften nach Griechenland zu pythiſchen und olympiſchen Spielen ſcheinen ſehr häufig, der Verkehr mit den joniſchen und peloponneſiſchen Griechen ſehr frequent geweſen zu ſein. Die Geſandten brachten die ſchönſten Producte des Athenienſiſchen Geiſtes mit nach Hauſe, und man nahm ſie mit Liebe auf. Was in Griechenland des Schönen gedacht, geſagt, geſungen, gemalt und gebildet worden, es fand an der galliſchen Küſte ſeinen Widerhall und Widerſchein. Die alten Traditionen lebten hier ſogar ſchöner fort als in den Stammſitzen; während in Athen und Griechenland überhaupt die Jugend ſich nur noch mit Sophiſterei und Rabuliſterei abgab (ſiehe Ariſtophanes

Fragmente) ſang und liebte man hier noch die göttlichen Geſänge Homer's, die im Peloponnes und in Attika nur noch im Munde des Bauern lebten. Iſolirt und von Barbaren umgeben mußten die Städte treu zuſammenhalten und wurden nicht durch innere, ſo zu ſagen, Familienkriege demoraliſirt, wie die Republiken Griechenlands; und während in dieſen all' die Laſter herrſchen, die Ariſtophanes züchtigt, und perſiſches Geld die bürgerliche Pflichterfülluug belohnt, wirkt das Beiſpiel der Maſſiliſchen Städte mildernd und wohlthätig auf hundert rohe Völkerſchaften; noch zweihundert Jahre ſpäter bilden ſie die Halbbarbaren, die Römer, und flößen ihnen hohe Achtung ein, ja noch ein halbes Jahrtauſend nach Ariſtophanes und ſeiner Weibervolksverſammlung bezeichnet Tacitus die Maſſiliſche Erziehung als die Haupigrundlage jener Tugend, die er an Agricola rühmt. Freilich ſehen wir ſie ſchon kurze Zeit nach Tacitus dem Verderben anheimgefallen, und iſt der Name Maſſilier und verderbter Menſch ſynonym geworden; aber wir wollen die Maſſilier darum nicht anklagen. Ihre Verderbniß ſcheint uns das hiſtoriſch-providenzielle Verhängniß. Sie konnten und durften jener Fäulniß nicht widerſtehen, welche die ganze Welt angefreſſen hatte und die beſtimmt war, die in Nationalitäten, in Römerthum und Barbarenthum getheilte Erde zu verzehren, um ſie durch ein neues, kosmopolitiſches Princip verjüngt auferſtehen zu laſſen.

Aber der griechiſche Geiſt war darum doch nicht verloren. Jene feinſinnliche, faſt raffinirte, mit vollendeter Kunſtform plötzlich mitten im Mittelalter hervorſpringende Poeſie, jene fertige und abgerundete Civiliſation, die plötzlich in dieſen Gegenden mitten durch die dicken römiſchen und germaniſchen Schichten durchbricht — iſt es nicht der helleniſche Geiſt, der metamorphoſirt, auferſteht? Es war die erſte Renaiſſance und wie die zweite hat ſie ſich, freilich mit minderer Gewalt, in ganz Europa fühlbar gemacht. Jene Schloß- und Hofpoeſie der Troubadoure, welche die Hohenſtaufen im Arelat kennen gelernt — doch das würde uns zu weit führen und zu barock würde es dem Deutſchen klingen, wenn ich ſeinen Walther von der Vogelweide mit den Griechen, mit den joniſchen Griechen in Verbindung bringen wollte; er würde es kindiſche Spiele der Phantaſie nennen und wäre vielleicht beleidigt, wenn ich ſeinen germaniſchen Minneſängern einen Anhauch griechiſchen Zephirs vindizirte. Eben ſo barock käme es ihm vor, wenn ich, auf franzöſiſchem Boden verweilend, die Verſchiedenheit zwiſchen der warmen blumigen Beredtſamkeit der Girondiſten und den kalten Syllogismen Robespierre's und ſeiner Landsleute von Demoſthenes und Aeſchines herleiten wollte: Und doch — und doch — aber ich habe den Muth nicht, fortzufahren.

Bleiben wir in Mireval. Mitten unter den grauen

Häuſern des Fleckens auf einem kleinen Hügel erhebt ſich ein breites, viereckiges, von abgeſtumpften uralten Thürmen flankirtes Schloß. Dieſes Schloß war der Schauplatz einer Geſchichte, die würdig geweſen wäre, von der Königin von Navarra erzählt zu werden. Man weiß, daß der König von Aragonien Peter II. die Tochter des letzten Grafen von Montpellier, Marie, geheirathet und ſich ſo in den Beſitz eines großen Theils des ſüdlichen Frankreichs geſetzt. Die Heirath gefiel dem guten König vorzugsweiſe des reichen Heirathsgutes wegen, und er ſah nicht allzukritiſch nach den Reizen der Braut. In Montpellier wurde die Hochzeit gefeiert; aber ſie ging nicht weiter als über den prieſterlichen Segen, denn als die Nacht herankam, weigerte ſich der gute König die Ehe zu „accompliren.“ Unheuere Verlegenheit Aller, tiefer Schmerz der Braut. Niemand weiß ſich die Weigerung des guten, jungen, Verſe machenden und immer galanten Königs zu erklären, denn häßlich war die Braut eben nicht. Sie war nicht häßlich — aber ſchöner, unendlich ſchöner war die junge, kokette Gräfin von Mireval, die der Hochzeit als Gaſt beiwohnte. Dieſe lächelt, ſie ſcheint die Urſache der Weigerung zu kennen, und da ſie der König mit aller Liebenswürdigkeit eines Troubadours umgiebt, iſt bald der ganze Hof in das Geheimniß eingeweiht. Und ſo zieht man die ſchöne Gräfin in's Intereſſe

und gewinnt ſie, daß ſie mit Selbſtaufopferung zur „Accomplirung" der Ehe verhelfe. Sie verdoppelt ihre Koketterie; der König, ein Spanier, glüht; er wirft ſich ihr zu Füßen; er erreicht endlich ſeinen Zweck; die Gräfin von Mireval wird ihn in dieſer Nacht, in ihrem Schloſſe zu Mireval heimlich empfangen. Die ſchöne Nacht naht heran. Ohne Panzer und Schienen beſteigt der gute König ſein Pferd und reitet und reitet — lieblich ſingt die Nachtigall in Languedoker Nächten — und reitet nach Mireval. Der gewiſſe Page oder die gewiſſe Kammerfrau empfängt ihn an dem gewiſſen Hinterpförtchen und führt ihn an der Hand durch Gärten, dunkle Gänge ꝛc. in das Gemach. Es iſt dunkel; die Keuſchheit der Gräfin duldet keine Nachtlampe. Der gute König iſt glücklich, ſehr glücklich. Wie er ſehr glücklich iſt, gehen plötzlich alle Thüren auf und mit Fackeln und Lichtern ſtürzt der ganze Montpellierenſer und Aragoniſche Hofſchwarm herein, und an ihrer Spitze die ſchöne, lachende Gräfin von Mireval. Der König iſt erſtaunt und ſieht was er gethan. Aragon und Montpellier ſind völkerrechtlich vereinigt und die Hausmacht mehrt ſich. Dem Könige aber geſchah Recht. Warum dachte er nicht an die Verſe des Ariſtophanes und warum ſprach er ſie, vorſorglich nicht als Gebet aus:

Lichtauge du der lehmgebornen Lampe,
Beim Schwung des Rads geformt von Töpferhand
Strahlst aus den Schnäuzen Sonnenglanz du aus.
So leuchte mir!
Dir nur vertrauen wir, du bist uns nah
Im Kämmerchen, wenn mit gewandter Kunst
In Aphrodite's Dienst wir uns bemühn.
Wer scheuchte denn verschwieg'nen Augezeugen
Verliebter Kämpfe, dich, aus dem Gemach?
Du strahlst allein in tief geheime Buchten ꝛc. ꝛc.

Nach Andern ereignete sich der nächtig schwarze Betrug erst drei Jahre nach der Hochzeit und haben nicht die Hofleute, sondern die zwölf Consuln der Languedoker Städte die Nacht im Nebenzimmer und zwar bei geweihten Kerzen und im Gebet zugebracht, und waren sie es, welche wieder mit den geweihten Kerzen den Irrthum des Königs aufhellten. Gewiß ist, daß der König Peter, noch mehr gereizt gegen die Königin sich auf's Neue ganz von ihr abwendete, und die Königin einem einsamen Leben im Schlosse Mireval und die Lande Arragonien und Montpellier der Trauer über den Mangel an legitimen Erben überließ.

Da geschah es, daß der König eines Tages ganz vergnügt und aufgeregt sein Gestüte von Lattes verließ. Ein Edelmann aus seinem Gefolge Namens Guillem von Arcala hatte den guten Gedanken, also zum König zu sprechen: Sennor, wir könnten wohl, anstatt uns jetzt

auf die Jagd zu begeben, die Königin, unſere Herrin, im Schloſſe Mireval beſuchen; Eure Majeſtät könnte eine zweite Nacht mit ihr verbringen und wir würden, wenn es euch gefällig, mit der Kerze in der Hand wachen und Gott in ſeiner Gnade würde euch einen geſegneten Sohn beſcheeren. Der König, von dieſen Worten gerührt, that wie der Edelmann anrieth, und am andern Morgen nahm er ganz vergnügt die Königin auf die Krupe ſeines Pferdes und ritt mit ihr nach Montpellier. Die guten Bürger der Stadt waren über das Glück ihrer Prinzeſſin ſo erfreut, daß ſie große Feſte feierten und bei dieſer Gelegenheit einen Tanz erfanden, welcher, le chevalet genannt, noch heute in Montpellier üblich iſt. Jene Nacht aber gab dem in der Geſchichte unter dem Namen „Jakob der Eroberer", bekannten Könige das Leben. Trotzdem konnte der gute König Peter ſeinen Widerwillen gegen Marie von Montpellier nicht ganz beſiegen und ließ ſich nach der Sitte des dreizehnten Jahrhunderts ohne Weiters von ihr ſcheiden, um ſich mit einer anderen Marie, Nichte Amauri's, Königs von Jeruſalem, zu vermählen. Marie von Montpellier ging nach Rom, um ſich beim Papſte zu beklagen und die Scheidung zu hintertreiben. Da ſtarb ſie und zwar an Gift. Das Volk betrachtete ſie als eine Heilige; und wenn jemals Leiden und Demüthigung ein Recht auf dieſen Titel haben, ſo hat ihn die gute Marie

von Montpellier verdient; denn, wie ihr mannbares Alter, ſo war ſchon ihre frühe Jugend eine Kette der bitterſten Erfahrungen. Eine böſe Stiefmutter, Agnes, verheirathete ſie ſchon im elften Jahre an Barral, Vicegrafen von Marſeille, und zwang ſie, den Rechten auf Montpellier zu Gunſten ihrer, Agnes, Kinder zu entſagen. Zu fünfzehn Jahren Wittwe, kehrt ſie mit reicher Erbſchaft in das väterliche Haus zurück. Die böſe Stiefmutter nimmt ihr die Schätze ab und verheirathet ſie auf's neue an den Grafen von Comminges, einen wahren Blaubart, der zur Zeit noch an zwei andere Frauen verheirathet war, was aber in jener Epoche nicht genirte und von der Kirche weiter nicht gerügt wurde, wenn man, wie der Graf von Comminges, zu den Verfolgern der Albigenſer gehörte. Marie gebar ihm zwei Töchter, wurde aber ſo grauſam von ihm behandelt, daß ſie lieber zu ihrer Stiefmutter zurückkehrte; aber die Leiden, die ſie hier erwarteten, waren ſo groß, daß ſie jene im Hauſe des Grafen von Comminges vergaß und wieder zu ihm zurückging. Aber auf's neue fürchterlich geplagt, ſah ſie ſich gezwungen, ein zweitesmal zu entfliehen. Zum Glück ſtarb ihr Vater Wilhelm gerade in dieſem Momente, und da ſeine Heirath mit Agnes, weil ſeine erſte Frau noch am Leben war, vom Papſte nicht anerkannt wurde, trat Marie von Montpellier in ihre Erbſchaftsrechte und ge-

wann ſich dadurch jenes Glück an der Seite des Königs Peter von Aragonien, welches mit Gift und Heiligengeruch endete. Ein wahres mittelalterliches Weiberſchickſal, das Schickſal der armen Marie von Montpellier.

Wir können nicht umhin, hier noch eine kurze Geſchichte ihres Sohnes, Jakob's des Eroberers, zu geben, da ſie eine würdige Fortſetzung der Geſchichte ſeiner Eltern bildet. Wir können ſie genau aus ſeinen eigenen Memoiren, die er in provençaliſcher Sprache ſchrieb. Er galt für einen der frommſten Fürſten aller Zeiten, weil er über tauſend Kirchen baute und bereicherte. Im Jahre 1229 verſtieß er Eleonore von Caſtilien, denn er beſann ſich fünf Jahre nach ſeiner Heirath, daß ſie in einem gewiſſen Grade mit ihm verwandt war, und vermählte ſich mit Jolanthe von Ungarn. Dieſe neue Ehe erweckte die Wuth und die Eiferſucht einer ſeiner Maitreſſen, Thereſe Giles Vidaura, welcher er, wie er ſelbſt gebeichtet, die Ehe verſprochen hatte. Der Erzbiſchof von Girona, ſein Beichtvater, unterſtützte die Anſprüche Thereſen's und ſchrieb darüber einen Brief an den Papſt Innocenz den Vierten, in welchem er als Zeuge für Thereſe auftrat. König Jakob lud ihn auf ſein Zimmer ein und ließ ihm da, weil er das Beichtſiegel verletzt hatte, die Zunge ausſchneiden. Der Papſt beſtrafte dieſe Vertheidigung des Beichtgeheimniſſes mit dem Bannfluch, der aber den

König in seinem lustigen Leben nicht weiter störte. Nach dem Tode Jolanthe's nahm er wider Thereſe Giles Vidaura zu sich und gab sie für seine Frau aus; aber bald ihrer überdrüssig, bat er den Papst Clemens den Vierten brieflich um die Erlaubniß, diese Halbehe brechen und Berenguella, eine alte aber nicht ganz verrostete Liebe, heirathen zu dürfen. Noch ein Jahr vor seinem Tode nahm er eine andere Dame, die er ihrem Manne entführt hatte, zu sich in's Haus, und da ihm der Papst, Gregor der Zehnte, darüber Vorwürfe machte, entschuldigte er sich mit der Schönheit dieser Frau und mit der Gefahr, die sie erwartet, wenn sie zu ihrem Manne zurückkehrte. Dem Papste schien diese Entschuldigung einleuchtend. Nicht sobald beruhigt über das Don Juanleben ihres Königs waren die guten Bürger von Montpellier. Sie standen mehreremals auf und versuchten sich als Republik zu constituiren. Das mißlang ihnen, denn nach dem Tode Jakob's sehen wir sie wieder der jüngern Linie seines Hauses unterthänig.

Unfehlbar wird man durch jeden Feudalbau auf solche chronikalische Erinnerungen zurückgeführt. In der That, sie sind nicht geeignet, den Worten des Legitimisten, der zufällig an der Seite des Reisenden sitzt, Eingang zu verschaffen und seinen Bekehrungsversuchen wirksamen Vorschub zu leisten.

Gleich hinter Mireval verwandelt ſich das Land in jenen Amphibienboden, der ganz Niederlanguedoc vom Fuße des Cevenniſchen Mittelgebirges an bis an's Meer, von den Mündungen der Rhone bis gegen Agde hin charakteriſirt. Was nicht Sumpf iſt, iſt dürrer, grasloſer, nackter Kalkſtein. Aus ſolchem Boden wächſt der koſtbare Wein von Frontignan. Er iſt ſo heiß, ſo ſolid, ſo mächtig, wie irgend ein ſpaniſcher Wein, aber ihm fehlt die Blume, die der Muskat von Lunel ſelbſt im hohen Alter bewahrt. Der Stadt Frontignan nicht ferne erhebt ſich ein Kalkberg, in deſſen Innern man ſelbſt tief unter der Meeresfläche Süßwaſſerformationen in nächſter Nähe von Seeformationen gefunden hat. Meer und Land haben ſich in dieſen Gegenden lange um die Herrſchaft geſtritten, und noch iſt der Streit nicht entſchieden. Das fühlt man vorzugsweiſe, wenn man von Frontignan weiter nach Cette fährt. Die alte Straße, deren Haupttheil die Peyrade, eine Art von Bogenbrücke, bildete, iſt heute natürlich verlaſſen; man fährt auf der Eiſenbahn. Sie geht buchſtäblich durch's Meer und iſt in dieſer Beziehung gewiß eine der ſonderbarſten Europa's. Rechts und links nichts als blaues Gewäſſer, das bei ſtarkem Nord- oder Südwind ſeine Wellen über das Menſchenwerk ſchleudern muß. Rechts uns links Kähne und große Schiffe, in deren Geſellſchaft der Wagenzug dahinfliegt.

Wenn die Locomotive aus dem Geleiſe ſprängе, wir würden hinabfahren in die heilige Salzfluth und Fiſcherkähne würden uns retten. Wie erſtaunlich muß den Delphinen, die dort ihre Häupter dem Sonnenſchein entgegenſtrecken und plump umhergaukeln die große Seeſchlange erſcheinen, die mit glühenden und dampfenden Nüſtern durch ihr Element, durch ihre Heimath dahinſauſt. Der Streifen des Eiſenbahndammes ſchrumpft in der Ferne, gegen Cette, zu ſolcher Dünne zuſammen, daß er in dem blauen Elemente ganz verſchwindet, und man glaubt gerades Weges in das Meer hineinzufahren, beſonders da das Gewäſſer rechts, das man bis jetzt immer leicht überblickte, immer breiter wird und ſich endlich als großer See, als der Etang de Thau ausdehnt. Die Angſt dauert nicht lange; wir gelangen auf feſtem Boden im Bahnhofe von Cette an.

Ich blättere zurück in meinem Tagebuche, um dort die Notizen über meinen erſten Beſuch im Mai aufzuſuchen und um mich deutlich an die erſten hier empfangenen Eindrücke zu erinnern. Ich finde nichts, als:

Da ſitz ich wieder
Zu deinen Füßen
Du herrliches, ſeelenerweiterndes Meer.
Dir bring ich dar
Andächtige Huldigung
Wie meiner Königin,
Meiner Geliebten.

Ich tauche mein Haupt
In deine Wellen,
Die heilige Taufe
Durchdringt mich mit Schauern ꝛc. ꝛc.

Damit iſt nichts zu machen. So ſchreibt man kein Tagebuch; ſo empfiehlt man ſich ſeinen Landsleuten nicht als einen Mann der auf Nützliches achtet. Darum anders. Die Stadt Cette treibt ſtarken Exporthandel mit Wein, Spiritus, allerlei fabricirten Liqueuren, und dem weißeſten beſtkriſtalliſirten Salze des mittelländiſchen Meeres. Die Fiſcherei wird hier großartig betrieben, vorzugsweiſe um die Zeit, wenn die Fiſche aus dem étang de Thau in's Mittelmeer zurückkehren, da man ihnen an den Ausgängen auflauert. Dieſe Auswanderungsfriſt aus dem 'étang de Thau und den andern Salzgewäſſern umfaßt den langen Zeitraum vom 1. Julius bis zum 1. März. In den zwanziger Jahren (leider habe ich nur alte Quellen vor mir!) wurden während des Fiſchfanges eines einzigen Jahres 23,700 Quintaux Weißfiſch, 7,150 Quintaux Aal, 45,000 Quintaux Muſchelthiere u. ſ. w. erbeutet. Das iſt viel, wie ich glaube.

Trotz dieſem einheimiſchen Reichthume an Naturproducten und trotz dem trefflichen Hafen, der der beſte unter den franzöſiſchen des Mittelmeeres iſt, hat ſich Cette noch nicht zu einem ſelbſtſtändigen Leben emporgearbeitet. Die Kaufleute und Proprietaires von Mont-

pellier, mit ihren Weinen und Spirituſſen, die ſie aus den ſchlechteren Weingattungen bereiten, die Banquiers mit ihrem altangeſtammten Gelde, ſpielen hier noch immer die Hauptrolle. Cette iſt nur ihre Boutique. Cette iſt für Montpellier ungefähr was Bremerhafen für Bremen iſt. Aber das wird nicht immer ſo bleiben. Der Verkehr mit Afrika wird von Tag zu Tag lebhafter; Cette wird den Mittelmann zwiſchen der Colonie und wenigſtens dem halben Frankreich abgeben und ſo, ohne Marſeille zu ſchaden, für ſich genug zu thun bekommen. Neue Wichtigkeit wird es erlangen, wenn erſt die Eiſenbahn nach Bordeaux gebaut und ſo die Verbindung mit dem großen Ozean hergeſtellt iſt, für welche der Südkanal nicht ausreicht. Dann werden die Reichen von Montpellier einſehen, daß ein bloßer Rutſcher nach Cette auf ein oder zwei Stündchen für ihre Geſchäfte nicht genügend ſei, und ſie werden mit ihren dicken Capitalen ganz und gar nach Cette überſiedeln. Die Einheimiſchen, die bis jetzt nur die Commis des Montpellierenſer Capitals geweſen, werden ſich emancipiren; ſie werden unterdeſſen, von ihrer guten Lage begünſtigt, genug für ſich gewonnen haben, um ihren Platz für eigene Rechnung auszubeuten. Und ſo kann es kommen, daß Cette von jetzt in einem Jahrzehnt eine bedeutende Handelsſtadt ſein wird, und ſo kann es kommen, daß Montpellier verfällt und ſeine Beſtimmung erfüllt. Es hat

ſeine Macht durch Vermittelung Villeneuve's von Maguellone genommen, es wird ſie direct an Cette abgeben; und ſo wird es die Folgen der Centraliſation, die es auch um ſeinen geiſtigen Halt, um die Univerſität gebracht hat, noch ſchmerzlicher fühlen.

Die Stadt Cette, der wir eine ſo große Zukunft prophezeihen, iſt noch nicht zweihundert Jahre alt. Vor dem Jahre 1666 war der ſchmale Landſtrich, den ſie einnimmt, von einigen armen Fiſcherhütten beſetzt; in jenem Jahre legte man den Grund zum Molo, am Ausfluſſe des großen Kanals, um den aus- und einlaufenden Schiffen eine Station zu ſichern. Der Punkt bewährte ſich, und man legte einen zweiten, im Halbkreis in's Meer hineinlaufenden Damm an, und der Hafen war fertig. Die Fiſcherhütten verwandelten ſich in Häuſer, und noch unter Ludwig XIV. erhielt der Flecken Cette Municipalitätsrechte. Vor Ausbruch der franzöſiſchen Revolution belief ſich die Einwohnerzahl bereits auf 10,000. Stadt und Hafen ſind durch zwei Forts und ein Kaſtell geſchützt. Letzteres erhebt ſich ziemlich maleriſch auf dem ſonſt kahlen, troſtlos ausſehenden Kalkberge, welcher der Stadt an ſeinem Fuße nur einen ſchmalen Strich bequemen Terrains gönnt, und ſie an den Sumpf und an's Meer drängt. Er wird es büßen; denn bald wird die Stadt dem Beiſpiele des Kaſtells folgen und ſeinen Rücken hinanklettern,

um von dort aus ihr Reich, das mittelländiſche Meer, zu überſchauen. Um dasſelbe zu thun, wanderte ich gleich nach meiner Ankunft den kahlen Bergrücken hinauf. Kein Strauch, kein Baum giebt Schatten, und ſo kam ich halb gebraten in der Mittagsſonnenhitze, oben auf dem Kaſtelle an. Der Offizier geſtattete mir freundlich den Eintritt, und ein Sergeant führte mich auf den höchſten Punkt der Fortification. Es giebt keinen Punkt in Languedoc, der für die Meeresausſicht ſo günſtig wäre, wie dieſer. Gegen Südweſten iſt der Horizont von den wolkenähnlich verſchwimmenden Bergen der Küſten von Rouſſillon und Catalonieu begränzt; gegen Süden fliegt der Blick ungehindert in's unermeßliche Weite, über das tiefdunkelblaue Meer den weißen Segeln nach und entgegen, gegen Oſten ergeht er ſich auf den grünen Ebenen Niederlanguedoc's, ruht er auf den Ruinen von Maguellone, auf den Zinnen von Aigues-Mortes, auf den Landhäuſern und Schlöſſern, welche die Ebene nordwärts bekränzen. In nächſter Nähe lacht der See von Thau wie ein Miniaturbild des großen mittelländiſchen Meeres. Mir zu Füßen lag das Fort, das den Hafen unmittelbar in ſeinen Schutz nimmt. In dieſem Augenblicke hat es noch eine andere, eine traurige Beſtimmung. Achtundfünfzig freie Söhne der Wüſte, Häuptlinge der Beduinen, verbringen in ſeinen kahlen Mauern ein einförmiges Gefangenenleben. Am Hafen

daran wimmelt es von Schiffen, von hin- und herfahrenden Matroſen, von aus- und einladenden Arbeitern. Wie ich hinabſtieg, bemerkte ich unter den hundert Schiffen eines, das ſtolz ſeine Flagge, den preußiſchen Adler, wehen ließ, ſo ſtolz, als ſtünde eine deutſche Flotte hinter ihm, um es zu ſchützen. Es war die Danziger Brigg Thomas. Ich rief es vom Molo aus deutſch an und ſofort wurde ein Boot abgeſchickt um mich zu holen. Mit beſonderer Freude kletterte ich am Tau hinan und befand mich auf deutſchem Boden. Capitän, Steuermann und Matroſen, Oſtpreuße, Hannoveraner und Friesländer waren ſehr erfreut einen deutſchen Landsmann bei ſich zu empfangen und Neuigkeiten aus dem Vaterlande zu erfahren. Denn ſeit langer Zeit ſchon trieben ſie ſich in den verſchiedenſten europäiſchen und amerikaniſchen Gewäſſern umher und wußten nichts von Allem, was ſich ſeit beinahe zwei Jahren im deutſchen Vaterlande zugetragen hatte. Ihre Flagge hätte ſonſt wohl nicht ſo ſtolz geweht. Sehr deutſch-einig klangen der preußiſche, der hannöveriſche, der plattdeutſche, der böhmiſch-deutſche Dialect während halbſtündigen Geſpräches ineinander, ſo daß ich glaubte in der Paulskirche zu ſein. Dort wie hier breitete der ſchwarze Vogel ſeine Griffe über uns aus. Ich ſchied, um pflichtgemäß noch die Stadt zu durchwandern.

Die Kneipen am Hafen tragen Inſchriften in den verſchiedenſten Sprachen. Ueber der Thüre der einen las ich: „Hier wird deutſch gekocht," über einer anderen: „Hier wird deutſch getrunken," was mir bewies, daß das Schiff Thomas aus Danzig keine Ausnahme ſei, und daß dieſe Gewäſſer wohl häufig von germaniſchen Roſtren durchfurcht werden. Die Hauptſtraße läuft parallel mit dem Kanale hin, welcher den étang de Thau mit dem Meere verbindet, und gleicht in ihrer ganzen Ausdehnung einem einzigen großen Zelte. Denn die zahlloſen Kaffeehäuſer und die vielen Boutiquen rechts und links breiten große Leinwanddächer aus, die in der Mitte der Gaſſe zuſammenſtoßen und ſie ganz bedecken. Im Schatten liegen die trägen Südländer und die Seefahrer, die froh ſind im Hafen zu ſein, und rauchen geſchmuggelte Cigarren und verzehren Berge von Eis. Am Ausgang dieſer bezelteten Straßen, in einem großen Kaffeehauſe, verſammeln ſich die Spiritushändler und machen mit großem Lärm ihre Geſchäfte ab. Ich verließ dieſe Spirituswelt um einige Reſte der alten, klaſſiſchen aufzuſuchen, da ich einmal geleſen hatte, daß ſich in Cette noch Reſte alter, römiſcher Waſſerbehälter befinden. Aber mein Nachfragen war umſonſt; Niemand wußte mir Auskunft zu geben, und bald von der Wanderung in der furchtbaren Sonnenhitze ermüdet, kehrte ich zu den Zelten

zurück, um mich an Eis und Sorbet zu erquicken. Es that mir leid, daß ich meine Zeit so verlieren mußte, aber die Sonne wollte es nicht anders, und so begnügte ich mich mit dem Bewußtsein, auf römischem Boden Siesta zu halten. Denn es ist kein Zweifel, daß da, wo jetzt Cette liegt, ehemals eine römische Stadt gestanden habe, die sich vielleicht auf massilisch-griechischem Fundamente erhoben. Neben jenen römischen Wasserbehältern fand man zu Anfang dieses Jahrhunderts in der Nähe der Grundstücke von Ious Mazets, zwei verschüttete, römisch construirte Kanäle und die Ruinen mehrerer Häuser, deren Boden von schönen Mosaiken bedeckt waren. Außerdem den Arm einer Marmorstatue, eine schöne korinthische Säule und über vierhundert Medaillen und Münzen von Augustus an bis auf Constantinus. War doch diese ganze Küste, so zu sagen, ohne Unterbrechung bedeckt von römischen Städten, die heute ganz verschwunden sind. Wo ist Forum Domitii hingerathen? was ist mit Forum Neronis geschehen? Wer hat die prächtige Stadt zerstört, die sich an der Stelle des heutigen Fabrègues erhob? Vielleicht war Cette nur eine Villegiatur, oder eine größere Seebadeanstalt, in welcher die reichen Römer aus den genannten Städten einen Theil ihres Sommers zubrachten. Daß es aber auf römischen Grundlagen ruht, ist gewiß. Sehr wundert es mich, daß seine erste Grund-

ſteinlegung nicht Julius Cäſar zugeſchrieben wird, dieſem Mann, den die nachrömiſche Zeit und die erſte Hälfte des Mittelalters zum Gründer par excellence erhoben hat, und an deſſen Namen ſich große Städte wie kleine Flecken des Südens und Nordens ſo gerne anlehnen, um ſich einen adeligen Stammbaum zu geben.

Wie es Abend war ging ich noch einmal hinaus an den Hafen; in den Kneipen war es luſtig, aber von einem der Schiffe klang ein überaus trauriges Lied in franzöſiſcher Sprache. Es ſang es ein Mann, der nahe beim Steuer ſaß und die Beine hinunter über Bord baumeln ließ. Die Melodie zog unendlich melancholiſch über die Wellen und durch das Liſpeln des Abendwindes und das Geklapper der Raan und Tauen. Leider kann ich ſie nicht wiedergeben, aber die Worte der erſten Strophen kann ich ungefähr überſetzen.

Schön Iſabeau
Ich ziehe fort auf der Welle,
Fortzieh ich, ach!
Du ſtehſt betrübt auf der Schwelle
Und blickſt mir nach.
Schön Iſabeau
Ich ziehe fort auf der Welle.

Schön Iſabeau
Ich ziehe fort auf der Welle,
Das Meer iſt breit,
Mein Schiff das ſegelt ſo ſchnelle,

Fort zieh ich weit.
Schön Isabeau,
Ich ziehe fort auf der Welle.
Schön Isabeau,
Ich ziehe fort auf der Welle,
Die See geht hohl,
Mein Schiff, das segelt so schnelle,
Du lebe wohl.
Schön Isabeau
Ich ziehe fort auf der Welle.

Die traurige Melodie begleitete mich noch als ich spät nach Montpellier zurückkehrte und jetzt, da ich dieses schreibe, klingt sie wieder lebendig in meinem Herzen. Ich glaube, daß ich sie nicht vergessen werde. Die tiefe Trauer, die sie ausdrückt, erinnerte mich an das irische Volkslied „Robert a Roon" das ich bei Dublin gehört habe. —

Achtzehntes Kapitel.

Der Pinienthurm und die Weissagung des Nostradamus — Autoritäten, welche Montpellier loben — Der Brunnen Jacques Coeur's — Magelone — Der Roman von Peter von Provençe und der schönen Magelone — Melusine — die südfranzösischen Feen — Eine literarische Mistification — Ausflug nach St. Guilhem le desert — ein Fermier général — Aniane und der heilige Benedict — südfranzösische Bräuche — die Drac's — Der Herault — Die Mühle von Clamous — Eine sonderbare Brücke — St. Guilhem le desert und sein Gründer Wilhelm Narjnase, Herzog von Aquitanien — Das wilde Thal, Felsen, Adler, giftiges Gethier.

Montpellier, den 2. October 1851.

Und ſo mögen die drei Pinien auf dem Thurme der alten Stadtmauer noch lange fortgrünen und breite Aeſte in die Luft ſtrecken, wie Feſtpaniere, denn von ihnen — ſo ſagt es der Prophet Noſtradamus und ſo glaubt es das Volk — von ihnen hängt das Wohl und der Beſtand der guten Stadt Montpellier ab. So lange ſie, die ſich kühn hinaufgepflanzt haben auf die Spitze des hohen Thurmes, trotz ihrer gefährlichen Standpunkte, trotz den Stürmen, die ſie dort oben umwehen, fortgrünen auf feſten Wurzeln, ſo lange wird auch die gute Stadt feſtſtehen auf ihrem Grunde, obwohl er von flüchtigen Queckſilberadern durchzogen iſt. Ich ſpreche dieſen Segen von ganzem Herzen aus, und ich bin nicht der erſte, der es thut, nicht der erſte, der aus dieſen Gegenden mit Bedauern ſcheidet. Ich habe alte und uralte Vorgänger, die vom Wind des Zufalls oder vom Verhängniß hierher-

getragen, vor ihrem Scheiden die Stadt gerühmt und gepriesen haben. Ich citire nur den alten Josephus Scaliger, welcher sprach: Wäre es mir vergönnt an einem Orte zu leben, der meinem Herzen theuer ist, ich wählte die Stadt Montpellier und machte sie zum Neste meiner alten Tage. Es giebt keinen Ort, wo man seine Tage süßer verleben könnte, sei es der holden Luft, sei es der Sitten der Einwohner oder der Annehmlichkeiten des Lebens wegen. — Ihren Glanz rühmt schon der gute Doctor Rabbi Benjamin in seinen Itineribus: Wir brachen, sagt er, von Beziers auf und erreichten in zwei Tagen Monstremblans, welches die Einwohner ehemals Montem pessularum nannten und heute Montpellier heißen. Die Stadt, die aller Orten an Kaufmannswaaren Ueberfluß hat, liegt ungefähr zwei Stunden vom Meere entfernt. (Der gute Rabbi Benjamin in seinem Talar muß nur sehr langsame und kleine Schritte gemacht haben.) Neben der Wissenschaft interessirt ihn der Handel, und er fügt seiner Lobpreisung Montpellier's hinzu:

Ad mercaturam confluunt christianorum et muhamedanorum plurimi et e regionibus Algarbiae, Lombardiae et regno magnae illius Romae universo, regno aegyptio, terra israëlitica et Graecia, Gallia, Hispania et Anglia. Man hört daselbst die Sprachen aller Völker,

und die Schiffe der Genueſen und Piſaner bringen ſie, die zahlloſen Söhne aller Länder, nach Montpellier.

Jaques Coeur, der Juwelier und Schatzmeiſter Carls VII., der Rothſchild des fünfzehnten Jahrhunderts, wenn man ihn ſo nennen kann, da er ein wirklicher Handelsherr war, der die Producte einer Welt in Umlauf ſetzte und nicht ein bloßer Papier- und Börſenmäkler in großartigem Styl — Jaques Coeur, den ich lieber den franzöſiſchen Fugger nenne, hat aus Montpellier den Mittelpunkt ſeines ungeheueren Handels gemacht und nicht wenig zum mittelalterlichen Glanz der Stadt beigetragen. Gewiß trug auch ſein Beiſpiel, eben ſo wie die in Montpellier reſidirende Wiſſenſchaft viel dazu bei, der Stadt wie dem Lande jenes Bürger-Bewußtſein zu geben, welches beide durch viele Jahrhunderte dem Feudalismus gegenüber geltend zu machen wußten. An dieſen unternehmenden Mann erinnert noch ein alter gemauerter Brunnen, den, wie man ſagt, die Stadt ſeiner Fürſorge verdankt, und der noch heute der Brunnen Jacques Coeur's heißt.

Es iſt natürlich, daß man mit all' dieſen Erinnerungen an die Vergangenheit Montpellier's endlich bis an ihrem Urſprung anlangt, und da dieſer eigentlich auf der romantiſchen Inſel Maguelone zu ſuchen iſt, und da dieſe Inſel ſo einladend, ewig mahnend von dort, aus dem mittel-

ländiſchen Meere herüberwinkt, macht man ſich denn endlich auf, und wenn man es auch nur thäte, um eine Lücke im Tagebuche auszufüllen.

Zwiſchen den hübſchen Villen der reichen Bürger von Montpellier, zwiſchen Gartenmauern und Weinfeldern geht es Anfangs ganz gemüthlich vorbei an Rondelet oder Rondibilis, dem Landhauſe das in Rabelais vorkommt, vorbei an Mans und Morin, den reichen Meiereien. Gleich hinter Morin wird es troſtlos öde. Rechts und links nichts als Sümpfe, die in dieſer Jahreszeit ſchon des Rohres und Schilfes beraubt, nicht einmal mehr das Grün haben, das im Hochſommer ein gewiſſes Leben heuchelt und Tod und Fäulniß verlarvt. Auf einem ſchmalen Knippeldamme, durch eine Allee zwerghafter Tamarisken gelangt man an das Ufer des Moſſon, der ſich, zwiſchen mühſam zuſammengehaltenen Ufern durch den Sumpf windet. Wir ſtiegen in den Kahn, der uns dort erwartete. Meer und Erde verſchwanden zwiſchen den doch niedrigen Ufern. Auf ihnen erſchien von Zeit zu Zeit ein ſchneeweißer, löwengroßer Schäferhund von der pyrenäiſchen Raçe und glotzte uns mit menſchenſcheuen Augen an. Aus der Ferne höchſtens Schafgeblök. Nach halbſtündiger Fahrt tauchten plötzlich einige Fiſcherhütten mitten aus dem Sumpfe empor. Wenn Ovid, ſagte einer unſerer Reiſegenoſſen, die Reſidenz der Langenweile

hätte beſchreiben wollen, er würde dieſe Hütten beſchrieben haben. Sie beſtanden ganz einfach aus zuſammengeflochtenem Sumpfrohre. Jede dieſer Hütten hatte ihren beſonderen Hafen, d. i. einen Einſchnitt in den Damm, der grade lang und ſchmal genug war, um einen Kahn faſſen zu können. Dieſer Damm ſelbſt iſt ein ſchmaler Strich Landes, der den Fluß vom Sumpfe ſcheidet, und von dem man nicht einſieht, warum er ſich eines Tages nicht ebenfalls in Sumpf verwandeln und wie ein fauler Fiſch auseinander gehen ſoll. Man begreift auch nicht, wozu ſich der Fluß ſo viele Mühe giebt und ſtundenweit durch Sümpfe kriecht, da er rechts und links Gelegenheit genug hätte, ſich zu ergießen. Aber das ſind ſo vorgefaßte Meinungen, daß man ſich in's Meer ergießen müſſe. Unſer Rhein iſt als Deutſcher viel vorurtheilsfreier und verliert ſich, man weiß nicht wie. — Da wir den Hütten ganz nahe kamen, bemerkten wir allerdings, daß ſich zwiſchen ihnen gewiſſe Behältniſſe befanden, welche anſtändigen Häuſern nicht unähnlich waren. Es ſind das die Jagdhäuſer, die ſich reiche Montpellierenſer für die Zeit der Entenjagd hier erbauen. Vor der Hütte unſeres Gondoliers, der uns freundlich eingeladen hatte, ſtiegen wir für einen Moment aus. Er hat ein reizendes Töchterchen, und wie langweilig mir auch dieſe ganze Gegend, die nicht Fiſch noch Fleiſch, nicht Meer und nicht Land

iſt, anfangs erſchienen war, ſo kam mir bei ihrem Anblick doch die Idee, daß dieſe Fiſcherhütte der prächtigſte Schauplatz für eine Idylle wäre. Wie elend ſie auch ausſah, verrieth ſie im Innern doch eine große Wohlhabenheit. Ihr Beſitzer hieß uns bei ſich willkommen und benahm ſich mit jener Ungezwungenheit und Freiheit, die dem Manne aus dem Volke hier eigen ſind. Es wurde uns wohl an ſeinem Herde. Er ſetzte uns und ſich Stühle und ſein Töchterchen kredenzte trefflichen Wein des Landes. Vor der Thüre, auf dem Fluſſe trieben ſich fünf Jungens herum, die mit Fiſchfang in großen über die ganze Breite des Fluſſes geſpannten Netzen beſchäftigt waren. Die Jungens ſind Findelhauskinder, die er zu ſich genommen. Die erſten fünf Jahre wird ihm für ihre Verpflegung eine gewiſſe Summe bezahlt; nach den fünf Jahren behält er ſie als Lehrlinge, und ſpäter ſteht es ihnen frei in die Marine zu treten. Sie ſahen ganz vergnügt aus, rauchten ihre brule-geule und trieben ſich ganz luſtig auf dem Fluſſe umher plus heureux que des rois. Für die ſociale Stellung dieſer Kinder iſt es bezeichnend, daß ſie keine Familiennamen haben. — An der Wand der Fiſcherhütte hing das Bild des unglücklichen Ariſtide Olivier im ſchönen Rahmen. Ariſtide iſt ein Märtyrer geworden und wird hier beim Volke wie ein Heiliger verehrt. —

Nach kurzer Weiterfahrt kamen wir aus dem Fluſſe in den großen Kanal, der von Beaucaire nach Aigue-Mortes, von Aigues-Mortes nach Cette führt. Dieſer Kanal geht hier eigentlich ſchon durch's Meer, auch nährt er ſich nur von geſalzenem Waſſer. Er iſt eine ruhige, gradlinige Waſſerſtraße durch das Reich der heiligen Salzfluth und in flüſſiger Subſtanz nichts anderes als, etwas weiter oben gegen Cette zu, die Eiſenbahn iſt, die ebenfalls durch die Bläue der mittelländiſchen Wellen führt. Möven, Seeadler, allerlei Sumpf- und Meervögel kreiſten über unſeren Häuptern.

So landeten wir endlich an dem kleinen Damm, der vom Kanal zu der weltberühmten, ſagenhaften, vielbeſungenen Inſel Maguelone führt. Es ſieht heute traurig aus, dieſes kleine Eiland, das einſtens eine Cité und einen mächtigen Biſchofsſitz auf ſeinem ſchmalen Rücken getragen, und Frankreich und den meiſten Völkern Europa's ein Stück Poeſie geliefert hat, das bis zum heutigen Tage im Munde des Volkes friſch und blühend fortlebt. Wer kennt nicht die wunderbare Geſchichte Peters von Provençe und der ſchönen Maguelone? In Deutſchland verkauft man ſie für ſechs Kreuzer. Vielleicht intereſſirt es manchen Landsmann, etwas über die Geſchichte dieſes Romans zu erfahren; ſo überſetze ich hier ein Fragment aus der Monographie des gelehrten Renouvier aus Mont-

pellier, welche der Künſtler Laurens mit ſchönen Lithographien geſchmückt hat. Dort heißt es: „Gariel ſpricht von Bernard de Treviez, Canonicus und Poet von Maguelone, der im 12. Jahrhundert gelebt und den Roman von Peter von Provençe und der ſchönen Maguelone verfaßt hat, in welchem er die ſeiner Kirche im Jahre 1079 durch Peter, Grafen von Melgueil und Adalmude ſeiner Frau gemachten Schenkungen feiern wollte. Gewiß waren zur Zeit Gariel's die Ueberlieferungen über den Roman von der ſchönen Maguelone noch friſch genug um für uns einigen Werth zu haben; ſo iſt die Meinung des Herrn Raynouard, welcher die Mittheilungen des guten Canonicus (Gariel) adoptirt und mit ihm in Uebereinſtimmung hinzufügt, daß dieſer Roman ſpäter von Petrarca, während er ſich mit dem Studium des canoniſchen Rechts an der Univerſität Montpellier beſchäftigte, verbeſſert worden ſei. Aber Herr Raynouard ſagt doch nicht, wie mancher andere, daß auch Rabelais ſeine Hand an den Roman gelegt habe. Wie immer es ſich damit verhalten möge, heute giebt man zu, daß Bernard de Treviez, Canonicus von Maguelone, einen Roman in provençaliſchen Verſen verfaßt habe, der wie ſo viele andere verloren gegangen iſt. Der Urſprung Maguelone's war darin anders als in der Legende und ganz anders als in den gelehrten Erörterungen, welche ſpäter folgten,

aber jedenfalls auf eine poetiſchere Weiſe erklärt. Die Gründung ſeiner Kirche und Stadt bildeten darin das Ende der Pilgerfahrt einer nicht weniger in Frömmigkeit als in Liebe feurigen und treuen Jungfrau. Das Gedicht exiſtirte noch im 15. Jahrhundert und wurde damals und mehremals ſeit jener Zeit in's Franzöſiſche und Catalaniſche übertragen, unter dem Titel: Ystoire du chevalier Pierre, fils du comte de Provençe et de la belle Maguelone, fille du roi de Naples. Verachtet von den Fachliteratoren erhielt ſich dieſer Roman in der Literatur des Volkes, für welches er wahrſcheinlich auch gedichtet worden war. Allerdings verlor er mit jeder Umwandlung etwas von ſeiner Urſprünglichkeit und ſeinem Werthe, aber er läßt doch überall die Reinheit der Gefühle, die Einfalt der Form durchſcheinen, durch welche ſich jenes unnachgeahmte Schriftthum auszeichnet. Selbſt in unſerer Zeit kehren wir noch mit Vergnügen zurück zu den rührenden Abenteuern Pierres und Maguelonen's „qui vesquirent en saincte et honneste vie et moururent sainctes personnes, et furent ensevelis en l'église St. Pierre, la où Maguelone institua l'ospital. Et à présent y a une belle église en lhonneur de Dieu et de St. Pierre et St. Paul, auxquels plaise nous resjouyr entoutes tribulations en ce monde et en la fin nous mener en la gloire du paradis.

Dieſe Kirche des heiligen Pierre, die alſo die ſagenhafte Maguelone gebaut haben ſoll, iſt neben einigen kleinen Reſten vom ehemaligen Kloſter heute allein noch übrig von der ganzen Stadt und dem prächtigen Biſchofsſitz, welchen einſt Päpſte und Könige beſuchten. Und auch dieſe Kirche wie traurig ſieht ſie aus! Oede und einſam erhebt ſie ſich aus dem kleinen, öden und einſamen Eilande. Einige kleine Bäume beſchatten ihren Fuß; aus ihrem Scheitel wuchert Unkraut, das im Seewinde bebt, und die Schiffe, die auf hohem Meere vorüberziehen, würdigen das alte Gemäuer keines Blickes. Kein Anker fällt vor dieſem Ufer, um das ſich einſtens Sarazenen ſo wild gebalgt haben. Einige Rinder, der Schaffner mit Weib und Kind ſind die einzigen Bewohner, und das Land, das ehemals ſo ſtolze Titel trug, gehört als „kleine Propriété" einer ſimplen Profeſſorswittwe aus Montpellier. Will man nicht die romaniſche Bauart der Kirche und einige ſchön ausgeführte Details daran bewundern, fragt man ſich nach wenigen Minuten, warum man denn eigentlich hierhergekommen? Alſo gehen wir um und in die Kirche.

Daß ſie ein lateiniſches Kreuz bildet, verſteht ſich bei einer romaniſchen Kirche, die wahrſcheinlich aus dem elften Jahrhundert ſtammt, von ſelbſt. Auffallender iſt das Eingangsthor, das eine arabiſche Reminiszenz zu ſein

ſcheint. Das Thor, oder vielmehr die Thüre — denn es iſt von unbedeutender Höhe und Breite — trägt als Oberſchwelle ein mit großer Zierlichkeit behauenen Monolyth, deſſen Basreliefs, Blätterwindungen, faſt römiſch anzuſehen ſind. Rings um dieſe Arabesken läuft folgende ſinnige Inſchrift:

† Ad portu vite: sitientes quiq. venite:
Has intrando fores: vestros componite mores.
Hinc intrans ora: tua sep: crimina plora.
Quiqd peccatur: lacrima fonte lavatur. †

Ueber dem Monolyth mit der Inſchrift erhebt ſich ein faſt ſpitziger Bogen, deſſen Giebelfeld von einem ſehr hübſchen Basrelief ausgefüllt iſt, welches Chriſtum von den Symbolen der vier Evangeliſten umgeben, vorſtellt. Der Bogen iſt abwechſelnd aus ſchwarzen und weißen Marmorſteinen gebildet, eine Art zu bauen, wie ſie bei den Arabern in Spanien oft vorkam. Rechts und links von der Thüre befinden ſich noch zwei Basreliefs von ſehr untergeordnetem Werthe und barbariſcher Arbeit, den heiligen Peter mit den Schlüſſeln und den heiligen Paul mit dem Schwerte vorſtellend.

Aeußerlich iſt ſonſt an der Kirche nichts Bemerkenswerthes. Die Strebepfeiler ſind unbedeutend, die Verzierungen, die ſie einſt getragen haben mögen, ſind verſchwunden. Die Thürme ſind gefallen. Nur über dem nördlichen Transcept erhebt ſich noch einer um einige

Ellen oberhalb des Daches. Interessanter ist die Kathedrale von Innen. Vor Allem erstaunt man, wie gut sie sich da in allen ihren kleinsten Theilchen erhalten hat. Man kann beinahe sagen, daß kein Stein von seiner Stelle gerückt sei. Es scheint eine unbedeutende Zufälligkeit, wenn man hier oder dort ein kleines romanisches Säulchen ein wenig verwittert sieht.

Zwei schlanke Säulen laufen an den beiden Transcepten, man möchte sagen mit Schnelligkeit die Wände hinan und tragen auf fast dorischen Capitälen die intakte Wölbung. Beleuchtet von den drei Rundbogenfenstern des hohen Chores scheinen sie zu leben. Vom Eingange aus gesehen schließen sich die romanischen Säulchen zwischen diesen harmonisch an sie an, so daß die ganze Kirche wie aus einem Gusse, oder wie zugleich gewachsen erscheint. Die Säulchen über dem Hochaltar zwischen den Fenstern sind von besonderer Feinheit, ihre Capitäle wie wir sie aus der schönsten Zeit der byzantinischen Kunst kennen. Dasselbe gilt von den größeren Säulen, welche rechts und links die Kreuzwölbungen der Transcepte tragen. Nur daß hier die Capitalform wechselt; bald erscheint sie beinahe korinthisch, bald dorisch, bald zusammengesetzt, bald mit den phantastischen Thieren des Byzantinismus. Doch stört diese Verschiedenheit der zierenden Details nicht; sie verlieren sich im harmonischen Ganzen auf har-

monische Weise, während sie dem Betrachter des Einzelnen eine nicht nur nicht störende, sondern vielmehr erfreuliche Abwechslung bietet. — In den Transcepten, welche Capellen bildeten, liegen Bruchstücke von verschiedenen Sarkophagen und Ausschmückungen alter Gräber. Eines derselben schreibt das Volk der schönen Maguelone zu; unglücklicher Weise ist es das Grab irgend eines alten Cardinals.

Mittelst zweier mächtiger Steintreppen stiegen wir auf das bemooste Dach der Kirche um oben nichts anders als die Ruinen eines alten Saales, der sich im Thurme befindet, zu sehen. Von da vermag man die Insel in ihrer ganzen Kleinheit zu würdigen; in zwanzig Minuten vielleicht kann man sie in ihrem ganzen Umfange umgehen. Jenseits der Sümpfe liegt Ville-Neuve, dahin sich die Einwohner von Maguelone vor den Sarazenen geflüchtet haben. Ville-Neuve ist heute nicht viel bedeutungsvoller als das ganz verlassene Maguelone; es hat die von diesem geerbte Herrlichkeit wieder an das später entstandene Montpellier abtreten müssen, und dieses wird über Kurz oder Lang seinen Stolz vor dem Parvenue Cette zu beugen gezwungen sein. „So wandeln die Kronen von Haupt zu Haupt.“ Ville-Neuve ist der Geburtsort des großen Arnaud von Ville-Neuve der das 13. Jahrhundert mit seinem Ruhme erfüllte. Nicht nur war er hochgefeierter

Staatsmann, Gottesgelehrter, Arzt — er verstand es auch Geld zu machen und — Branntwein zu destilliren. Ihm schreibt man wenigstens die Erfindung dieses Getränkes zu, das gewiß mehr Leute vergiftet, als Arnaud mit aller Magie jemals geheilt hat. Obwohl er Leibarzt mehrerer Könige von Arragonien und Sicilien, ja, selbst des Papstes gewesen, wurden seine Schriften, doch freilich erst nach seinem Tode, vom heiligen Gerichte zu Taragona verurtheilt und auf dem Scheiterhaufen als ketzerisch öffentlich verbrannt. Er starb im Jahre 1313 — oder wurde, wie man in Spanien sagte, vom Teufel geholt. Es geschah ihm Recht, des Branntweins wegen.

Das Meer erschien mir hier zum erstenmale im Leben als „Wasserwüste." Es ist todt und öde; die Segel auf seiner Höhe scheinen sich zu beeilen, um nur an dieser Küste so schnell als möglich vorbeizukommen. Wäre nicht der Blick auf die schöne Cevennenkette mit ihrem Könige, dem Pic St. Loup, das Auge hätte keinen erquicklichen Halt. Stundenweit gegen Norden hat sich kein solider Punkt gefunden, auf dem sich ein Dorf hätte niederlassen können. Nur zerstreute Landhäuser oder Mazes erblickt man, und diese sind, der Fieber wegen, unbewohnt. Doch ist der Boden jenseits der Sümpfe überaus fruchtbar und fett. In der Nachbarschaft der beiden Landhäuser Mans und Morin,

wo ich auf meinem Rückwege Freunde beſuchte, ſah ich große Weinſtöcke, die einer einzigen Traube glichen, ſo dicht bedeckt waren ſie von der edlen Frucht. Die Winzerinnen füllten große Körbe oft mit der Leſe eines einzigen Stockes. Man hat hier auch mehr Wein als Trinkwaſſer. Bei meiner Rückkunft nach Montpellier war ich eigentlich froh dieſem Sumpflande entflohen zu ſein. Ich hatte nicht viel mehr zurückgebracht, als das Bewußtſein an einem hiſtoriſch und literariſch denkwürdigen Flecken nicht vorübergegangen zu ſein; das Bewußtſein erfüllter Reiſepflicht.

Die ſchöne Maguelone aber gemahnt mich an eine andere Sage, die ebenfalls im ſüdlichen Frankreich ihren Urſprung hat und bei uns nicht weniger bekannt, ja populärer geworden iſt, als die von der abenteuernden Prinzeſſin. Erinnere ich mich doch ganz deutlich, welche Schauer ich empfand, wenn daheim auf meinem Dorfe der Wind in den Kaminen jammerte und die Magd ſagte: das iſt ta heska Melusina — das iſt die ſchöne Meluſine, die weint und klagt, weil ſie nicht zu ihren Kindern kommen kann. Die ſchöne Meluſine hat wirklich und wahrhaftig gelebt, und zwar war ſie die Schweſter des Herzogs Guilhem von Poitiers und die Frau Raimunds von Luſignan. Eigentlich hieß ſie Marie, den Namen Meluſine aber bekam ſie von den zwei Schlöſſern, Melle und Luſignan, die ihrem Gatten gehörten, und

welche ſie abwechſelnd bewohnte. Da ſie es liebte, ſich in ihre Gemächer einzuſchließen und Bücher zu leſen, was in ihrem, dem elften Jahrhunderte, allerdings einen ſeltenen und ſonderbaren Geſchmack vorausſetzt, war man bald überzeugt, daß ſie darin geheime Künſte und Zauberei treibe, und bald hieß es, daß ſie ſich jeden achten Tag wenigſtens zur Hälfte in einen Drachen oder in eine Schlange verwandle.

Sonderbar iſt es, daß alle dieſe Sagen, ſo wie die, welche ſich auf ihren Bruder, den großen Herzog Guilhem, wie auf deſſen Freund Wilhelm beziehen, nur noch in ſüdfranzöſiſchen Chroniken, wie z. B. in Adamar's, in Fulbert's de Chartres in Konrad Wocerius' Chroniken und ganz und gar nicht mehr im Munde des Volkes leben. Daß die provenzaliſchen Lieder der großen Trubadourepoche vergeſſen worden ſind, iſt nicht zu verwundern; ſie haben nie dem Volke, ſie haben immer den Höfen und Schlöſſern angehört und ſtiegen erſt zur Zeit ihres Verfalles mit den Jongleurs auf den Marktplatz der großen Städte hinab. Dort konnten ſie mit ihrem ſchönen Klang wohl ziemlich gefallen, mochten aber mit ihrem raffinirten Gefühlsleben dem derben Kern des eigentlichen Volkes nicht zuſagen. Daß aber dieſe Sagen, welche gewiß einen populären Urſprung haben und der Phantaſie des Volkes angemeſſen ſind, ſo ganz ſeinem Gedächtniſſe entſchwanden,

darüber darf man ſich, wie geſagt, billig wundern. Auch hier muß der Albigenſer Krieg erklärend aushelfen. Ein mächtiger Blutſtrom fließet er zwiſchen dem alten und neuen Languedoc; in ſeinem cocytiſchen Geheul verhallt, was von jenſeits herüberzudringen ſucht. Man würde es ſonſt nicht begreifen, wie dieſe unendliche Menge von Sagen und Legenden, welche das ſüdliche Frankreich bis zu Ende des zwölften Jahrhunderts bevölkert haben, und deren ſpärliche Reſte wir nur noch in Büchern auffinden, ſo verſchwinden und der Erinnerung des Volkes entrückt werden konnten, während mehrere, und unter ihnen die ſchönſten, fern von der heimiſchen Quelle noch heute fortleben.

Bevor ich heute mein Tagebuch aus der Hand lege, will ich noch einer literariſchen Myſtification erwähnen, die ſich auf Maguelone bezieht, und die nur in der Geſchichte der Meinhold'ſchen Bernſteinhexe neuerer Zeit ihres Gleichen findet. Vor einigen Jahren trat ein junger Mann in Südfrankreich, ich glaube er iſt in Agde geboren, plötzlich mit dem urſprünglichen Romane von Peter von Provence und der ſchönen Maguelone auf. Er hatte ihn, wie er ſagte, in irgend einem alten Archiv entdeckt und ließ ihn drucken. Alle Leute von Fach und alle Akademiker waren entzückt über dieſen Fund und vorzugsweiſe die Akademiker waren es, welche an die Aechtheit glaubten und alle ſchüchternen Zweifler mit ihrer Gelehrſam-

keit niederſchlugen. In Zeitungen und Akademieſitzungen rühmte man die Urſprünglichkeit und Naivität des Gedichtes, und pries man das Glück und das Verdienſt des Finders. Nachdem dieſer mit Muß einige Jahre hatte verſtreichen laſſen und die gelehrten Akademiker alle genugſam blamirt waren, trat er mit der Erklärung hervor, daß der ganze Roman von ſeiner Mache ſei, und daß er nichts anderes gewollt, als ſich über die Akademiker luſtig machen, was ihm denn, wie er dankbar anerkenne, glücklich gelungen ſei. Er erklärte ferner, wie er es gemacht, um ſich vor dem ſcrupulöſeſten Forſchen keine Blöße zu geben. Während ſeiner ganzen Arbeit hatte er mittelalterliche gereimte Romane vor ſich liegen und hütete ſich nur Ein anderes Wort oder eine einzige andere Wendung anzubringen, als die er in ſeinen Vorbildern gefunden. Nach dieſer Erklärung fehlte es natürlich wieder nicht an Leuten, die den Betrug geahnt hatten, ebenſo wenig als an Tadlern, die das Werk in ſeiner ganzen Conception als ein verfehltes und mittelmäßiges bezeichneten. Es ging ihm wie es Macpherſon gegangen wäre, wenn er nicht reinen Mund zu halten gewußt hätte, und wie es dem armen Chatterton erging, nur daß der Verfaſſer des Romans Maguelone, ſich die Sache nicht ſo zu Herzen nahm, wie der engliſche Dichter und heiteren Muth genug hatte, über die Geſoppten zu lachen und ſeinen Roman,

nachdem er ihm Spaß genug gemacht, wieder in Vergessenheit sinken zu lassen.

Montpellier, im October 1851.

Mit reicheren Eindrücken, als die Maguelone gewährt, kehrt man von Sanct Guilhem le desert oder Saint Guilhem du desert zurück. Schon der Weg dahin bietet Manches, was da interessant ist. Aber um Alles zu genießen, muß man sich schmerzlich früh aufmachen, wenn man noch am selben Tage, wenn auch sehr spät, nach Montpellier zurückkehren will; denn Saint Guilhem le desert liegt jenseits des Herault tief im Gebirge versteckt, mehrere Meilen fern von der Hauptstadt des Departements. So saßen wir an einem schönen Frühlingstage schon um vier Uhr Morgens in einem breiten bequemen Wagen und fuhren dem Westen zu. Es war eine phantastisch zusammengewürfelte Gesellschaft. Neben mir im Wagen saß eine der schönsten Professorsfrauen, die je eine Universität gesehen hat; mir gegenüber ein orleanistisch gesinnter Professor, neben diesem ein ehemaliger Präfect Ledru Rollin's und auf dem Bocke neben dem Kutscher, mit der Mappe unter dem Arm ein Mann, der sich den Teufel um alle Politik, wohl aber um jeden Strauch am Wege, um jedes Wölklein am Himmel und jeden Schatten in den Schluchten des Gebirges kümmerte Es war das unser Freund und

Führer, der von Allen, die ihn kennen, der Vater der Natur genannt wird. Man könnte ihn hier zu Lande auch den Vater der Kunst nennen, denn wie er sich bemüht, die schönste Musik der größten Meister im Lande zu naturalisiren, ebenso hat er durch seine angestrengten Arbeiten alle Reste alter Kunst, die sich in diesem Lande finden, aus der Nacht barbarischer Vergessenheit gerettet, indem er sie gezeichnet, beschrieben und in verdienstvollen Sammlungen dem Publikum übergeben hat. Auch Saint Guilhem mit seinen architektonischen und natürlichen Schönheiten verdankt ihm die Auferstehung aus der Vergessenheit. Konnten wir einen besseren Führer haben als diesen Vater der Natur, der jeden Baurest, jeden malerischen Winkel in ganz Provençe und Languedoc kennt und mit Verständniß deutet?

Ungefähr eine Stunde hinter Montpellier kamen wir an den Ueberresten eines alten Schlosses vorbei, das in der Ebene an einem Bache liegt; was davon noch übrig ist, weite Marställe und ein großes Theater, weitläufige Mauern eines großen parkähnlichen Gartens, zeugen von üppiger Pracht. Es gehörte ehemals einem Fermier general oder Steuerpächter unter Ludwig dem Fünfzehnten — ist also vom Schweiße des Volkes gebaut. Man sagt, daß der König einmal daselbst eingekehrt, und daß zu dieser Gelegenheit das prächtige Theater

gebaut worden ſei. Dafür durfte der Fermier general dem armen Volke einige Millionen mehr erpreſſen. Dieſer Speculant war ein Parvenü und kam nur durch die größte Frechheit zu der von ſo vielen beneideten Stellung. Urſprünglich war er nichts als ein Müſſiggänger, der ſich in den Gaſſen von Paris umhertrieb und nicht wußte, was mit ſich und ſeinem Magen anzufangen. Die geheime Polizei war damals noch nicht ſo ausgebildet, um jedes verlorene Subject beſchäftigen zu können. Da hörte der Edle, daß in Verſailles die Steuer zu verkaufen ſei, daß ſich aber kein Pächter finde, weil man zu enorme Summen forderte. Die Pompadour war von ſo großen Bedürfniſſen geplagt! Er verſchafft ſich ſoviel Geld, um für einen Tag die prachtvollſte Equipage, mehrere Bediente und ein Hofkleid miethen zu können. So ausgerüſtet fährt er in Verſailles vor — die Wachen machen dem großen Seigneur Platz, und er dringt mit Geräuſch bis in das Vorzimmer des Königs, dem er ſagen läßt, daß ſich ein Steuerpächter melde, bereit, auf die Forderungen des Hofes einzugehen. Der König nimmt ihn mit Empreſſement auf und der Handel wird abgeſchloſſen. Dem neuen Fermier general, der keinen Sou in der Taſche hat, iſt es nicht ſchwer, ſich ſofort große Summen zu verſchaffen, die er als Abſchlagzahlung erlegt; den Reſt hat er bald aus dem Volke herausgepreßt und was

darüber füllt ihm die Taſchen. In Kurzem iſt er ein reicher Mann; er weiß ſich in ſeiner Stellung zu erhalten, giebt dem Könige Feſte und der Pompadour Baares und wird ſo einer der glorioſeſten Fermiers generaux die jemals Frankreich beglückt und die Revolution geheizt haben.

Jenſeits ſeines Schloſſes verloren wir uns im Mittelgebirge, das die Cevennen vom Meere trennt. Die Straße geht eine Zeitlang an tiefen Schluchten hin und durch Thäler, die nicht einmal von einzelnen Hütten bevölkert ſind. Die grünen, nur von Gras bedeckten Hügel, obwohl viel weniger großartig, erinnern hier und da an einzelne Gegenden des Weſthighlands in Schottland. Nach drei Stunden ungefähr kamen wir, nachdem Gignac paſſirt war, in Aniane, einem kleinen, netten Städtchen von ungefähr dreitauſend Einwohnern an. Aniane beſitzt noch heute Reſte des erſten Kloſters, welches die kultivirenden Benedictinermönche, der reſpectabelſte aller Orden, die das Mittelalter hervorgebracht, gebaut haben. Der heilige Benedictus ſelbſt hat es gegründet. Er war der Sohn Aigulf's, des gothiſchen Grafen von Magnelone und wurde kurze Zeit vor der Zerſtörung ſeiner Vaterſtadt durch Karl Martell geboren. Trotzdem brachte er ſeine Jugend am Hofe Pipin's des Kleinen zu. Aber das Hofleben mochte ihm nicht behagen, und er gründete am Fluſſe Anian, welcher heute Corbiere heißt, ein Kloſter, das

bald von dreihundert Mönchen bewohnt war. Ihre Gesellschaft mag nicht die angenehmste gewesen sein, denn Benedict verließ sie und ging wieder zu Hofe, aber nur um am Ende diesen auf's Neue zu verlassen. Er kehrte in's Kloster zurück, wo er im Jahre 821 starb und zu den Heiligen einging. Das Kloster, das er gegründet, wurde nie vollendet, und die großen Bruchstücke wurden zur Zeit der Revolution zu einer Pfarrei, einer Gemeindekirche und einer großen Fabrik verwendet. Das Kloster ging zu Grunde, aber die Bürgergemeinde, die sich ringsumher ansiedelte und dem frommen Hause ihren Ursprung verdankt, besteht noch heute und bildet das freundliche Städtchen Aniane. Auch die guten Bücher und Chroniken, welche die Benedictiner geschrieben, bestehen noch und leisten uns nützliche Dienste — auch die Felder und Wiesen, die sie geschaffen, da sie mit dem Beile der Gesittung Wildnisse ausrodeten und Felsen urbar machten, blühen noch heute und tragen Früchte für Mensch und Vieh. Es ist natürlich, daß die guten Brüder Benedictiner durch viele Jahrhunderte von den Päpsten gehaßt waren und fast immer in einer Art von Schisma lebten.

Aniane hat noch manche hübsche Volkssitte aus dem Mittelalter erhalten. So z. B. ist es Brauch, daß alle Neuverheiratheten Sonntag vor Carneval Lorbeerzweige an die Giebel ihrer Häuser stecken. Die Männer wandern

von Haus zu Haus und ſammeln die Lorbeerzweige ein, angeführt vom älteſten Ehemann des Jahres und Alle trinken in jedem Hauſe, das einen Lorbeerkranz trägt. Des Abends werden mit der Fackel in der Hand auf dem großen Platze vielerlei Tänze ausgeführt, an denen die Weiber nicht Theil nehmen. Dieſer Umſtand, die Fackeln und der Lorbeer deuten vielleicht auf den griechiſchen Urſprung des Tanzes und der ganzen Sitte hin. Den Tänzern folgen durch alle Windungen des Tanzes die Greiſe des Ortes und tragen ihnen weingefüllte Flaſchen und Becher nach, die während des Tanzes geleert werden.

Ungefähr eine halbe Stunde hinter Aniane gelangt man endlich an die Brücke des Herault und an den Eingang des furchtbar wilden Thales das nach Saint Guilhem le deſert führt. Die Brücke ſoll auf römiſchen Fundamenten ruhen und ein Theil der Römerſtraße geweſen ſein, die nach Toulouſe führte. Unweit von der Brücke liegt das Dorf Saint Jean de Fos, und etwas weiter das uralte Schloß Montpeyroux. Dieſe ganze Gegend iſt von ihr eigenthümlichen Geiſtern, die man Drac nennt, bevölkert. Ihr Hauptſitz iſt eine Art Brunnenabgrund zu Montpeyroux. Doch gibt es gute und böſe Drac's, und gelehrte Ausleger ſehen in den erſten die Laren und Penaten, in den letzteren die Lemuren der Alten. Die Guten gehen oft in Menſchenge-

ſtalt unter die Leute auf den Markt in die Stadt, zu Hochzeitsfeſten u. ſ. w., wie wir das von unſeren Waſſermännern kennen. Die Böſen ſchieben ihre Kinder den Ammen in die Arme, und oft ſaugt ſo ein Drackind zwanzig Ammen das Leben aus. Oft laſſen ſie goldne Stäblein, Ringe oder Becher auf dem Fluſſe ſchwimmen, und wenn ein Kind herankommt um das glänzende Spielzeug zu holen, ziehen ſie es tückiſch in die Tiefe. Nicht alle wohnen in jenem Brunnen, viele hauſen auch, wie unſere Kobolde und Wichtelmännchen in verlaſſenen Wächterhütten oder in verſteckten Winkeln bewohnter Häuſer. St. Jean le Fos iſt neben ſeinen Geiſtern wegen der großartigen Kapernfabrikation berühmt, welche den Ort reich und die Gaſtronomen Frankreichs und Europas glücklich macht.

An der Heraultbrücke angekommen, ſteckte die ſchöne Frau Brizeux's Idylle „Marie," aus der ſie uns vorgeleſen hatte, um uns für ihren Lieblingsdichter zu gewinnen, in die Taſche. Und ſie that Recht daran. Das iſt keine Scene, kein Schauplatz für die Idylle, was ſich an der Heraultbrücke vor uns aufthat.

Tief unter dieſer Brücke, die ein ſchöner, hoher, aus mehreren Bogen beſtehender Bau iſt, kommt der Fluß Herault aus der furchtbaren Schlucht hervor. Er ſcheint aufzuathmen, er ſcheint das Gefühl des eben Geretteten

zu haben. Ruhig bleibt er unmittelbar vor der Brücke ſtehen und breitet ſich gemächlich aus, um das Licht der Sonne mit Behagen einzuſaugen, und ſich mit klarem Blicke, froh des Daſeins, in der Welt umzuſehen. Seit Stunden iſt ihm ja dieſes Glück nicht zu Theil geworden. Er kommt aus Nacht hervor, er tritt aus einer Miniaturhölle. Wir gingen ihr entgegen, indem wir aus dem Wagen ſtiegen, die Brücke überſchritten und jenſeits, auf dem rechten Ufer des Herault, nordwärts unſere Wanderung fortſetzten. Dort drängt ſich die Straße am Fuße ungeheurer Felſenwand zwiſchen dieſer und dem Fluſſe St. Guilhem entgegen, und zwar in krampfhaften Krümmungen, als hätte ſie Angſt in den gähnenden Abgrund zu gleiten. Da unten aber iſt's fürchterlich.

Bald klappten die beiden Felswände, die an der Heraultbrücke enden, wie zwei Kerkerthüren hinter uns zuſammen. Das offene Land verſchwand — wir waren in der Gebirgswüſte. Da gedeiht kein Grashalm, kein Blümlein, kein Strauch. Wo ſollte auch an dieſen ſteilen Wänden eine Handvoll Dammerde haften können? Nur der kecke, doch leicht zerbrechliche Feigenbaum ſtreckte hier und da aus einer Ritze ſeine Fahne hervor — doch ſah er verzweifelt aus. Uns zu Füßen aber rollte und grollte es, ziſchte und pfiff es. Die große Schlucht iſt von einer ſchmaleren, ihrer ganzen Ausdehnung entlang, durch-

ſchnitten, und in dieſer zweiten Schlucht quält ſich, immer hörbar, ſelten zu ſehen, der Herault ab. Man muß frech auf Felſenvorſprünge treten, wenn man ihn da unten in ſeinem Marterbette erblicken will. Ach, wie er ſich plagt! wie ihn die Felſen zerreißen, wie er ſich windet, wie er weint, und wie er ſchäumt vor Wuth und das Alles in dunkler Kammer. Nur zweie habe ich noch ſo leiden geſehen: die Reuß, wie ſie den Gotthardsberg hinab tollt und die Aar, da ſie von der kalten Grimſel ihrem gewiſſen Falle entgegenjammert. Es iſt ein ſehr unglücklicher Fluß, der Herault und ſeine Laufbahn eine der martervollſten und das Alles um ſchon nach wenigen Stunden mit Einbuße ſeiner Individualität im All, im Meere aufzugehen. Ein ſchöner Troſt, der Shelley'ſche: Du bleibſt im All! Wir können doch nie umhin, bei Flüſſen an individuelles und menſchliches Leben zu denken, und das iſt natürlich. Es giebt nichts in der Natur, was an das menſchliche Daſein ſo ſehr erinnert. Die Pflanze iſt unbeweglich und ſtumm, und darum ſo ferne von uns, den ſo Bewegten, Weinenden und Jubelnden. Unter den Flüſſen aber giebt es kleine und mittelmäßige und große und gewaltige. Jeder hat ſeinen beſonderen ihm eigenthümlichen Charakter; jeder hat ſeinen Lebenslauf, ſein Schickſal. Jeder arbeitet und wirkt auf ſeine Weiſe; jeder hat ſeine Quelle, wächſt durch ihm eigen-

thümliche Zuflüſſe und endet wie der Menſch, indem er in einem anderen aufgeht, ſich verdunſtet, im Sande verliert, oder im großen All regelmäßig beſtattet wird und unerkannt in Atomen wieder auferſteht. Der eine und der andere verliert ſich mitten in ſeinem ſtolzen Laufe — tout comme chez nous.

Was aber den Herault betrifft, ſo hat er ſein ganz beſonderes Schickſal. Seit Jahrtauſenden arbeitet er daran, ſich einen ordentlichen Weg zu bahnen, und je mehr er arbeitet, deſto ſchlimmer wird ſein Pfad. Je mehr er wühlt, deſto größer wird das Labyrinth von ausgeſchwemmtem Geſtein, durch das er ſich zu winden hat, und deſto tiefer und der Sonne immer mehr entrückt, wird ſein Bett. So kommt es auch, daß dieſes unten viel, viel breiter als oben, und daß es zum größten Theile ganz überdacht iſt. An einer Stelle ſtreckt ſich eine Felsplatte ſo breit, weit und dünn hervor, daß ſie ihren Namen, Regenſchirm des Herault, verdient. Da wir es ſahen kam aber viel Regenwaſſer, das ſich im Gebirge geſammelt hatte, aus einer Seitenſchlucht hervor und floß über das Parapluie in hundert kleinen Bächen, wie ein Schleier hinab in die Tiefe, daß es unten erklang. Es war lieblich anzuſehen und anzuhören.

Daß der Herault kein Jüngling mehr an Jahren, erkennt man da, wo das Ufer nicht ſo ſteil iſt, an dem

aufgehäuften Geſtein, mit deſſen Ausſchwemmung und Polirung er gewiß Jahrhunderte lang beſchäftigt geweſen ſein muß; ja, vielleicht war das urſprüngliche Bett des Knaben Herault das ganze obere Felſenthal, das er nach und nach durchgewühlt bis zu der ſchmalen Schlucht, in der er ſich jetzt aufhält. In der That hat das Ganze etwas vom Urweltlichen, und wir in unſeren Fracks und modernen Kleidern, wir Touriſten, Profeſſoren, Profeſſorenfrauen und Präfecten waren anachroniſtiſche Wandler auf einem Boden, mit dem Ichthiosauren beſſer zuſammenſtimmen würden. Etwas weiter gegen St. Guilhem le deſert am linken Ufer friſtet ein erbärmlicher Eichenhain, an die Felswand geklammert, ein erbärmliches Daſein: ein wahres Symbol der Schwäche, die Eiche in ihrem Verfall. Dem Eichenhaine gegenüber am rechten Ufer hoch über der Straße haben zwiſchen Fels und künſtlich aufgeführten Mauern die Menſchen einige Dammerde zuſammengetragen, in welcher Olivenbäume und Weinreben ſtecken. Traurige hängende Gärten! Von Zeit zu Zeit kommt ein Wildbach und trägt Mauern, Dammerde, Olivenbäume und Reben hinab in den Grund, dann kommt der Menſch, ringt die Hände, trocknet die Thränen und trägt ſie wieder hinauf um im nächſten Frühling oder Herbſt dieſelbe Arbeit von Neuem zu beginnen.

Aber ich habe einen der ſchönſten Punkte, der ſich unſern vom Eingange in das Thal findet, überſprungen, doch gehört er zu den maleriſchſten. Das iſt die Mühle von Clamous. Sie ſteht keck und prächtig mit einem Thurme verſehen am Rande des Abgrundes. Die Waſſer des Herault's, des wilden, tollen, ſchwermüthigen, ſind zu unpraktiſch, um, wenigſtens hier, nützlich ein nützliches Mühlrad zu treiben. Darum bezieht die Mühle den nöthigen Waſſerverbrauch aus der Fontaine de Clamous (fons clamosa) die nicht fünfzehn Ellen fern von der Mühle in ihrer Wiege liegt. Dieſe Wiege iſt eine gewaltige Grotte im Felſen, aus welcher der Quell mit ſo ungeheuerer Waſſermenge hervorkommt, daß er gleich an ſeinem Urſprung Mühlräder in die wildeſte Bewegung zu ſetzen vermag. Sein Waſſer iſt hell und grün, wie es aus dem Felſen hervorkommt, aber ſilberweiß und perlend, wie es als Katarakt von der Mühle hinabſtürzt in den Herault. Wie ſchnell iſt dieſes Geſchick erfüllt nach einem Wege von fünfzehn Schritten und doch wie nützlich. Man ſagt, daß das Waſſer der Grotte mit den Gewäſſern des Sees von Thau bei Cette, mit dem Dracbrunnen, mit den Quellen von Montpellier u. ſ. w. durch unterirdiſche Gänge in Verbindung iſt. Was iſt nicht glaublich in dieſem durchhöhlten Lande?

In der Nähe der Mühle von Clamous giebt es noch mehre kleinere, die aber nicht so befestigt und von keinem Thurme geschmückt sind. Sie sehen wie große Maulwurfshügel aus, oder auch wie kleine, aus Backsteinen gebaute mexikanische Tempel, wie wir sie aus Abbildungen kennen. Sie sind oben und nach den Seiten abgerundet, wie abgespülte Steine, damit die Fluth des Herault, der oft austritt, und das ganze Thal erfüllt, desto unschädlicher über sie dahingehe. An diesen Mühlen verloren wir den Vater der Natur aus unserer Gesellschaft; er ließ uns allein weiter wandern und pflanzte sich mit seiner Zeichengeräthschaft auf einen ausgeschwemmten Stein im Angesichte des Thurmes auf. Der Punkt, wie gesagt, verdient diese Aufmerksamkeit, und der Künstler, der an ihm vorüberginge, wäre kein rechter Künstler. Nicht viel weniger schön ist es weiter oben, wo die Trümmer eines Feudalbaues mit einem Thurme, kahl, melancholisch, aber harmonisch mit der ganzen Umgebung in das dunkle Bett des Gebirgsstromes hineinsieht.

In der Nähe von St. Guilhem wird es freundlicher. Wenn man auf der Wanderung bis hierher vergessen, daß man die kunstvolle Straße, auf der man gewandelt, den fleißigen Benediktinern dankt, so wird man hier gewiß durch die kleinen, grünen Wiesen, durch die schattigen Bäume, die sich schon buschweise um den Eingang in das

Dorf drängen, daran erinnert, daß dieſe Civiliſatoren einmal hier gewaltet haben.

Aber bevor wir in den Flecken St. Guilhem eintreten, habe ich noch eines ſonderbaren Dings zu erwähnen, das ſich unmittelbar davor befindet. Es iſt das eine Hängebrücke der eigenthümlichſten Art, wie ſie gewiß nicht wieder in Europa zu finden iſt und die an Einfachheit und Urſprünglichkeit ſelbſt die indianiſchen und indiſchen weit hinter ſich zurückläßt. Sie führt über das Abgrundbett des Herault und beſteht aus einem einzigen Seile. Das Seil iſt an beiden Ufern ſolid befeſtigt. An dem Seile hängt ein kurzes Stricklein, das oben ein Rädchen hat, welches am Seile hinläuft und unten einen kleinen Stab von ungefähr einer Elle querüber trägt. Auf dieſen Stab ſetzt man ſich, indem man beide Beine darüberſtreckt, ſo daß man das Stricklein, an dem er hängt, vor ſich hat. Mit den Händen hält man ſich am oberen Seile. Da dieſes Seil nicht ſtraff geſpannt iſt, ſondern eine Kurbe bildet, fliegt man, ſobald der Fuß das Ufer von ſich ſtößt weit über die Mitte der ganzen Brücke hin und durch das eigene Gewicht faſt die Hälfte der aufſteigenden Kurbe hinan. Den kleinen Reſt der aufſteigenden Kurbe überwindet man leicht, indem man, noch bevor das Rädchen in Ruhe kommt, mit der einen Hand das Seil erfaßt und ſich weiter hinauf bis an's Ufer

hinarbeitet. Ich ſah ſo ein altes Weib, das einen großen Bündel Brennholz auf dem Kopfe trug, mit größter Geſchwindigkeit über den Abgrund des Herault fliegen. Schöner war der Anblick, als ein junges Mädchen mit der Harfe im Arme herüberſchwebte. Es ſah geiſterhaft aus. Nur der Mondſchein fehlte um an einen über Abgründen ſchwebenden, ſingenden Elfengeiſt zu glauben.

Endlich müſſen wir doch in St. Guilhem eintreten. Ich thue es mit Zagen, da ich doch einmal die Verpflichtung übernommen habe, dergleichen zu beſchreiben und die begründete Angſt fühle, dieſer Verpflichtung nicht nachkommen zu können. Einem Deutſchen iſt es ja nicht erlaubt ſich ſo zu helfen, wie es ein franzöſiſcher Reiſebeſchreiber gethan, indem er einfach ſagte: Ein Maler müßte in St. Guilhem wenigſtens acht Tage zubringen. Wahr iſt er dieſer echtfranzöſiſche Touriſtenſatz, aber von den mannichfachen Schönheiten St. Guilhem's giebt er denn doch keinen Begriff. St. Guilhem le deſert oder St. Guilhem du deſert liegt links von der Straße, auf der wir bis jetzt gewandelt und die weiter dem Herault entgegen in die Cevennen führt, am Eingang in ein großes Keſſelthal. Dieſen Eingang füllt es ganz aus mit uralten Häuſern und mit einer überaus üppigen Vegetation. Dem Ankommenden breitet es zwei Arme entgegen, wie zur Umhalſung. Zwiſchen dieſen zwei Häuſerarmen, die mit

ihren Granatbäumen, Pinien u. ſ. w. mit ihren von Epheu überdeckten Wänden und Giebeln auch einem großen Halbkranze ähnlich ſind, befindet ſich ein tiefes Baſſin, in das, mitten aus den Häuſern kommend, die Waſſer der Gebirgsbaches Verdus in herrlichen Kaskaden hinabplätſchern. Das Baſſin iſt von Waſſerpflanzen aller Art angefüllt und ſeine Ränder von dichtem Buſchwerk beſetzt, in welchem unzählige Nachtigallen ſingen. Am Gelände dieſes Beckens ſtanden wir wie gebannt und ſchweigend. Hinter uns erhob ſich eine ungeheure, himmelhohe Felswand, die von Grotten durchwühlt iſt. Aber dieſe bekommt man nicht zu ſehen, ſie ſind von einem dichten, dicken Epheuſchleier verdeckt; auf ihren Vorſprüngen prangen Granatbäume mit ihren rothglühenden Blüthen. Vor uns, aber jenſeits des Baſſins und des Dorfes, auf dem gegenüber hoch und allgewaltig ſich erhebenden Felsberge ſtehen die Ruinen eines Schloſſes, das man das Schloß Don Juan's nennt. Es hat an der ſteilen Wand nirgends Platz genug gefunden, um ſich gemächlich niederzulaſſen und ſo ſteht es auf einzelnen Abſätzen, ein Theil über dem anderen und ſieht aus als ob es mit Mühe den Berg hinanklimmen wollte, mit Mühe und doch kühn und keck, wie ein Gemſenjäger. Kaum begreift man, wie es ſich da oben erhalten kann. Wer war dieſer Don Juan, der da oben ſein Neſt hingeklebt hatte? Niemand

wußte es mir zu ſagen, und ſo ſchließe ich aus dem Namen, daß es einer der Herrn geweſen war, die mit Peter von Aragonien in's Land kamen. Was er immer geweſen, er hatte gewiß für Schönheiten der Natur ebenſoviel Sinn, als ſein verrufener Namensbruder für die Reize des Weibes, und mit derſelben Keckheit nahm er ſie in Beſitz. Am Fuße des einen Schloßthurmes ſaß ein Hirtenknabe, klein wie ein Punkt, und rings umher in dem gelben Geſtein ſuchten Schaafe und Ziegen ihr Futter. Ihre Glocken klangen melodiſch zuſammen mit den Nachtigallenliedern in der Tiefe. Und noch habe ich von den Kloſterruinen, von dem alten Kirchthurme, von den gothiſchen Fenſtern, in allen, auch den kleinſten Häuſern, die rings um das Baſſin aus Bäumen und Gebüſch hervorblicken, nichts geſagt. Ich will es auch fürder nicht thun, ſondern einfach meine Wanderung fortſetzen.

Wir gehen um das Baſſin herum und gelangen auf den Hauptplatz des Dorfes, der einen einzigen Ausgang hat und von uralten Häuſern, von den Ruinen des Kloſters und der Kirche aus Karl des Großen Zeiten, gebildet wird. In der Mitte plätſchert der Brunnen, der das ganze Mittelalter hindurch auf wunderbare Weiſe heilende Kraft übte; der ganze Platz ſo ſchön, ſo maleriſch, als nur irgend ein Platz der Welt, iſt noch heute ein Stück

Mittelalter, ſo wohl erhalten, wie die Mauern von Aigues-Mortes.

St. Guilhem le deſert iſt von einem der Palladine und Neffen Karls des Großen gegründet, von Wilhelm von Aquitanien, auch Wilhelm Kurznaſe genannt, welcher in mancher Chronik des Mittelalters und in einem gereimten Romane gefeiert wird. Nachdem er ſich gegen die Sarazenen als Held bewieſen und am Hofe Caroli Magni ein etwas liederliches Leben geführt hatte, wurde er mit einemmale fromm und gründete dieſes Kloſter, welchem er ſeinen Namen gab. Vor ihm hieß der Flecken Gellone. Er ſetzte ſich mit dem heiligen Benediktus von Aniane in's Einvernehmen und lernte von ihm, wie man Klöſter gründet und Mönche in Zucht bringt. Kaiſer Carolus unterſtützte ihn, indem er ihm ein Stück des wahren Kreuzes verehrte, welches Wilhelm von Aquitanien, der ſpätere heilige Wilhelm, in einem eiſernen Kaſten und zu Fuße vom Hofe Carls des Großen, vielleicht von Aachen oder Ingelheim, bis hierher trug. Bei dieſer Gelegenheit ſoll er ſich ein Weh angethan haben, daran er ſein ganzes Lebenlang zu tragen hatte. Die Mönche, die er in Saint Guilhem verſammelte, gaben ihm auch viel zu ſchaffen, bevor ſie es lernten, ſich in die Zucht und Regel des heiligen Benediktus zu fügen. Trotz dieſer traurigen Erfahrungen, die er in der Frömmigkeit machte,

bewog er doch zwei ſeiner Schweſtern ein Gleiches zu thun und in ein benachbartes Kloſter zu gehen. Er ſelbſt ließ ſich im Jahre 806 einkleiden und ſtarb als ein Heiliger.

Von dem großen Kloſtergebäude, das er gründete, ſind nur noch ſchwache Reſte übrig. Ein ſchöner von romaniſchen Säulchen getragener Gang, das Bruchſtück einer breiten und ſchön angelegten Treppe und Spuren von Gemächern, die ſich in den oberen Stockwerken an die Kirche lehnten. Der Kloſterhof iſt von Unkraut überwuchert und ſeine Wände von Epheugewinden und allerlei Flechten bedeckt; hier und da blicken byzantiniſche Skulpturen als Thier- und Menſchengeſtalten hervor. Die Kirche aber iſt faſt ganz ſo erhalten, wie ſie wahrſcheinlich im Zehnten oder elften Jahrhunderte, da der romaniſche Stil ſchon nach der Höhe zu ſtreben anfing, renovirt, ausgebaut oder vielleicht ganz und gar neu aufgeführt worden, iſt jedenfalls eines der intereſſanteſten Denkmäler vorgothiſcher Architektur. Hier iſt noch keine Spur von jener Ahnung des Spitzbogens, wie ſie in Saint Trophyme zu Arles ſchon hervortritt, im Gegentheil weiſt Alles zurück auf dunkle, antike Erinnerungen. Im Einklang mit dieſer Kirche ſtehen viele einzelne Häuſer des Fleckens, die nach und nach von dem reichen Kloſter, wahrſcheinlich für ſeine Beamten, oder von einzelnen Reichen, die ſich

hierher zurückgezogen, ohne ſich einkleiden zu laſſen, gebaut worden ſind. Darunter ſind manche in echt gothiſchem Stile ausgeführt.

Hinter dem Flecken Saint Guilhem le deſert öffnet ſich mit einemmale groß und breit ein furchtbares Keſſelthal, welches, die Pforte gegen den Herault zu ausgenommen, keinen anderen Ausgang hat, als denjenigen, den der hier hauſende Adler findet, den Ausgang dem Himmel entgegen. Ringsumher im weiten Kreiſe erheben ſich ſteile oft horizontal abfallende ungeheure Felswände, aus denen zahlloſe einzelne Felſennadeln in den verſchiedenſten Richtungen und Bildungen hervorragen. In ihren Löchern, die unnahbar ſind, hauſt der Adler und verenden die Lämmer, die er den Herden unten in den Thälern entführt. Es iſt ein Thal wie es im orientaliſchen Mährchen vorkommt, aus dem man nur auf den Flügeln des Greifes oder mit Hülfe des magiſchen Pferdes der Abaſſiden entkommen kann.

Doch haben die Menſchen, längs der Wände über dem Steingerölle, das ſich an ihnen aufgehäuft, einen Pfad angebracht, der wie eine Gallerie auf- und abſteigend ringsherum führt. Auf dieſem Pfade ſetzten wir, von zwei Hirtenknaben geführt, unſere Wanderung fort. Ueber halsbrecheriſche Viaducte durch Luftſtrömungen, die an manchen Stellen aus den Klüften hervorkamen und

ſo gewaltig rauſchten und fortriſſen wie Wildbäche, gelangten wir endlich an jenem hohen Punkte an, wo der Verdus, gerade Saint Guilhem gegenüber, aus einem kleinen Walde hervorkömmt und ſich in kühnen Sprüngen hinabwirft in den Thalgrund. Da unten nährt er Wieſen und Flachsfelder, welche die Tiefe mit einem grünen, ſaftigen Teppiche bedecken und mit den gelben Felswänden ringsumher auf das Schönſte contraſtiren. Die Hirtenknaben, unſere Führer, wollten ſich vor uns mit ihrer Geſchicklichkeit produciren und manches Adlerneſt erklettern; aber ſie glitten jedesmal an den polirten Wänden ab. Am Verdus angekommen, verboten ſie uns von dem Waſſer zu trinken oder auch nur die Hand hineinzutauchen, aus ihrem ſchwerverſtändlichen Kauderwelſch entnahmen wir, daß ſie es für vergiftet halten, ſo lange es hier oben fließt, aber für unſchädlich, ſobald es unten im Thale angelangt iſt. Auch von giftigen und verzauberten Thieren, die ſich da oben an den Quellen aufhielten, kauderwelſchten ſie und zeigten eine große Scheu vor den Spinnweben und Raupenneſtern, die allerdings ungewöhnlich groß überall am Geſträuche hingen. Der eine hatte Muth genug, mit einem Stocke in ein ſolches Neſt zu ſchlagen, flüchtete ſich aber ſofort und rieth uns ein Gleiches zu thun.

Als wir nach Saint Guilhem le deſert zurückkamen

lag ſchon Dämmerung auf dem Thale, und wir konnten die Mühle, die oberhalb des Fleckens liegt, und noch aus den Zeiten des Gründers ſtammen ſoll, nicht mehr beſuchen. Kaum, daß wir Zeit hatten, den Vater der Natur, der ſich in den Klippen des Herault verloren hatte, aufzuſuchen. Mit Gewalt riſſen wir ihn vom Buſen ſeiner Tochter los, warfen ihn und ſeine gefüllte Zeichenmappe in den Wagen und fuhren gegen Montpellier zurück, wo wir erſt gegen Mitternacht ankamen. Den Platz von Saint Guilhem le deſert, den idylliſchen Frieden, der darauf lagerte, als ſich des Abends, da wir abreiſten, die Einwohner in Gruppen vor ihren altromantiſchen Häuſern ſammelten, da die Glocke der alten Kirche ertönte, und die Heerde vom Schloſſe Don Juan's zurückkehrte — ja ganz Saint Guilhem le deſert mit all' ſeinen Schönen, ich nahm es daguerreotypirt in meinem Gehirne mit, und ich will das Lichtbild ſo gut verwahren, daß es ſich nie und nie verwiſchen ſoll.

Und ſo habe ich den Herault überſchritten und mit ihm die Gränze, die ich mir geſteckt hatte. Da drüben liegt noch ſchönes und hiſtoriſches Land; Toulouſe mit ſeinem Capitol und mit den Schlachtfeldern der Albigenſerſtreiter; Béziers, der Geburtsort Matfres von Ermengaud, des Verläufers Danton's; Rouſſillon und Perpignan mit den ſüßen Weinen und noch ſüßeren Frauen;

die Pyrenäen mit ihren Höllen und Paradieſen — aber es iſt genug für dieſes Jahr. So packe ich die loſen Blätter zuſammen, ſchicke ſie an den Verleger und frage: Herr C. W. Leske, wollen Sie es auch mit Dieſem wagen? — Wenig oder nichts habe ich an den loſen Blättern arrangirt oder redigirt, ſondern gebe ſie ſo, wie ſie meiſt an Ort und Stelle, oder nach Notizen unmittelbar nach der Einkehr in mein Standquartier niedergeſchrieben wurden. Ich gebe ſie ſogar mit manchen Wiederholungen und Widerſprüchen; denn dieſes Verfahren halte ich für erſprießlich, wenn man eben nichts als ein Tagebuch geben will, deſſen einzige Tugend oft die Unmittelbarkeit, das Friſche und gewiſſermaßen unabſichtliche Wiederſpiegeln iſt. Der leichteren Orientirung wegen, habe ich meine Ausflüge geographiſch geordnet, ohne auf ihre chronologiſche Folge Rückſicht zu nehmen. So kommt es, daß der Mandelbaum auf der einen Seite blüht, während er auf der folgenden ſchon in Früchten ſteht. So darf der wohlwollende Leſer auch in dieſer Beziehung nicht den allzukritiſchen Maßſtab an die beiden Bändchen legen; ſie ſollen nur ein Andenken ſein, das die Freunde in der Heimath zur Erinnerung zwingt und ein liebender Gruß an das theuere Vaterland — ein Oelzweig, den ich am Wege abbreche und ſegnend gegen Nordoſten ſchwinge. Von einem Fortſchritte, von weiterer Ent-

wickelung zu zeugen, fällt dieſem anſpruchloſen Tagebuche nicht ein. Es iſt noch eine Frage, ob in der Ferne, unter dem Einfluß der Angſt, dem Vaterlande entfremdet zu werden — ob unter dieſen Umſtänden und manchen anderen traurigen, überhaupt von ruhiger Entwickelung die Rede ſein kann. Wir wollen uns auf dieſes trübe Thema nicht weiter einlaſſen und wir wollen nicht Klagelieder anſtimmen, die, ſchon ſo oft mit Koketterie angeſtimmt, verdächtig geworden ſind. So viel iſt ſicher, nicht nur gewiſſe mythiſche Giganten büßen, der Mutter Erde entboben, ihre Kraft ein. Die alten keltiſchen Barden ſagten: Dreier Dinge bedarf die Begeiſterung: Des äußerlichen Gedeihens, des liebenden Umgangs und des Lobes. — Auf fremdem Boden wachſen dieſe drei koſtbaren Dinge nur ſehr ſpärlich. Ein Troſt aber bleibt. Welches immer das Unglück ſei, das ein Schickſal über uns verhängt: ein Gott entſcheidet, ob es zum Gewichte werden ſoll, das in die Tiefe zieht, ob zu Fittigen, die zur Höhe tragen. So möge es ein günſtiger Gott entſcheiden.

Bayerische Staatsbibliothek München